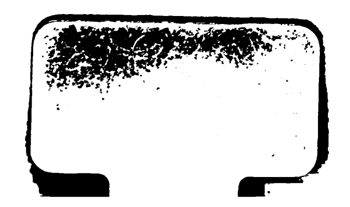
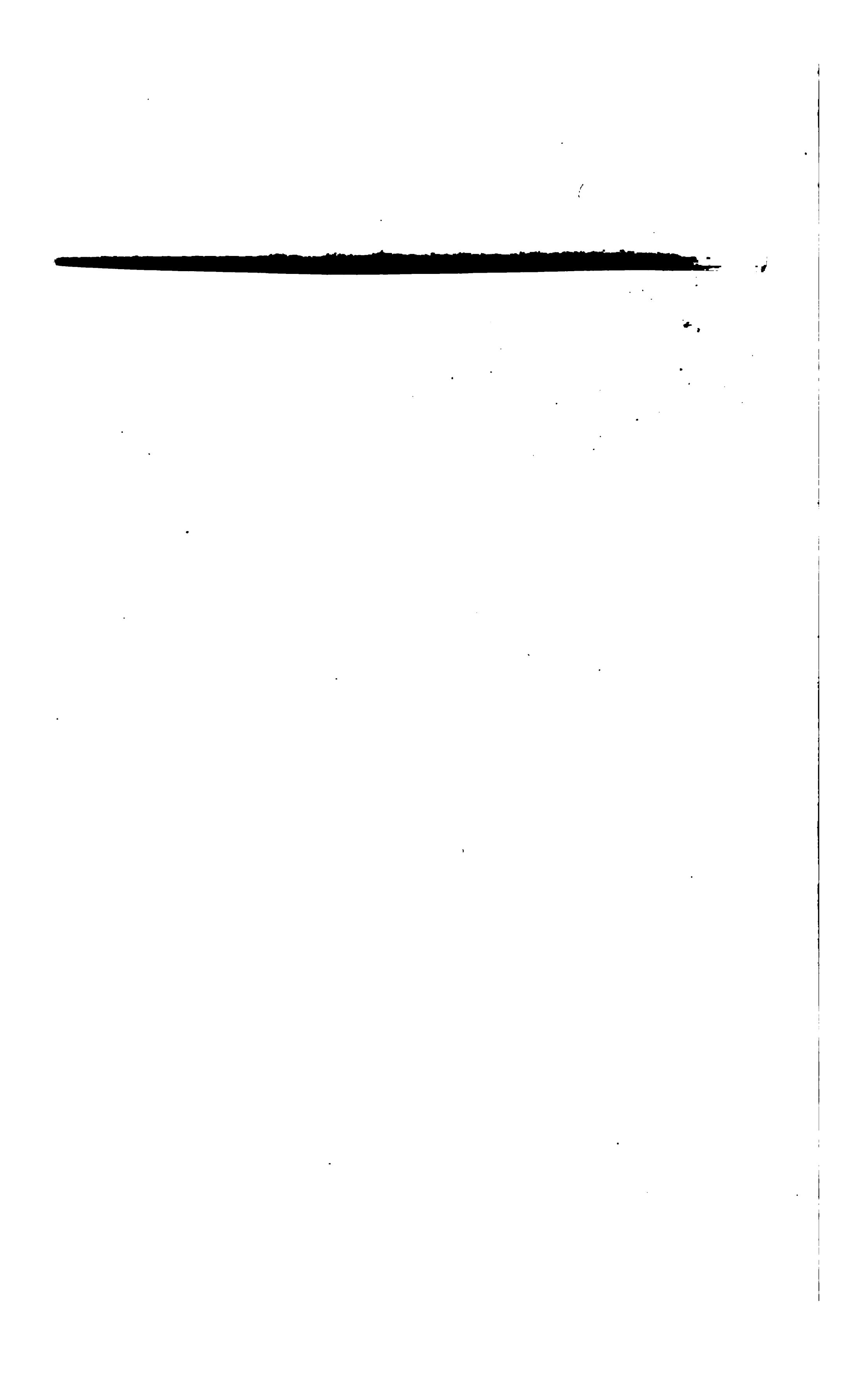



TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA





Supplement

zu

Goethe's

sämmtlichen Werken

in dreißig Bänden.

Goethe's

Liebe und Liebesgedichte.

Von

Dr. Joh. Aug. O. L. Lehmann,

Direktor des Königl. Gymnasiums zu Marienwerder, Königl. Professor, Mitgliede des Frankfurtischen Gelehrtenvereins für Deutsche Sprache, der Königl. Deutschen Gesellschaft zu Königsberg in Pr. und der Königl. Preußischen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt.

Das Leben ist die Liebe,
Und des Lebens Leben Geist.

Goethe.



Berlin.
Allgemeine Deutsche Verlags-Anstalt.
1852.

Weihe.

Zum 16. März 1851.

Die weite Wandrung ist vollbracht;
Dein hab' ich liebend stets gedacht
Beim Meer im sanften Mondesstrahl,
Beim Lerchensang im Blüthenthal.

Und in dem dürren Wüstensand
Und an dem schroffen Klippenrand,
Wo Sturmwuth braust, wo Dunkel graut,
Hab' fernher ich nach Dir geschaut.

Das Leid blieb fern, die Liebe nah;
Nun steht das Werk der Wandrung da:
Ich weih' es Dir, denn Du bist mein,
Und was ich bin und will, ist Dein.

Vorrede.

Die Liebe ist die nothwendigste Bedingung und der ideenreichste Stoff für das lyrische Dichten. Das finden wir auch bei Göthe bestätigt. Wie in seinem innern Leben, so spielt auch in dem Spiegel desselben, in seinen dichterischen Erzeugnissen überhaupt die Liebe eine bedeutende Hauptrolle, insbesondere aber in seinen lyrischen Ergüssen; in ihnen ist gerade sie, zumal in der ersten Hälfte seines Lebens, die bedeutsamste und ergiebigste Quelle. Die reichen und vielseitigen Erfahrungen seines Liebeslebens und ihre Veranlassung, seine unbesiegliche Herzensneigung zu ihnen, haben ihn zum ausgezeichnetsten Liebesdichter unsers Vaterlandes gemacht. Es ist also wohl keine vergebliche Mühe, seine Liebesgedichte insbesondre durch gründlicheres Studium kennen zu lernen, in sie und ihren Zusammenhang sich zu vertiefen. Sie werfen ein helles Licht auf sein Liebesleben, denn sie sind durchgängig Gelegenheitsgedichte im schönsten Sinne des Worts, so wie sie andrerseits in eben dieser Beziehung aus der Geschichte seines Liebeslebens, namentlich so weit er selbst diese in seiner unübertrefflichen Autobiographie und in seinen Briefen und sonstigen Mittheilungen dargeboten hat, Erklärung und Aufklärung empfangen.

Daher liegt der Gedanke nahe, einerseits die Geschichte seiner Liebe, vorzüglich aus der lautern Quelle seiner eignen Mittheilungen geschöpft, sein ganzes Leben hindurch im Zusammenhange zu verfolgen und darzustellen und das Innerlichste dabei durch seine lyrisch-erotischen Poesieen aufzuklären, andrerseits diese Poesieen nach jenen geschichtlichen Momenten zu erläutern. Eine solche gegenseitig er-

gänzte und erläuterte Darstellung seines reichen und tiefen Liebes-lebens, wie sie sich aus den historischen und poetischen Mittheilungen des großen Genius selbst ergiebt und durch sonstige Nachrichten hie und da erweitert wird, ist die Aufgabe der vorliegenden Arbeit. Es ist dies ein erster Versuch. Ob und in wie weit er gelungen, möge der Kenner Göthes und des Menschenherzens entscheiden. —

Nur Weniges noch im Einzelnen.

Nicht sämmtliche Liebesgedichte ohne alle Ausnahme habe ich aufgenommen. Manche formell oder inhaltlich weniger poetische oder weniger lyrische (also besonders epigrammatische und epistolische) Gedichte habe ich weggelassen. Doch wird man wohl schwerlich ein schönes oder interessantes Liebesgedicht vermissen. Ich glaube eher zu viel als zu wenig aufgenommen zu haben*).

Die Quellen habe ich genau angegeben und Göthes Mittheilungen selbst, wo es irgend anging, mit denselben Worten und in derselben Weitläufigkeit dargeboten. Die Zitate aus Göthes Werken beziehn sich auf die Sedezausgabe von 1827. — Das Werk von H. Viehoff: „Göthes Gedichte erläutert ꝛc.“, Düsseldorf, 2 Bde., ist für mich ein großer Schatz besonders historischer Bemerkungen gewesen, den ich treulich und dankbar benutzt habe. Schade, daß der dritte Band noch nicht erschienen! Er hätte mir für den dritten Abschnitt gewiß viele Unterlagen dargeboten.

Bei Erläuterung der Gedichte so wie bei Erzählung des geschichtlichen Stoffes habe ich gestrebt Einen Bildungsstandpunkt der Leser festzuhalten. Es ist dies nicht leicht, zumal bei Göthe. Wo mir also diese Festhaltung nicht gelungen, wird gütige Nachsicht geübt werden. —

Und so gehe denn hin, du Werk der Liebe, in Liebe entstanden und gepflegt und durch Liebe mir geheiligt, hinaus in die Welt, und suche wieder Liebe zu wecken!

Marienwerder, den 16. März 1851.

Lehmann.

---

*) Ueber Kompositionen Göthischer Gedichte s. Einleitung §. 1 Seite 10 bis 13 und den Schluß von §. 27.

Inhalt.

Zweiter Abschnitt.

1775 bis 1806.

Dritter Abschnitt.

1806 bis 1832.

§. 1.

Einleitung.

Es lassen sich in Göthes Liebesleben und seinen Liebesgedichten *), parallel seinem geistigen Leben überhaupt, die Situationen und Bahnen in drei Abschnitte zusammenfassen, welche sich auch in seinen lyrisch erotischen Dichtungen deutlich markiren, nämlich das Jugend-, das Mannes- und das Greisenalter, oder die naturalistische (genialische), die idealistische (schöne) und die eklektisch universelle (elegante) Periode.

Der erste Abschnitt reicht bis Weimar und geht auch wohl noch in die ersten Jahre seines dortigen Lebens hinein. Ein wunderliches Chaos jugendlicher Neigungen und Bestrebungen, theils von weltstürmerischen Natürlichkeiten und origineller Naturkraft begleitet, theils in sie übergehend, erfüllte den Knaben und Jüngling bis zum Kampf zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen Natur und Kultur, zwischen ungezügelter Freiheit und nachdenklicher Besonnenheit. Es ist dies die Periode der feurigen Jugendliebe, offenbar die interessanteste und lehrreichste; in ihr zeigt er sich am Offensten und Liebenswürdigsten. Seine Liebespoesieen sind ein Ausdruck eigner Erlebnisse und Erfahrungen, daher zeichnen sie sich durch Wahrheit und Wärme, Einfachheit und Naivetät, Freiheit und Heiterkeit, Naturgemäßheit und Unwillkürlichkeit aus. In den frühesten, den Leipziger Ergüssen bricht allmälig schon durch die

---

*) Vergl. in dem vortrefflichen Werk von Rosenkranz „Göthe und seine Werke, 1847" die Abschnitte „das Wesen der Götheschen Lyrik" Seite 131 ꝛc. und „Inhalt und Form der Götheschen Lyrik" Seite 138 ꝛc.

Fesseln der Nachahmung eine schöne Eigenthümlichkeit durch, jedoch noch nicht ohne Vermeidung einerseits des schäferartigen, andrerseits des reflektirenden nnd epigrammatischen Elements. In den späteren, die sich auf Straßburg und Frankfurt beziehen, weht bereits ein wärmerer Lebens- und Liebeshauch, durch die Anmuth und Zartheit des Glücks wie des Unglücks getragen und vor dem Hineinstürzen in das reißende Element der Sturm- und Drangperiode bewahrt.

Er hat in dieser wie in den folgenden Perioden viele Liebesverhältnisse angeknüpft und, hier durch andre veranlaßt, dort aus eignem Antriebe, bald mehr bald weniger gewaltsam, aber nie ohne schmerzliche Empfindung gelöst.

Wer die innigste Ueberzeugung von sich hat, daß er nur Einmal wahrhaft lieben könne, und diese Ueberzeugung in eigner schöner Erfahrung bestätigt findet, der ist ohne Zweifel glücklich zu preisen. Wenn er aber bei allen Menschen eine gleiche Ueberzeugung und eine gleiche Erfahrung voraussetzt, so kann er nur in sofern keines Irrthums überführt werden, als er auf den Unterschied bei den Graden der Innigkeit und bei der mit ihnen aufs Genaueste zusammenhängenden Dauer der Liebe hinblickt. Solch ein Hinblick bewahrt vor zu großer Schnelligkeit und Härte im Urtheil, zumal wenn man erwägt, daß ein Jeder bei klarer Ruhe und besonnener Selbstprüfung höchstens einen eigenen Liebesmesser (Erotometer) in sich tragen kann, der in seiner Individualität nicht zugleich für fremde Herzen gültig, am allerwenigsten eine, wenn auch viele Ausnahmen gestattende Norm sein darf oder kann. Es ist sonach nicht möglich, die Meinung zu widerlegen, daß auch Göthe wirklich nur Einmal wahrhaft geliebt habe, daß außerdem in andern Fällen seine Liebe, wie und wo sie auch immer sich mag geäußert haben, hinter jener wahrhaften an Innigkeit und Dauer weit zurückgeblieben, daß häufig flüchtige Neigungen irrthümlich für jene wahrhafte Liebe gehalten seien, ja daß auch er selber sich in dieser Hinsicht vielfach getäuscht haben könne und sogar in seinen späteren, ruhigen Selbstbetrachtungen und deren Mittheilungen („Wahrheit und Dichtung") nicht ganz frei von Selbsttäuschung gewesen sei. Liegen nun manche Vermuthungen und Gewißheiten vor, daß seine Liebe zu dieser Freundin inniger und treuer oder zarter gewesen sei als zu jener, so werden wir doch die Frage nach seiner einzigen wahrhaften Liebe in dem oben bezeichneten schönsten

Sinne des Worts geradezu abweisen müssen, und uns damit begnügen, zu behaupten, daß deren Nichtexistenz nicht könne erwiesen werden.

Von einer andern Seite hört man oft die Frage: wie konnte Göthe so oft lieben, von frühester Jugend bis ins späteste Greisenalter? Die Antwort ergiebt sich aus einer Versenkung in sein reiches, liebewarmes und liebebedürftiges Gemüth, welches weder von dem kurzen Blick noch von dem leeren Gemüth eines Alltagsmenschen durchgeschaut und durchgefühlt zu werden vermag. Und wer könnte, selbst bei hoher Begabtheit des Geistes und bei reicher Gemüthstiefe, es wagen, in die innere Welt dieses großen Genius hineinzugehn und dort Alles bis aufs Genaueste erforschen und ergründen zu wollen?

Eine angemessnere Frage richtet sich auf seine Liebes**verhältnisse** und deren Auflösungen; und da möchte so Mancher, sei es im Bewußtsein eigner begeistrungsvoller, sittlich edler Jugendliebe, sei es in kalt spaltender Moral, sei es aus andern Gründen, in die Versuchung kommen, den Stein gegen Göthe aufzuheben. Aber ein genaueres Eingehen in sein äußeres, noch mehr in sein inneres Leben ist allein im Stande, den rechten Maßstab für unsre Urtheile hierüber zu gewähren. Nicht bloß äußere Zustände und Umstände, nicht bloß äußere Erfahrungen und Erlebnisse, nein, das Innerste seines Gemüths giebt uns, soweit es überhaupt möglich ist, zumal bei seiner liebenswürdigen Offenheit über seine Jugendperiode, den klarsten Aufschluß über Anknüpfung und Auflösung solcher Verhältnisse *), und wo wir nicht lautere Gründe für die Auf-

*) Die Unübertrefflichkeit seiner Autobiographie („Wahrheit und Dichtung") ist zu augenscheinlich, als daß sie weiterer Erörterungen bedarf. Allein über ihren Titel und die Folgerungen aus demselben müssen wir uns hier um so mehr erklären, da wir diese Autobiographie als wichtigste und hauptsächlichste Quelle für Erläuterung seiner Liebesgeschichten und Liebesgedichte überall im Folgenden zum Grunde legen.

Wenn auch einerseits im Allgemeinen Niemand heutiges Tags mehr daran zweifeln darf, daß Göthe in dieser Autobiographie nur die lauterste Wahrheit und keineswegs erdichtete Schicksale dargeboten: so wird doch andrerseits auch Niemand sich einreden wollen, daß Göthe **alle** Einzelnheiten, z. B. alle Gespräche, die er mit einer Ausführlichkeit, als hätten sie erst gestern stattgefunden, wiedererzählt, wirklich so genau und wortgetreu bis auf das letzte Titelchen in seiner allerdings höchst ausgezeichneten Gedächtnißkraft aufbewahrt habe. Das ist nicht möglich.

lösungen sehn, selbst da wird der strenge Moralist wenigstens dies eingestehen müssen, daß eine Auflösung, nachdem Göthe die Vergänglichkeit

---

Auch ists unrichtig, wenn man meint, er habe überall durch regelmäßige Eintragungen in ein sogenanntes Tagebuch seine Gedächtnißkraft unterstützt und nachher solchen ausführlichen Tagebüchern das Mitgetheilte oder dessen Hauptfäden entnommen. — Er sagt selbst (1830, bei Eckermann „Gespräche mit Göthe" II. S. 188) wie von seinen Wahlverwandtschaften so von der Geschichte in Sesenheim, „daß darin kein Strich enthalten, der nicht erlebt, aber kein Strich so, wie er erlebt worden." Uud über den Titel „Wahrheit und Dichtung" spricht er sich einmal (1831, bei Eckermann II. S. 334) dahin aus, daß er diesen Namen gewählt, weil das Werk sich durch höhere Tendenzen aus der Region einer niedern Realität erhebt." Dagegen äußert er ein ander Mal 1811 (in seinen Werken 32. S. 63) Folgendes: „In diesem Sinne nannte ich bescheiden genug ein solches mit sorgfältiger Treue behandeltes Werk: „Wahrheit und Dichtung", innigst überzeugt, daß der Mensch in der Gegenwart, ja vielmehr noch in der Erinnerung die Außenwelt nach seinen Eigenheiten bildend modele." Nach diesen Aeußerungen kommen wir zu folgendem Schluß. Göthe hatte bei den ausführlicheren Einzelnheiten das klarste, lebendigste, anschaulichste Bild der Vergangenheit, der Situationen, Szenen, Verhältnisse, Personen in ihrem äußern und innern Wesen, deutlich vor Augen, wobei ihm vorzugsweise seine Gedächtnißkraft und seine Phantasie und Poetik zu Hülfe kamen. Dem Wirklichen, dem Historischen gemäß, also der Wahrheit getreu bildete er zu den gegebnen und wohlerhaltnen Hauptumrissen, Hauptkonturen die weiteren Ausführungen, das Einzelne, das Nebensächliche, das an sich Unbedeutendere und doch charakteristisch Enthüllende und Aufdeckende in kunstvollen Fernsichten und abspiegelnden Bildern. Und das ist seine Dichtung, eine Dichtung aufs Innigste verwebt in die Wahrheit und somit zur Wahrheit geworden. — Und hiemit stimmt vollkommen dasjenige überein, was er im Jahr 1830 gesagt: „Was den einigermaßen paradoxen Titel der Vertraulichkeiten aus meinem Leben „Wahrheit und Dichtung" betrifft, so ward derselbe durch die Erfahrung veranlaßt, daß das Publikum immer an der Wahrhaftigkeit solcher biographischen Versuche einigen Zweifel hegt. Diesem zu begegnen, bekannte ich mich zu einer Art von Fiktion, gewissermaßen ohne Noth, durch einen gewissen Widerspruchsgeist getrieben; denn es war mein ernstestes Bestreben, das eigentliche Grundwahre, das, insofern ich es einsah, in meinem Leben obgewaltet hatte, möglichst darzustellen und auszudrücken. Wenn aber ein solches in spätern Jahren nicht möglich ist, ohne die Rückerinnerung und also die Einbildungskraft wirken zu lassen, und man also immer in den Fall kommt, gewissermaßen das dichterische Vermögen auszuüben: so ist klar, daß man mehr die Resultate und wie wir uns das Vergangne

seiner Neigung erkannt (denn die wahrhafte Liebe läßt sich nimmer auflösen — „Es ist ja nicht Liebe, wenn Liebe verläßt“ — singt Herder), gut zu heißen und der rechtzeitige Rücktritt nicht bloß klüger, sondern auch besser gewesen, als wenn Göthe noch länger das Verhältniß fortgesetzt oder in ein für ewig bindendes verwandelt und am Ende die bösen Folgen von der Unwahrheit der Ehe (wie er sie selbst z. B. in den Wahlverwandtschaften so klar und anschaulich darstellt) erfahren hätte. *) Wir werden aber weiter unten bei Gelegenheit der einzelnen Liebesverhältnisse dieser Periode sehen, daß die Auflösungen bei ihnen nicht aus Leichtsinn, am wenigsten aus Herzenshärte und Mangel an tiefem Gefühl, sondern sehr oft aus einem gewissen Mangel an Selbstständigkeit und energischer Selbstbestimmung hervorgegangen sind. Von Gretchen in Frankfurt ließ er sich durch seine Eltern trennen; Emilie in Straßburg entsagte ihm freiwillig aus Liebe zu ihrer Schwester und er ließ sich diese Entsagung gefallen; einen nicht unwesentlichen Anstoß zur Entfernung von Friederiken in Sesenheim gab ihm einerseits die Rücksicht auf seinen strengen Vater und andrerseits Mahnungen seines Freundes Merk; von Lilis Herzen riß ihn seine Schwester Kornelia **) und die Pietät gegen seine Eltern. Er, der überallhin Selbstständige, ließ sich in seinen Liebesverhältnissen von den Ansichten und Einsichten und

jetzt denken, als die Einzelnheiten, die sich damals ereigneten, aufstellen und hervorbringen werde. Bringt ja selbst die gemeinste Chronik nothwendig etwas von dem Geiste der Zeit mit, in der sie geschrieben wurde.“ u. s. w.

*) Welche strenge Grundsätze Göthe von der Ehe hatte, theilt uns unter andern auch Eckermann mit. Er läßt ihn S. 142 also sprechen: „Der selige Reinhard in Dresden wunderte sich oft über mich, daß ich in Bezug auf die Ehe so strenge Grundsätze habe, während ich doch in allen übrigen Dingen so läßlich denke.“ Und fügt hinzu: Diese Aeußerung Göthes war mir aus dem Grunde merkwürdig, weil sie ganz entschieden an den Tag legt, wie er es mit jenem so oft gemißdeuteten Roman (Wahlverwandtschaften) gemeint hat. —

**) Diese höchst geistreiche und vortreffliche, aber sehr eigenthümliche Schwester, die von ihrem Bruder im hohen Grade geachtet und geliebt war, lernen wir ihrem innersten Wesen nach neuerdings auch durch das Werk von Otto Jahn „Göthes Briefe an Leipziger Freunde“ kennen, welcher (S. 233—280) Auszüge aus ihren (Französisch geschriebenen) Briefen an eine Freundinn in Leipzig mittheilt und sehr dankenswerthe Erörterungen hinzufügt.

Wünschen Anderer, von einer gewissen Familienpietät, ja sogar von unbedeutenden Zufälligkeiten und Umgebungen und äußern Eindrücken lenken und leiten. Die Kindlichkeit seines Gemüths, überall, zumal in der Lyrik deutlichst erkennbar, hatte in seiner Liebe die Schwäche als hervorstechendste Begleiterinn. Wir werden aber auch bei den einzelnen Liebesverhältnissen zugleich wahrnehmen, wie diese Schwäche der Kindlichkeit, dieser Mangel an Selbstbestimmung gerade bei den innersten Herzensangelegenheiten um so auffallender und wunderbarer erscheinen muß, da solche Unselbstständigkeit Göthen sonst so durchaus fern liegt, und demnach um so mehr die Behauptung bestätigt finden, daß diese Unselbstständigkeit nicht selten mit dem begründeten Schwanken seiner innern Zustände zusammenhängt, und daß somit die Auflösungen jener Liebesverhältnisse ihm auch wohl von innen geboten waren. Wo Göthe gefehlt, hat er schmerzlich gebüßt. „Glück ohne Ruh, Liebe, bist du!“ Und wem die Auffindung einer Nemesis für Göthes Liebesverhältnisse trotz seiner schmerzreichen Lossagungen, trotz seiner titanenartigen Wertherkämpfe in Wetzlar, Frankfurt, Weimar und Rom, doch noch durchaus ein Geistes- oder Herzensbedürfniß sein sollte, der kann dies Bedürfniß im Hinblick auf Göthes Familienkreis und Familienleben nur zu sehr befriedigen. *) —

Den Uebergang aus diesem ersten Abschnitt finden wir in den ersten Weimarischen Jahren bei dem schon oben berührten Kampfe zwischen Wirklichkeit und Ideal, Natur und Kultur, ungezügelter Freiheit und nachdenklicher Besonnenheit. Durch diesen Kampf und den bedeutend schwereren einer neuen Wertherliebe, die ihn zum Hohen und Edeln

*) In den Briefen an Frau v. Stein (II. 192) schreibt Göthe: „O meine Beste! Wer kann der Liebe vorschreiben? Dem einfachsten und dem grilligsten Dinge in der grillenhaftesten Zusammensetzung, die man Mensch nennt; dem Kinde, das bald mit elendem Spielzeuge zu führen ist, bald mit allen Schätzen nicht angelockt werden kann; dem Gestirn, dessen Weg man bald wie die Bahn der Sonne auf den Punkt auszurechnen im Stande ist, und das oft schlimmer als Komet und Irrlicht den Beobachter trügt.“ — Und sehr wahr sagt der redliche Wandsbecker Bote in seinem schönen Bericht über Werthers Leiden: „Ja die Lieb' ist 'n eigen Ding; 's läßt sich nicht mit ihr spielen, wie mit einem Vogel. Ich kenne sie, wie sie durch Leib und Leben geht und in jeder Ader zuckt und stärt, und mit 'm Kopf und der Vernunft kurzweilt.“ —

noch mehr erzieht, gelangt Göthe zur Ruhe und Mäßigung, zur Ordnung und Kunst, zur Schönheit durch Erfassung des Geistes und Sinnes des Alterthums. Er steht auf der Höhe der Kunst. Das Jugendfeuer der Liebe flackert häufig nur noch in schönen Erinnerungen; er tritt uns jetzt in der Wirklichkeit wie in der Poesie mehr als ästhetischer Liebhaber entgegen. Und hierin liegt der Charakter seines zweiten Lebens- und Liebesabschnittes. Ohne Rücksicht waren seine frühesten Neigungen; unwillkürlich, doch hervorgerufen durch äußere Umstände und innere Zustände, hatte sich der Rang seiner Freundinnen allmälig erhöht, von den Wirthstöchtern Gretchen und Annette bis zur reichen und vornehmen Kaufmannstochter Lili. Jetzt erhöhte sich sein innerer und sein äußerer Rang, nnd sein fürstliches Herz, sein fürstlicher Geist, seine fürstlichen äußern Verhältnisse geben weder Raum noch Gelegenheit noch Zeit, in die Unschuldswelt der Jugendliebe hinabzutauchen.

Der Vulkan ist ausgebrannt; vorübergehende Neigungen, flüchtige Erscheinungen, interessante Tändeleien und Spielereien, äußere Begegnungen, ästhetische Hinblicke, sinnlichere Auffassungen bringt ihm die Gegenwart. Mehr Fiktion als eignes Erlebniß, mehr künstlerische Besonnenheit und kritisches Selbstbewußtsein als naturgemäße Unwillkürlichkeiten, mehr ruhige Kälte als stürmisches Feuer treffen wir an. Aber die früheren köstlichen Erfahrungen und Erlebnisse seiner innern Welt nimmt er geläutert und rein mit hinüber in die neue Epoche; und wie er immer, auch während der ersten Epoche, nicht in der Leidenschaft sondern nach ihrer Beruhigung die Bilder zu fixiren pflegte und so das Subjektive mehr objektivirte*): so konnte er in diesem zweiten Abschnitte erst recht

*) Vilmar sagt in seinen ausgezeichneten „Vorlesungen über die Geschichte der deutschen National-Literatur" (S. 547) sehr richtig: „Diese Eigenschaften, die unmittelbare Wahrheit und Wärme des Gefühls, welche von klarem, tiefem Seelenfrieden umschlossen, diese freie und rasche Bewegung, die von der großartigsten innern Ruhe beherrscht wird, dieses tiefe und völlige Hineintauchen des eignen Selbst in den dichterischen Gegenstand, um denselben im Momente wieder zurückzunehmen in das Selbst und ihn nach sichern Formen und Maßen zu gestalten, diese weiche und bildsame Objektivität und diese selbst bewußte energische Subjektivität, diese Fähigkeit im Besiegtwerden zu siegen, dieser Genuß und diese Entsagung in Einem Akte, diese Eigenschaften sind es, welche unserm Göthe von der

zur klarsten Objektivirung gelangen und doch in diesem Prozeß des Objektivirens alles das Schöne und Feurige und Jugendliche und Idyllische seiner Jugendzeit durch Rückerinnerungen *) und poetische Repetition in eine zweite schöne Wirklichkeit für sein inneres Leben und Schauen umgestalten und in seinen unsterblichen Dichterwerken abspiegeln lassen. Und so finden wir auch in dieser zweiten Periode die zartesten und wunderlieblichsten Liebesgedichte, wenn gleich in geringerer Zahl, so doch an Werth mindestens gleichstehend den besten der ersten Periode. —

Aber das spätere Mannes- und das Greisenalter nahen. Die Schönheit artet allmälig in Eleganz, die Begeisterung in Nüchternheit, die warme Poesie in kältere Prosa aus. Und so mußte denn auch „der behagliche Herr sich die Hausmannskost der Liebe zur Leibespflege und als höhere Standessitte" (obwohl nicht ohne dankbare Innigkeit) erwählen und konnte nur noch die Ausströmung der Elektrizität der Jugendliebe in ein schwaches Nordlicht schauen und aus diesem die ewige Kraft der Liebe reflektirend und poetisch reproduzirend sich entwickeln und in oft überschwänglichen Allegorieen mittheilen. Aber eben dieser Wiederschein des lyrischen Lebens verjüngte ihn eben so, wie seine Versenkung in seine ganze Lebenszeit, die er aufs Herrlichste in seiner Selbstbiographie wiedergab, ihn wieder jung gemacht hatte. Nur Einmal flammte in ihm (dem 75jährigen Greise) noch die Leidenschaft einer gegenwärtigen Liebe in ganzer Jugendkraft auf, aber er dämpfte sie gleich nach der Trennung von dem geliebten Gegenstande in würdiger Selbstüberwindung. — —

Was die Entstehung seiner Liebeslieder betrifft, so hat er über sie so wie über alle seine poetischen Werke selbst die trefflichste Erklärung dargeboten. Er sagt: „Und so begann diejenige Richtung, von der ich mein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, nämlich dasjenige, was mich erfreute oder quälte oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht

---

Natur verliehn wurden und seine unerreichbare Größe und seine Unsterblichkeit ausmachen" ꝛc.

*) Eckermann II. S. 330: „Bei dem dargestellten Liebesverhältniß mit Lili, sagte ich, vermißt man Ihre Jugend keineswegs, vielmehr haben solche Szenen den vollkommnen Hauch der frühern Jahre. — Das kommt daher, sagte Göthe, weil solche Szenen poetisch sind und ich durch die Kraft der Poesie das mangelnde Liebesgefühl der Jugend mag ersetzt haben."

zu verwandeln und darüber mit mir selbst abzuschließen, um sowohl meine Begriffe von den äußern Dingen zu berichtigen, als mich im Innern deshalb zu beruhigen. Die Gabe hiezu war wohl Niemandem nöthiger als mir, den seine Natur immerfort aus einem Extrem in das andre warf. Alles, was daher von mir bekannt geworden, sind nur Bruchstücke einer großen Konfession, welche vollständig zu machen dieses Büchlein (Wahrheit und Dichtung) ein gewagter Versuch ist." Und fährt späterhin fort: „Da uns das Herz immer näher liegt als der Geist und uns darin zu schaffen macht, wenn dieser sich wohl zu helfen weiß, so waren mir die Angelegenheiten des Herzens immer als die wichtigsten erschienen. Ich ermüdete nicht, über Flüssigkeit der Neigungen, Wandelbarkeit des menschlichen Wesens, sittliche Sinnlichkeit und über alles das Hohe und Tiefe nachzudenken, dessen Verknüpfung in unsrer Natur als das Räthsel des Menschenlebens betrachtet werden kann" u. s. w.

Auch in den Gesprächen mit Eckermann (III. 315) sagt Göthe: „Ich habe in meiner Poesie nie affektirt. Was ich nicht liebte und was mir nicht auf die Nägel brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen. Liebesgedichte habe ich **nur** gemacht, wenn ich liebte." —

Der genaue innere Zusammenhang der Liebesgedichte mit der Schilderung und Darstellung der weiblichen Charaktere seiner dramatischen Muse ist überall erkennbar und sichtlich, doch so, daß, wie wir unten bei Gelegenheit der Römischen Elegieen (§. 25) und der Sonette (§. 30) darlegen werden, in den dramatischen weiblichen Charakteren eigne innere und äußere Herzenserfahrungen bei verschiednen Freundinnen zu einem einheitlichen Bilde sich verschmelzen. Daher muß auch dem Studium der weiblichen Charaktere seiner Dramen (die weiblichen sind ihm vorzugsweise noch schöner gelungen als die männlichen) die Kenntniß der wirklichen verschiednen Verhältnisse seines Liebeslebens zum Grunde gelegt werden, so wie es sich andrerseits nicht leugnen läßt, daß jenes Studium auch zur genaueren Erkennung und Auffassung dieser einzelnen Liebesverhältnisse in ihrer innerlichsten Beziehung zum Dichter selbst und somit auch zum genauern Verständniß seiner Liebeslieder sehr viel beiträgt. Wie in ihm selbst Poesie und Wirklichkeit in jeder Hinsicht aufs Innigste zusammenhingen und Ein Ganzes bildeten, so müssen auch seine Lyrik und seine Dramatik, auch in Bezug auf sein erotisches Dichten

und Denken und Fühlen, sich gegenseitig für den Beschauer und Ergründer die Hand bieten, zur gegenseitigen Ergänzung und Erklärung.*) —

Zum Schlusse noch ein paar Worte über die Kompositionen der Lieder Göthes überhaupt und insbesondere seiner Liebeslieder.

Der große Dichter sagt selbst (im Gedicht an Lina (s. unten §. 21 No. 20):

Laß die Saiten rasch erklingen,
Und dann sieh ins Buch hinein!
Nur nicht lesen! Immer singen,
Und ein jedes Blatt ist dein!

Von der ältesten Zeit ab und unter allen Bewohnern der Erde hat man die Wahrheit des Gedankens, daß Poesie und Musik innigst zusammenhangen und keine der anderen entbehren könne, gefühlt und verwirklicht. Und wenn jemals, so läßt es sich bei Göthe tief empfinden, wie sehr das lyrische Gedicht und insbesondre das Liebesgedicht durch Gesang erst recht innig ins Gemüth eindringt und dem Geiste klar, dem Herzen verständlich wird, durch Gesang erst unser wahres Eigenthum, unser Eigenstes wird und bleibt. Die Fähigkeit, sich singen zu lassen, und das Bedürfniß, gesungen sein zu wollen, ist ein charakteristischer Zug der Götheschen Lyrik, der Prüfstein ihrer Klassizität.

So haben denn seine Lieder zu vielfachen Kompositionen begeistert; sie sind durch diese Kompositionen genußreicher, klarer, verständlicher, tiefer in uns eingedrungen. Viele Melodieen haben sich so innig dem Gedicht angeschlossen, daß man diese nicht mehr anders als in Verbindung mit jenen erfassen, in sich aufnehmen kann. Die gediegensten und schönsten Kompositionen haben wir von Beethoven, Himmel, Reichardt, Zelter, Maria v. Weber, W. Schneider, Spohr, v. Mosel, Eberwein, Kreuzer, Radziwil, Werner, Löwe, Fr. Schubert, Lenz, B. Klein, Mendelsohn-Bartholdy u. s. w. Bei den einzelnen Liedern der folgenden §§. werden die vorzüglichsten Kompositionen angeführt werden. Die in den

*) Göthes Gedichte sind zum ersten Mal vollständig von Heinr. Viehoff erläutert. Dessen Werk enthält bis jetzt zwei Theile, die bis zum Jahre 1806 gehen; das noch Fehlende wird hoffentlich bald erscheinen. Ich habe diese vortrefflichen Vorarbeiten vielfach zu Rathe gezogen und benutzt, wie schon die Vorrede besagt.

§§. 10, 17 u. 28 erklärten Gedichte sind am Häufigsten und am Schönsten komponirt worden.

Göthe selbst hat, trotz seiner vielseitig eingreifenden Ausbildung und trotz seiner großen Liebe zur Musik, die er sein ganzes Leben hindurch an den Tag gelegt, doch nicht ernstlichere Versuche zu seiner musikalischen Ausbildung gemacht (— die Komik seines ersten Klavierunterrichts beschreibt er (**24.** S. 184 xc.) und von seinem Violoncell-Spiel um 1772 spricht er in einem Briefe an Salzmann —) und weder in der Wissenschaft der Musik noch in ihrer Praxis etwas zu leisten vermocht;*) vielleicht war der Mechanismus des Anfangs und der regelrechte Zwang, dem er sich nirgend unterwerfen konnte, Schuld daran. Und doch haben seine Lieder am meisten unter allen Deutschen Liedern die verschiedenartigsten Tondichter aller Zeiten zu Kompositionen geführt und begeistert, weil sie durch und durch zur Musik geschaffen sind, nicht bloß in Bezug auf äußere Technik, auf Rhythmus und Reim, auf Wohlklang und Vollklang, sondern auch in Bezug auf die Melodie und Harmonie ihrer Innerlichkeiten, deren Spiegel nur die Worte und ihr Klang und ihr Zusammenhang sind. Aber eben diese, daß ich so sage, innerliche Musik**), diese Melodie und Harmonie, vernehmbar und hörbar dem innern Sinn, ohne die kein Lyriker dichten kann, hat Göthen am wenigsten gefehlt.***)

---

*) Etwa im Jahre 1810 entwarf er eine Tabelle zur Tonlehre mit vielem Ernst und Fleiß, ein „Resultat seiner Unterhaltungen mit Zelter" und ein nicht unwichtiger Beitrag zum System der Philosophie der Musik. Vergl. Briefwechsel zwischen Göthe und Zelter. IV. S. 213 und S. 229 xc.

**) Eckermann II. S. 108: „Der Takt', sagte Göthe, kommt aus der poetischen Stimmung, wie unbewußt. Wollte man darüber denken, wenn man ein Gedicht macht, man würde verrückt und brächte nichts Gescheites zu Stande."

***) Rosenkranz S. 136: Daher kam es, daß Göthe den Inhalt der Empfindung, selbst wenn sie an sich geheimnißvoll oder mystisch war, doch mit sinnlicher Klarheit zu schildern vermochte, und daß mit dieser Plastik objektiver Veranschaulichung sich die glücklichste melodische Behandlung vereinigte. Der musikalische Leib wurde bei ihm mit dem geistigen Gehalt zugleich in unzertrennlicher Harmonie erzeugt. Die Magie des Tones, der in seinem Rhythmus den Wogenschlag des Gefühls gleichsam für das Ohr malt, wie die bildschaffende Phantasie für die Vorstellung, schmeichelt die Göthe'schen Lieder unvergeßlich ein. Einmal vernommen, klingen sie unsterblich in uns fort. In dieser Einheit des Stoffes mit seiner

Deß zeugen seine Lieder.*) Wohl hat er oft genug die musikalische Ausbildung, welche er (in den Wanderjahren) als ein vorzüglichstes

Darstellung für die pittoreske Phantasie und das Ohr eröffnete er neue Quellen unsrer Sprache.

*) Bettina hat in ihrem Briefwechsel mit Göthe außerordentlich schöne Ideen und Phantasien über das Wesen und die Macht der Musik mitgetheilt und dabei über die Musik in Göthe so manches Vortreffliche gesagt (vgl. §. 29). Im ersten Bande S. 295 fährt sie also fort:

„An Dich haben die Geister Hand gelegt, ins unsterbliche Feuer gehalten; und das war Musik, ob Du sie verstehst oder empfindest, ob Ruhe oder Unruhe Dich befällt, ob Du jauchzest oder tief trauerst, ob Dein Geist Freiheit athmet oder seine Fesseln empfindet; — es ist immer die Geisterbasis des Uebermenschlichen in Dir. Wenn auch weder die Terz noch die Quint Dir ein Licht aufstecken, wenn sie nicht so gnädig sind, sich von Dir beschauen und befühlen zu lassen, so ist es bloß, weil Du durchgegangen bist durch ihre Heiligung, weil die Sinne, gereift an ihrem Licht, schon wieder die goldnen Fruchtkörner zur Saat ausstreuen. Ja, Deine Lieder sind die süßen Früchte ihres Balsams voll. Balsam strömt in Deiner dithyrambischen Wollust! Schon sind's nicht mehr Töne, es sind ganze Geschlechter in Deinen Gedichten, die ihre Gewalt tragen und verbreiten. Ja, das glaube ich gewiß, daß Musik jede echte Kunsterscheinung bildet und sich freut, in Dir so rein wiedergeboren zu sein. Kümmre Dich nicht um die leeren Eierschalen, aus denen die flügggewordenen Geister entschlüpft sind; nicht um die Terz und die Quint und um die ganze Basen- und Vetterschaft der Dur- und Moll-Tonarten. Dir sind sie selber verwandt; Du bist mitten unter ihnen. Das Kind fragt nicht unter den Seinigen: wer sind diese und wie kommen sie zu einander? Es fühlt das ewige Gesetz der Liebe, das es allen verbindet. — — O Deine Lieder, die durchs Herz brechen mit ihrer Melodie; wie ich vor 10 Tagen da oben saß auf dem Rheinfels und der Wind die starken Eichen bog, daß sie krachten und sie sausten und brausten im Sturm und ihr Laub, getragen vom Winde, tanzte über den Wellen: da habe ichs gewagt zu singen, da wars keine Tonart, da wars kein Uebergang, da wars kein Malen der Gefühle oder Gedanken, was so gewaltig mit in die Natur einstimmte: es war der Drang, eins mit ihr zu sein. Da hab ichs wohl empfunden, wie Musik Deinem Genius einwohnt! Der hat sich mir gezeigt, schwebend über den Wassern, und hat mirs eingeschärft, daß Dich ich liebe. Ach Göthe, laß Dir keine Liedchen vorlallen und glaube nicht, Du müßtest sie verstehn und würdigen lernen; ergieb Dich auf Gnade und Ungnade, leibe in Gottes Namen Schiffbruch mit Deinem Begriff: was willst Du alles Göttliche ordnen und verstehn, wo's herkommt und hinwill?“ u. s. w.

Erziehungselement hervorhebt,*) bei sich schmerzlich vermißt und eben deshalb wie in jüngeren Jahren an Andere, so namentlich späterhin an Zelter sich innigst angeschlossen und durch solchen Anschluß das Vermißte einigermaßen zu ersetzen gesucht. Er schreibt z. B. an Zelter im Mai 1820 (III. 83): „Und so verwandle ich Ton- und Gehörloser, obgleich Gut-hörender, jenen großen Genuß (der selbstschaffenden Musik) in Begriff und Wort. Ich weiß recht gut, daß mir deshalb ein Drittel des Lebens fehlt; aber man muß sich einzurichten wissen." — Aber die innere seelenvolle Musik, der Sphärenton und Sphärengesang seiner Gefühle und Empfindungen machten den Dichter zugleich zum Sänger, und geist- und gemüthsverwandte Komponisten haben es verstanden und das Bedürfniß gehabt, diese innere Musik auch äußerlich nach den Regeln der Kunst hinzustellen und hörbar mitzutheilen**), auf diese Weise äußerlich zu ergänzen das in den Gedichten liegende musische Element und durch musikalischen Vortrag das Innere derselben noch mehr aufzuschließen.

---

*) Dem genauen Unterricht in der Musik und besonders im Gesange legt Göthe (in der Erziehungslehre der Wanderjahre) einen vorzüglichen Werth bei. Es ist die erste Stufe der Ausbildung. Der einfachste Genuß, die einfachste Lehre werden durch Gesang belebt und eingeprägt, ja selbst die Ueberlieferung der Glaubens- und Sittenlehre wird durch Gesang mitgetheilt ꝛc. Recht klar hat F. Gregorovius („Göthes Wilh. Meister" Königsberg 1849, S. 156 fg.) dieses Erziehungselement Göthes dargelegt. —

**) Welchen hohen Genuß Göthen selbst schöne Kompositionen seiner Lieder gewährt haben, erwähnt er häufig genug. So schreibt er z. B. an Bettina im J. 1810: „Es gehört mit zu meinen erfreulichsten Genüssen, für die ich sehr dankbar bin, wenn ein solches Gedicht früherer Stimmung mir durch eine Melodie (wie Beethoven ganz richtig erwähnt) wieder aufs Neue versinnlicht wird." — Auch Bettina hat einige Göthesche Lieder komponirt.

Erster Abschnitt.

Bis 1775.

---

§. 2.

Derones in Frankfurt.*) 1759.

Es ist charakteristisch, daß Göthe schon sehr früh anfing, das Bedürfniß und die ersten Anklänge der Liebe zu fühlen und zu erleiden. Schon den zehnjährigen Knaben traf Amors Pfeil, und mochte die Wunde auch noch so leicht sein, sie blieb für den lebendig fühlenden Knaben nicht ohne allen Schmerz.

Der siebenjährige Krieg hatte nach Frankfurt mit dem Französischen Heere auch eine Französische Schauspielergesellschaft herübergebracht. Der Knabe Göthe, auf originelle Weise von seinen Eltern erzogen und noch origineller sich selbst erziehend, besuchte sehr häufig das Schauspiel und machte hier zuerst die Bekanntschaft mit den Französischen Bühnendichtern, namentlich mit den Tragikern Racine u. s. w., erst später mit Molière und andern Komikern. Der künftige Heros Deutscher Dramatik sollte hier einen praktischen Grund zu seinen dramatischen Studien legen. Die Bühne selbst und ihre Einrichtungen zogen den kunsterzognen Knaben mächtig an, und da er von seinem Großvater, dem Schultheiß, wider alle Regeln der gewöhnlichen Pädagogik, ein tägliches Freibillet erhalten

---

*) Vergl. Göthes Werke Band 24. Seite 143—146.

hatte, so benutzte er es oft genug und ging auch gern hinter die Koulissen, um seinem Anschauungsvermögen dabei allen nur möglichen Stoff darzubieten. Auch war er nicht selten in dem großen Nebenzimmer, wo Schauspieler und Schauspielerinnen zusammen in der Zwischenzeit sich aufhielten und beim An- und Auskleiden sich so wenig unter einander als vor den Kindern genirten. Sein Gefährte und Führer war hier ein Knabe, dessen Eltern zu der Schauspielergesellschaft gehörten. Der kleine Franzose, den Göthe „Derones nennen will", fühlte zu ihm eine freundschaftliche Zuneigung, und obwohl Göthe dessen Schwindeleien und Prahlereien oft genug zu ertragen hatte, ja selbst von ihm in das Wesen und die Bedeutung eines Zweikampfs theoretisch und praktisch eingeweiht wurde, so sagte sich Göthe, der in diesem Umgang die beste Gelegenheit fand, sich im Französischsprechen zu üben, doch nicht von ihm los. Er hatte eine Zuneigung zu seiner ältern Schwester gefaßt. „Er machte mich, erzählt Göthe, mit seiner Schwester bekannt, die ein paar Jahre älter als wir und ein gar angenehmes Mädchen war, gut gewachsen, von einer regelmäßigen Bildung, brauner Farbe, schwarzen Haaren und Augen; ihr ganzes Betragen hatte etwas Stilles, ja Trauriges. Ich suchte ihr auf alle Weise gefällig zu sein; allein ich konnte ihre Aufmerksamkeit nicht auf mich lenken. — Manchmal, wenn die Mutter auf den Proben oder in Gesellschaft war, fanden wir uns in ihrer Wohnung zusammen, um zu spielen oder uns zu unterhalten. Ich ging niemals hin, ohne der Schönen eine Blume, eine Frucht oder sonst etwas zu überreichen, welches sie zwar jederzeit mit sehr guter Art annahm und auf das Höflichste dankte; allein ich sah ihren traurigen Blick sich niemals erheitern und fand keine Spur, daß sie sonst auf mich geachtet hätte. — — — Ich erklärte mir nun ihr trauriges Ansehn und hatte sie nur um desto lieber" u. s. w.

Der Name dieses jungen Mädchens ist nicht bekannt. Vielleicht hat Göthe bei der Dichtung eines dramatischen Gedichts, das er ihrem Bruder zur Beurtheilung und Besprechung übergab, durch seine Zuneigung zu ihr manchen poetischen Impuls empfangen. Die ersten lebendigen Eindrücke der dramatischen Kunst sind als unmittelbare Folgen dieses seines Verhältnisses zu bezeichnen.

§. 3.

Gretchen in Frankfurt.*) 1764.

Ernsterer Art und von nachhaltigerer Bedeutung war in seinem 16ten Jahre das Verhältniß zu Gretchen.

Er war in die Gesellschaft und den Umgang mit jungen Leuten gerathen, die den mittleren und unteren Ständen angehörten, wie er selbst sagt (**24**. 275), „nicht eigentlich gemeine, aber doch gewöhnliche Menschen" waren und in ihren Gesprächen so wie in ihrem Thun und Treiben gewöhnlich die Richtung nach den Mitteln und Wegen, sich etwas zu erwerben, einschlugen. Er fand bei ihnen und unter ihnen Gelegenheit und Stoff zu Gelegenheitsgedichten, und das war der erste Anstoß zu seinem Umgange. Zur Fortsetzung dieses Umgangs trieb ihn die Bekanntschaft mit Gretchen. Hören wir ihn selbst den Anfang der Bekanntschaft schildern.

„Gewiß, ich brachte einen verdrießlichen Abend hin, wenn nicht eine unerwartete Erscheinung mich wieder belebt hätte. Bei unserer Ankunft stand bereits der Tisch reinlich und ordentlich gedeckt, hinreichender Wein aufgestellt; wir setzten uns und blieben allein, ohne Bedienung nöthig zu haben. Als es aber doch zuletzt an Wein gebrach, rief Einer nach der Magd; allein statt derselben trat ein Mädchen herein, von ungemeiner und, wenn man sie in ihrer Umgebung sah, von unglaublicher Schönheit. — Was verlangt ihr? sagte sie, nachdem sie auf eine freundliche Weise guten Abend geboten. Die Magd ist krank und zu Bette. Kann ich euch dienen? Es fehlt an Wein, sagte der eine. Wenn du uns ein Paar Flaschen holtest, so wäre es sehr hübsch. Thu' es, Gretchen, sagte der andere; es ist ja nur ein Katzensprung. Warum nicht? versetzte sie, nahm ein Paar leere Flaschen vom Tisch und eilte fort. Ihre Gestalt war von der Rückseite fast noch zierlicher. Das Häubchen saß so nett auf dem kleinen Kopfe, den ein schlanker Hals gar anmuthig mit Nacken und Schultern verband. Alles an ihr schien auserlesen, und man konnte der ganzen Gestalt um so ruhiger folgen, als die Aufmerksamkeit nicht

*) G. W. **24**. 266—272. 275—279. 281—287. 295—298. 311—313. 328—342. **25**. 5—10. 15. 39. u. s. w.

mehr durch die stillen treuen Augen und den lieblichen Mund allein angezogen und gefesselt wurde. Ich machte den Gesellen Vorwürfe, daß sie das Kind in der Nacht allein ausschicken, sie lachten mich aus, und ich war bald getröstet, als sie schon wiederkam, denn der Schenkwirth wohnte nur über die Straße. Setze dich dafür auch zu uns, sagte der eine. Sie that es, aber leider kam sie nicht neben mich. Sie trank ein Glas auf unsre Gesundheit und entfernte sich bald, indem sie uns rieth, nicht gar lange beisammen zu bleiben und überhaupt nicht so laut zu werden, denn die Mutter wolle sich eben zu Bette legen. Es war nicht ihre Mutter, sondern die unserer Wirthe. — Die Gestalt dieses Mädchens verfolgte mich von dem Augenblick an auf allen Wegen und Stegen; es war der erste bleibende Eindruck, den ein weibliches Wesen auf mich gemacht hatte; und da ich einen Vorwand sie im Hause zu sehen weder finden konnte noch suchen mochte, ging ich ihr zu Liebe in die Kirche und hatte bald ausgespürt, wo sie saß; und so konnte ich während des langen protestantischen Gottesdienstes mich wohl satt an ihr sehen. Beim Herausgehn getraute ich mich nicht sie anzureden, noch weniger sie zu begleiten, und war schon selig, wenn sie mich bemerkt und gegen einen Gruß genickt zu haben schien. Doch ich sollte das Glück mich ihr zu nähern nicht lange entbehren. Man hatte jenen Liebenden, dessen poetischer Sekretair ich geworden war, glauben gemacht, der in seinem Namen geschriebene Brief sei wirklich an das Frauenzimmer abgegeben worden, und zugleich seine Erwartung aufs Aeußerste gespannt, daß nun bald eine Antwort darauf erfolgen müsse. Auch diese sollte ich schreiben und die schalkische Gesellschaft ließ mich durch Pylades aufs Inständigste ersuchen, allen meinen Witz aufzubieten und alle meine Kunst zu verwenden, daß dieses Stück recht zierlich und vollkommen werde. In Hoffnung meine Schöne wiederzusehen, machte ich mich sogleich ans Werk und dachte mir nun Alles, was mir höchst wohlgefällig sein würde, wenn Gretchen es mir schriebe. Ich glaubte alles so aus ihrer Gestalt, ihrem Wesen, ihrer Art, ihrem Sinn herausgeschrieben zu haben, daß ich mich des Wunsches nicht enthalten konnte, es möchte wirklich so sein, und mich in Entzücken verlor, nur zu denken, daß etwas Aehnliches von ihr an mich könnte gerichtet werden. So mystifizirte ich mich selbst, indem ich meinte einen Andern zum Besten zu haben, und es sollte mir daraus noch manche Freude und manches Ungemach entspringen. Als ich

abermals gemahnt wurde, war ich fertig, versprach zu kommen und fehlte nicht zur bestimmten Stunde. Es war nur einer von den jungen Leuten zu Hause; Gretchen saß am Fenster und spann; die Mutter ging ab und zu. Der junge Mensch verlangte, daß ichs ihm vorlesen sollte; ich that es, und las nicht ohne Rührung, indem ich über das Blatt weg nach dem schönen Kinde hinschielte, und da ich eine gewisse Unruhe ihres Wesens, eine leichte Röthe ihrer Wangen zu bemerken glaubte, drückte ich nur besser und lebhafter aus, was ich von ihr zu vernehmen wünschte. Der Vetter, der mich oft durch Lobeserhebungen unterbrochen hatte, ersuchte mich zuletzt um einige Abänderungen. Sie betrafen einige Stellen, die freilich mehr auf Gretchens Zustand als auf den jenes Frauenzimmers paßten, das von gutem Hause, wohlhabend, in der Stadt bekannt und angesehen war. Nachdem der junge Mann mir die gewünschten Aenderungen artikulirt und ein Schreibzeug herbeigeholt hatte, sich aber wegen eines Geschäfts auf kurze Zeit beurlaubte, blieb ich auf der Wandbank hinter dem großen Tische sitzen und probirte die zu machenden Veränderungen auf der großen, fast den ganzen Tisch einnehmenden Schieferplatte, mit einem Griffel, der stets im Fenster lag, weil man auf dieser Steinfläche oft rechnete, sich mancherlei notirte, ja die Gehenden und Kommenden sich sogar Notizen dadurch mittheilten. Ich hatte eine Zeit lang Verschiedenes geschrieben und wieder ausgelöscht, als ich ungeduldig ausrief: Es will nicht gehen. Desto besser! sagte das liebe Mädchen, mit einem gesetzten Tone; ich wünschte, es ginge gar nicht. Sie sollten sich mit solchen Händeln nicht befassen! Sie stand vom Spinnrocken auf, und zu mir an den Tisch tretend, hielt sie mir mit viel Verstand und Freundlichkeit eine Strafpredigt. „Die Sache scheint ein unschuldiger Scherz; es ist ein Scherz, aber nicht unschuldig. Ich habe schon mehrere Fälle erlebt, wo unsere jungen Leute wegen eines solchen Frevels in Verlegenheit kamen.“ Was soll ich aber thun? versetzte ich: der Brief ist geschrieben, und sie verlassen sich drauf, daß ich ihn umändern werde. — Glauben Sie mir, versetzte sie, und ändern ihn nicht um; ja, nehmen Sie ihn zurück, stecken Sie ihn ein, gehen Sie fort und suchen die Sache durch ihren Freund ins Gleiche zu bringen. Ich will auch ein Wörtchen mit drein reden: denn, sehen Sie, so ein armes Mädchen als ich bin, und abhängig von diesen Verwandten, die zwar nichts Böses thun, aber doch oft um der Lust und des Gewinns willen manches

Wagehalsige vornehmen, ich habe widerstanden und den ersten Brief nicht abgeschrieben, wie man von mir verlangte; sie haben ihn mit verstellter Hand kopirt, und so mögen sie auch, wenn es nicht anders ist, mit diesem thun. Und Sie, ein junger Mann aus gutem Hause, wohlhabend, unabhängig, warum wollen Sie sich zum Werkzeug in einer Sache gebrauchen lassen, aus der gewiß nichts Gutes und vielleicht manches Unangenehme für Sie entspringen kann? — Ich war glücklich, sie in einer Folge reden zu hören; denn sonst gab sie nur wenige Worte in das Gespräch. Meine Neigung wuchs unglaublich, ich war nicht Herr von mir selbst, und erwiederte: Ich bin so unabhängig nicht als Sie glauben, und was hilft mir wohlhabend zu sein, da mir das Köstlichste fehlt, was ich wünschen dürfte? — Sie hatte mein Konzept der poetischen Epistel vor sich hingezogen und las es halb laut, gar hold und anmuthig. Das ist recht hübsch, sagte sie, indem sie bei einer Art naiver Pointe inne hielt: nur schade, daß es nicht zu einem wahren Gebrauch bestimmt ist. — Das wäre freilich sehr wünschenswerth, rief ich aus: wie glücklich müßte der sein, der von einem Mädchen, das er unendlich liebt, eine solche Versicherung ihrer Neigung erhielte! — Es gehört freilich viel dazu, versetzte sie, und doch wird Manches möglich. — Zum Beispiel, fuhr ich fort, wenn Jemand, der Sie kennt, schätzt, verehrt und anbetet, Ihnen ein solches Blatt vorlegte, und Sie recht dringend, recht herzlich und freundlich bäte, was würden Sie thun? — Ich schob ihr das Blatt näher hin, das sie schon wieder mir zugeschoben hatte. Sie lächelte, besann sich einen Augenblick, nahm die Feder und unterschrieb. Ich kannte mich nicht vor Entzücken, sprang auf und wollte sie umarmen. — Nicht küssen! sagte sie: das ist so was Gemeines; aber lieben, wenns möglich ist. Ich hatte das Blatt zu mir genommen und eingesteckt. Niemand soll es erhalten, sagte ich, und die Sache ist abgethan! Sie haben mich gerettet. — Nun vollenden Sie die Rettung, rief sie aus, und eilen fort, ehe die andern kommen, und Sie in Pein und Verlegenheit gerathen. — Ich konnte mich nicht von ihr losreißen; sie aber bat mich so freundlich, indem sie mit beiden Händen meine Rechte nahm und liebevoll drückte. Die Thränen waren mir nicht weit: ich glaubte ihre Augen feucht zu sehen; ich drückte mein Gesicht auf ihre Hände und eilte fort. In meinem Leben hatte ich mich nicht in einer solchen Verwirrung befunden. — — Die ersten Liebesneigungen einer

unverdorbenen Jugend nehmen durchaus eine geistige Wendung. Die Natur scheint zu wollen, daß ein Geschlecht in dem andern das Gute und Schöne sinnlich gewahr werde. Und so war auch mir durch den Anblick dieses Mädchens, durch meine Neigung zu ihr, eine neue Welt des Schönen und Vortrefflichen aufgegangen. Ich las meine poetische Epistel hundertmal durch, beschaute die Unterschrift, küßte sie, drückte sie an mein Herz und freute mich dieses liebenswürdigen Bekenntnisses." —

Der innige Umgang wurde nun fortgesetzt.

„Das liebe Mädchen zu sehen und neben ihr zu sein, war nun bald eine unerläßliche Bedingung meines Wesens. Jene hatte sich eben so an mich gewöhnt, und wir waren fast täglich zusammen, als wenn es nicht anders sein könnte. Pylades hatte indessen seine Schöne auch in das Haus gebracht, und dieses Paar verlebte manchen Abend mit uns. Sie als Brautleute, obgleich noch sehr im Keime, verbargen doch nicht ihre Zärtlichkeit; Gretchens Betragen gegen mich war nur geschickt, mich in Entfernung zu halten. Sie gab Niemanden die Hand, auch nicht mir; sie litt keine Berührung; nur setzte sie sich manchmal neben mich, besonders wenn ich schrieb oder vorlas, und dann legte sie mir vertraulich den Arm auf die Schulter, sah mir aufs Buch oder aufs Blatt; wollte ich mir aber eine ähnliche Freiheit gegen sie herausnehmen, so wich sie und kam sobald nicht wieder. Doch wiederholte sie oft diese Stellung, so wie alle ihre Gesten und Bewegungen sehr einförmig waren, aber immer gleich gehörig, schön und reizend. Allein jene Vertraulichkeit habe ich sie gegen Niemanden weiter ausüben sehen." — —

Der imposante Akt der Krönung Josephs II. mit seinen großen Vorbereitungen trat dazwischen, nicht ohne bedeutenden Eindruck auf den Jüngling, der mit seinem ernsten Vater schon vorher die Wahl- und Krönungsdiarien der beiden letzten Krönungen und die letzten Wahlkapitulationen als gehörige Vorbereitung oft bis in die Nächte hinein durchgehn mußte, wobei ihm freilich Gretchen „immer zwischen den höchsten Gegenständen des heiligen Römischen Reichs hin und wieder schwebte." Um so angenehmer war es ihm, ihr weitläufige Erörterungen über diese wichtige Begebenheit zu geben, zumal da sie sehr wißbegierig und einer höhern Ausbildung fähig war. Und welch Wohlbehagen solche Erklärung für ihn hatte, deutet er selbst an. „Einem jungen

Paare, sagt er, das von der Natur einigermaßen harmonisch gebildet ist, kann nichts zu einer schöneren Vereinigung gereichen, als wenn das Mädchen lernbegierig und der Jüngling lehrhaft ist. Es ensteht daraus ein so gründliches als angenehmes Verhältniß. Sie erblickt in ihm den Schöpfer ihres geistigen Daseins, und er in ihr ein Geschöpf, das nicht der Natur, dem Zufall oder einem einseitigen Wollen, sondern einem beiderseitigen Willen seine Vollendung verdankt; und diese Wechselwirkung ist so süß, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn seit dem alten und neuen Abälard, aus einem solchen Zusammentreffen zweier Wesen, die gewaltsamsten Leidenschaften und so viel Glück als Unglück entsprungen sind." —

In dieser Wahrheit finden wir am Treffendsten das Verhältniß Göthes zu Gretchen in seiner Reinheit und Geistigkeit geschildert; und hieraus allein läßt es sich auch erklären, wie der vornehme Jüngling keine Scheu in sich trug, das arme Mädchen (— sie soll die Tochter des Wirths zur Rose in Offenbach gewesen sein —) für sein Herz und seinen Geist sehr wohl geeignet zu halten. Seine Eltern aber mochten von dieser Wahrheit nicht so durchdrungen gewesen sein oder waren in die Innigkeit und Innerlichkeit dieses Verhältnisses nicht tief eingedrungen, sonst hätten sie wenigstens nicht mit so schneidender Schärfe das Band zerschnitten. Kaum hatten sie von diesem seelenvollen, unschuldigen, aber ihnen verheimlichten Umgange, der nur wenige Wochen gewährt, Kunde erhalten, so lösten sie gewaltsam dies Verhältniß auf und wußten selbst Gretchen aus Frankfurt zu entfernen.

Hören wir Göthen selbst das Ende dieses Verhältnisses beschreiben.

In den Tagen kurz vor der Krönung war er nicht zu sich selbst gekommen.

„Zu Hause gab es zu schreiben und zu kopiren; sehen wollte und sollte man alles, und so ging der März zu Ende, dessen zweite Hälfte für uns so festreich gewesen war. Von dem, was zuletzt vorgegangen und was am Krönungstage zu erwarten sei, hatte ich Gretchen eine treuliche und ausführliche Belehrung versprochen. Der große Tag nahte heran; ich hatte mehr im Sinne, wie ich es ihr sagen sollte, als was eigentlich zu sagen sei; ich verarbeitete alles, was mir unter die Augen und unter die Kanzleifeder kam, nur geschwind zu diesem nächsten und einzigen Gebrauch. Endlich erreichte ich noch eines Abends ziemlich spät

ihre Wohnung, und that mir schon im Voraus nicht wenig darauf zu Gute, wie mein diesmaliger Vortrag noch viel besser als der erste unvorbereitete gelingen sollte. Allein gar oft bringt uns selbst, und andere durch uns, ein augenblicklicher Anlaß mehr Freude, als der entschiedenste Vorsatz nicht gewähren kann. Zwar fand ich ziemlich dieselbe Gesellschaft, allein es waren einige Unbekannte darunter. Sie setzten sich hin zu spielen; nur Gretchen und der jüngere Vetter hielten sich zu mir und der Schiefertafel. Das liebe Mädchen äußerte gar anmuthig ihr Behagen, daß sie, als eine Fremde, am Wahltage für eine Bürgerin gegolten habe und ihr dieses einzige Schauspiel zu Theil geworden sei. Sie dankte mir aufs Verbindlichste, daß ich für sie zu sorgen gewußt und ihr zeither durch Pylades allerlei Einlässe mittels Billette, Anweisungen, Freunde und Fürsprache zu verschaffen die Aufmerksamkeit gehabt. Von den Reichskleinodien hörte sie gern erzählen. Ich versprach ihr, daß wir diese wo möglich zusammen sehen wollten. Sie machte einige scherzhafte Anmerkungen, als sie erfuhr, daß man Gewänder und Krone dem jungen König anprobirt habe. Ich wußte, wo sie den Feierlichkeiten des Krönungstages zusehen würde, und machte sie aufmerksam auf alles, was bevorstand, und was besonders genau von ihrem Platze beobachtet werden konnte. So vergaßen wir an die Zeit zu denken; es war schon über Mitternacht geworden, und ich fand, daß ich unglücklicherweise den Hausschlüssel nicht bei mir hatte. Ohne das größte Aufsehen zu erregen, konnte ich nicht ins Haus. Ich theilte ihr meine Verlegenheit mit. Am Ende, sagte sie, ist es das Beste, die Gesellschaft bleibt zusammen. Die Vettern und jene Fremden hatten schon den Gedanken gehabt, weil man nicht wußte, wo man diese für die Nacht unterbringen sollte. Die Sache war bald entschieden; Gretchen ging um Kaffe zu kochen, nachdem sie, weil die Lichter auszubrennen drohten, eine große messingene Lampe mit Docht und Oel versehen und angezündet herein gebracht hatte. Der Kaffe diente für einige Stunden zur Ermunterung; nach und nach aber ermattete das Spiel, das Gespräch ging aus; die Mutter schlief im großen Sessel; die Fremden, von der Reise müde, nickten da und dort, Pylades und seine Schöne saßen in einer Ecke. Sie hatte ihren Kopf auf seine Schulter gelegt und schlief; auch er wachte nicht lange. Der jüngere Vetter, gegen uns über am Schiefertische sitzend, hatte seine Arme vor sich über einander ge-

schlagen und schlief mit aufliegendem Gesichte. Ich saß in der Fensterecke hinter dem Tische und Gretchen neben mir. Wir unterhielten uns leise; aber endlich übermannte auch sie der Schlaf, sie lehnte ihr Köpfchen an meine Schulter und war gleich eingeschlummert. So saß ich nun allein, wachend, in der wunderlichsten Lage, in der auch mich der freundliche Bruder des Todes zu beruhigen wußte. Ich schlief ein, und als ich wieder erwachte, war es schon heller Tag. Gretchen stand vor dem Spiegel und rückte ihr Häubchen zurechte, sie war liebenswürdiger als je, und drückte mir, als ich schied, gar herzlich die Hände. Ich schlich durch einen Umweg nach unserm Hause: denn an der Seite, nach dem kleinen Hirschgraben zu, hatte sich mein Vater in der Mauer ein kleines Guckfenster, nicht ohne Widerspruch des Nachbarn, angelegt. Diese Seite vermieden wir, wenn wir nach Hause kommend von ihm nicht bemerkt sein wollten. Meine Mutter, deren Vermittelung uns immer zu Gute kam, hatte meine Abwesenheit des Morgens beim Thee durch ein frühzeitiges Ausgehen meiner zu beschönigen gesucht, und ich empfand also von dieser unschuldigen Nacht keine unangenehmen Folgen. Ueberhaupt und im Ganzen genommen machte diese unendlich mannigfaltige Welt, die mich umgab, auf mich nur sehr einfachen Eindruck. Ich hatte kein Interesse, als das Aeußere der Gegenstände genau zu bemerken, kein Geschäft, als das mir mein Vater und Herr von Königsthal auftrugen, wodurch ich freilich den innern Gang der Dinge gewahr ward. Ich hatte keine Neigung als zu Gretchen, und keine andere Absicht, als nur alles recht gut zu sehen und zu fassen, um es mit ihr wiederholen und ihr erklären zu können. Ja, ich beschrieb oft, indem ein solcher Zug vorbei ging, diesen Zug halb laut vor mir selbst, um mich alles Einzelnen zu versichern und dieser Aufmerksamkeit und Genauigkeit wegen von meiner Schönen gelobt zu werden; und nur als eine Zugabe betrachtete ich den Beifall und die Anerkennung der andern." —

Der wichtige Krönungstag selbst nun hatte seine und die Aufmerksamkeit seiner Freunde sowie Gretchens im hohen Grade beansprucht. Es war Abend geworden.

„Diesen glänzenden Abend gedachte ich auf eine gemüthliche Weise zu feiern; denn ich hatte mit Gretchen, mit Pylades und der Seinigen abgeredet, daß wir uns zur nächtlichen Stunde irgendwo treffen wollten. Schon leuchtete die Stadt an allen Ecken und Enden, als ich meine

Geliebte antraf. Ich reichte Gretchen den Arm, wir zogen von einem Quartier zum andern und befanden uns zusammen sehr glücklich. Die Vettern waren Anfangs auch bei der Gesellschaft, verloren sich aber nachher unter der Masse des Volks. Vor den Häusern einiger Gesandten, wo man prächtige Illuminationen angebracht hatte, war es so hell, wie es am Tage nur sein kann. Um nicht erkannt zu werden, hatte ich mich einigermaßen vermummt, und Gretchen fand es nicht übel. Wir bewunderten die verschiedenen glänzenden Darstellungen und die feenmäßigen Flammengebäude, womit immer ein Gesandter den andern zu überbieten gedacht hatte. Die Anstalt des Fürsten Esterhazy jedoch übertraf alle die übrigen. Unsere kleine Gesellschaft war von der Erfindung und Ausführung entzückt, und wir wollten eben das Einzelne recht genießen, als uns die Vettern wieder begegneten und von der herrlichen Erleuchtung sprachen, womit der Brandenburgische Gesandte sein Quartier ausgeschmückt habe. Wir ließen uns nicht verdrießen, den weiten Weg von dem Roßmarkte bis zum Saalhof zu machen, fanden aber, daß man uns auf eine frevle Weise zum Besten gehabt hatte. Der Saalhof ist nach dem Main zu ein regelmäßiges und ansehnliches Gebäude, dessen nach der Stadt gerichteter Theil aber uralt, unregelmäßig und unscheinbar. Kleine, weder in Form noch Größe übereinstimmende, noch auf eine Linie, noch in gleicher Entfernung gesetzte Fenster, unsymmetrisch angebrachte Thore und Thüren, ein meist in Kramläden verwandeltes Untergeschoß, bilden eine verworrene Außenseite, die von niemand jemals betrachtet wird. Hier war man nun der zufälligen, unregelmäßigen, unzusammenhängenden Architektur gefolgt, und hatte jedes Fenster, jede Thür, jede Oeffnung für sich mit Lampen umgeben, wie man es allenfalls bei einem wohlgebauten Hause thun kann, wodurch aber hier die schlechteste und mißgebildetste aller Façaden ganz unglaublich in das hellste Licht gesetzt wurde. Hatte man sich nun hieran, wie etwa an den Späßen des Pagliasso ergötzt, obgleich nicht ohne Bedenklichkeiten, weil jedermann etwas Vorsätzliches darin erkennen mußte; wie man denn schon vorher über das sonstige äußere Benehmen des übrigens sehr geschätzten Plotho glossirt, und da man ihm nun einmal gewogen war, auch den Schalk in ihm bewundert hatte, der sich über alles Ceremoniel wie sein König hinauszusetzen pflege: so ging man doch lieber in das Esterhazysche Feenreich wieder zurück. Dieser hohe Botschafter

hatte, diesen hohen Tag zu ehren, sein ungünstig gelegenes Quartier ganz übergangen und dafür die große Linden-Esplanade am Roßmarkt, vorn mit einem farbig erleuchteten Portal, im Hintergrund aber mit einem wohl noch prächtigern Prospekte verzieren lassen. Die ganze Einfassung bezeichneten Lampen. Zwischen den Bäumen standen Lichtpyramiden und Kugeln auf durchscheinenden Piedestalen; von einem Baum zum andern zogen sich leuchtende Guirlanden, an welchen Hängeleuchter schwebten. An mehreren Orten vertheilte man Brot und Würste unter das Volk und ließ es an Wein nicht fehlen. Hier gingen wir nun zu vieren aneinandergeschlossen höchst behaglich auf und ab, und ich an Gretchens Seite däuchte mir in jenen glücklichen Gefilden Elysiums zu wandeln, wo man die krystallenen Gefäße vom Baume bricht, die sich mit dem gewünschten Wein sogleich füllen, und wo man Früchte schüttelt, die sich in jede beliebige Speise verwandeln. Ein solches Bedürfniß fühlten wir denn zuletzt auch, und geleitet von Pylades fanden wir ein ganz artig eingerichtetes Speisehaus; und da wir keine Gäste weiter antrafen, indem alles auf den Straßen umherzog, ließen wir es uns um so wohler sein und verbrachten den größten Theil der Nacht im Gefühl von Freundschaft, Liebe und Neigung auf das Heiterste und Glücklichste. Als ich Gretchen bis an ihre Thüre begleitet hatte, küßte sie mich auf die Stirn. Es war das erste und letzte Mal, daß sie mir diese Gunst erwies: denn leider sollte ich sie nicht wiedersehen. — Den andern Morgen lag ich noch im Bette, als meine Mutter verstört und ängstlich hereintrat. Man konnte es ihr gar leicht ansehen, wenn sie sich irgend bedrängt fühlte. — Steh auf, sagte sie, und mache dich auf etwas Unangenehmes gefaßt. Es ist herausgekommen, daß du sehr schlechte Gesellschaft besuchst und dich in die gefährlichsten und schlimmsten Händel verwickelt hast. Der Vater ist außer sich, und wir haben nur so viel von ihm erlangt, daß er die Sache durch einen Dritten untersuchen will. Bleib auf deinem Zimmer und erwarte, was bevorsteht. Der Rath Schneider wird zu dir kommen; er hat sowohl vom Vater als von der Obrigkeit den Auftrag; denn die Sache ist schon anhängig und kann eine sehr böse Wendung nehmen. — Ich sah wohl, daß man die Sache viel schlimmer nahm, als sie war; doch fühlte ich mich nicht wenig beunruhigt, wenn auch nur das eigentliche Verhältniß entdeckt werden sollte. Der alte Messianische Freund trat endlich herein."

Und nun begann die Untersuchung, wobei der Freund dann erzählte, daß von nichts Geringerem als von nachgemachten Handschriften, falschen Testamenten u. dgl. die Rede sei. Endlich brach Göthe sein Schweigen und erzählte den ganzen Hergang der Sache, erst ruhig und gefaßt, dann aber mit Thränen und in schmerzlicher Leidenschaft. Er sah voraus, daß man die kindlichen Handlungen, die jugendlichen Neigungen und Vertraulichkeiten ganz anders auslegen würde, und sein Schmerz war daher, als der Freund fortgegangen, so überschwänglich, daß er sich vor Jammer nicht zu helfen wußte, sich der Länge nach auf die Erde warf und den Fußboden mit seinen Thränen benetzte. Mutter und Schwester vermochten nicht ihn zu trösten. Er fühlte sich zuletzt glücklich, in eine heftige Krankheit zu verfallen und auf alle Weise beruhigt werden zu müssen. Doch die Erzählung, daß Gretchen sich aus der Stadt entfernt habe und wieder in ihre Heimat gezogen sei, (mit der man am Längsten gezaudert hatte), regte ihn wieder aufs Schmerzlichste auf, denn er entdeckte darin sehr richtig nicht eine freiwillige Abreise sondern nur eine schmähliche Verbannung.

Wie Gretchen gegen Göthe gesinnt gewesen, hatte er wohl am besten gesehen und gefühlt. Was er aber von einem Manne, der ihm nach jener Krankheit als Aufseher und Führer beigegeben war, und den er sehr schätzte und lieb gewann, als das Resultat einer Untersuchung, bei welcher sie auf ihre Examinatoren einen sehr wohlthätigen Eindruck gemacht hatte, nunmehr erfahren mußte, mag wohl ein Bekenntniß sein, das sie im Hinblick auf den kalten Richterstuhl, der vor ihr stand, mit bedeutender Modifikation offen auszusprechen sich gedrungen gefühlt. Ihre zu Protokoll genommene Aussage lautete also: „Ich kann es nicht leugnen, daß ich ihn oft und gern gesehen habe; aber ich habe ihn immer als ein Kind betrachtet und meine Neigung zu ihm war wahrhaft schwesterlich. In manchen Fällen habe ich ihn gut berathen, und anstatt ihn zu einer zweideutigen Handlung aufzuregen, habe ich ihn verhindert an muthwilligen Streichen theilzunehmen, die ihm hätten Verdruß bringen können.“ — Göthe nahm dies Bekenntniß für baare Münze und daher sehr übel auf, glaubte nun auch die Sache als abgethan ansehn zu können. Aber ihr Bild und mit ihm sein Herz strafte ihn Lügen. Doch gewann er allmälig immer mehr Fassung und suchte, so gut es ging, den Schmerz zu besänftigen, theils durch neue geistige

Thätigkeit, besonders im Gebiet der Philosophie, theils durch Studien in der Zeichenkunst und künstlerische Streifpartieen, während er in Mußestunden zu Hause durch seine ihn sehr liebende Schwester Kornelia angezogen wurde, bis seine Zeit immer mehr ernst beansprucht wurde durch die Vorbereitung zur Universität, die er nun bald (Michaelis 1765) beziehen sollte. „Durch Gretchens Entfernung war der Knaben- und Jünglingspflanze das Herz ausgebrochen; sie brauchte Zeit, um an den Seiten wieder auszuschlagen und den ersten Schaden durch neues Wachsthum zu überwinden."

Göthe gedenkt keiner Liebesgedichte an Gretchen. Theils der Sturm seiner Leidenschaft und nach der Krankheit der Zweifel an Gretchens Gegenliebe, theils die wichtigen Tagesbegebenheiten und die von ihm geforderten historischen Studien, theils seine ernsteren wissenschaftlichen Vorbereitungen zur Universität mögen wohl in dieser Epoche keine Liebesgedichte an sie aus seinem eignen Leben haben zu Papier fördern lassen. — Daß sie aber später in seinem Faust unter demselben Namen, in seinem Egmont als Klärchen verewigt sei, und überhaupt jeder seiner Heldinnen einige Züge mitgetheilt habe, ist eben so bekannt, als andrerseits wahrscheinlich, daß viele spätere erotische Erzeugnisse seiner Muse in der Erinnerung an sie gewurzelt haben.

Nach Bettinas Briefwechsel mit Göthe (II. 260) scheint es, als habe Gretchen in Offenbach gewohnt. Göthes Mutter schreibt: „Den Tag vorher war Wolfgang in Offenbach gewesen, da war ein Wirthshaus zur Rose, die Tochter hieß das schöne Gretchen; er hatte sie sehr gern; das war die erste, von der ich weiß, daß er sie lieb hatte." Dagegen erzählt Göthe in seinem Leben, Gretchen habe in Frankfurt bei Verwandten in abhängigem Verhältniß gelebt. Dieser Widerspruch hat wohl mit Unrecht zu der Behauptung (die auch Düntzer aufstellt) veranlaßt, daß es zwei Gretchen in Göthes Liebesleben gegeben habe.

§. 4.

Annette (Käthchen) in Leipzig.*) 1765—1768.

Göthe bezog nunmehr, 17 Jahre alt, die Universität, nicht die Göttinger, wie er gewünscht hatte, sondern dem Willen seines Vaters gemäß die Leipziger, wo er vom Herbst 1765 bis September 1768 blieb und sich dem juristischen Studium widmen sollte.**)

In Leipzig übertrug er seine frühere Liebe nun auf Annette, die Tochter des Hauses, wo er zu Mittag in einer angenehmen Tischgesellschaft speiste. Doch dauerte das Verhältniß zu ihr nur eine kurze Zeit, es mochte ihm selber nicht recht angemessen und erquicklich erscheinen. Er erzählt hierüber Folgendes.

„Meine frühere Neigung zu Gretchen hatte ich nun auf ein Aennchen übertragen, von der ich nicht mehr zu sagen wüßte, als daß sie jung, hübsch, munter, liebevoll und so angenehm war, daß sie wohl verdiente, in dem Schrein des Herzens eine Zeit lang als eine kleine Heilige aufgestellt zu werden, um ihr jede Verehrung zu widmen, welche zu ertheilen oft mehr Behagen erregt als zu empfangen. Ich sah sie täglich ohne Hindernisse, sie half die Speisen bereiten, die ich genoß, sie brachte mir wenigstens Abends den Wein, den ich trank, und schon unsere mittägige abgeschlossene Tischgesellschaft war Bürge, daß das kleine, von wenig Gästen außer der Messe besuchte Haus seinen guten Ruf wohl verdiente. Es fand sich zu mancherlei Unterhaltung Gelegenheit und Lust. Da sie sich aber aus dem Hause wenig entfernen konnte noch durfte, so wurde denn doch der Zeitvertreib etwas mager. Wir sangen die Lieder von Zachariä, spielten den Herzog Michel von Krüger, wobei ein zusammengeknüpftes Schnupftuch die Stelle der Nachtigall vertreten mußte, und so ging es eine Zeit lang noch ganz leidlich. Weil aber dergleichen Verhältnisse, je unschuldiger sie sind, desto weniger Mannigfaltigkeit auf die Dauer gewähren, so ward ich von jener bösen Sucht

*) G. W. 25. 87. 102. 109—111.

**) Vergl. Göthes Jugend in Leipzig von O. Jahn in „Göthes Briefe an Leipziger Freunde", Leipzig 1849.

befallen, die uns verleitet, aus der Quälerei der Geliebten eine Unterhaltung zu schaffen und die Ergebenheit eines Mädchens mit willkürlichen und tyrannischen Grillen zu beherrschen. Die böse Laune über das Mißlingen meiner poetischen Versuche, über die anscheinende Unmöglichkeit hierüber ins Klare zu kommen und über alles, was mich hie und da sonst kneipen mochte, glaubte ich an ihr auslassen zu dürfen, weil sie mich wirklich von Herzen liebte und, was sie nur immer konnte, mir zu Gefallen that. Durch ungegründete und abgeschmackte Eifersüchteleien verdarb ich ihr und mir die schönsten Tage. Sie ertrug es eine Zeit lang mit unglaublicher Geduld, die ich grausam genug war aufs Aeußerste zu treiben. Allein zu meiner Beschämung und Verzweiflung mußte ich endlich bemerken, daß sich ihr Gemüth von mir entfernt habe, und daß ich nun wohl zu den Tollheiten berechtigt sein möchte, die ich mir ohne Noth und Ursache erlaubt hatte. Es gab auch schreckliche Scenen unter uns, bei welchen ich nichts gewann; und nun fühlte ich erst, daß ich sie wirklich liebte, und daß ich sie nicht entbehren könne. Meine Leidenschaft wuchs und nahm alle Formen an, deren sie unter solchen Umständen fähig ist; ja zuletzt trat ich in die bisherige Rolle des Mädchens. Alles Mögliche suchte ich hervor, um ihr gefällig zu sein, ihr sogar durch Andere Freude zu verschaffen; denn ich konnte mir die Hoffnung, sie wiederzugewinnen, nicht versagen. Allein es war zu spät; ich hatte sie wirklich verloren, und die Tollheit, mit der ich meinen Fehler an mir selbst rächte, indem ich auf mancherlei unsinnige Weise in meine physische Natur stürmte, um der sittlichen etwas zu Leide zu thun, hat sehr viel zu den körperlichen Uebeln beigetragen, unter denen ich einige der besten Jahre meines Lebens verlor; ja ich wäre vielleicht an diesem Verlust völlig zu Grunde gegangen, hätte sich hier nicht das poetische Talent mit seinen Heilkräften besonders hülfreich erwiesen. Schon früher hatte ich in manchen Intervallen meine Unart deutlich genug wahrgenommen. Das arme Kind dauerte mich wirklich, wenn ich sie so ganz ohne Noth von mir verletzt sah. Ich stellte mir ihre Lage, die meinige und dagegen den zufriedenen Zustand eines andern Paares aus unserer Gesellschaft so oft und so umständlich vor, daß ich endlich nicht lassen konnte, diese Situation zu einer grübelnden und belehrenden Buße dramatisch zu behandeln. Daraus entsprang die älteste meiner überbliebenen dramatischen Arbeiten, das kleine Stück: die Laune

des Verliebten, an dessen unschuldigem Wesen man zugleich den Drang einer siedenden Leidenschaft gewahr wird."

Eine einzelne rührende Scene seiner Laune erzählt er also:

"Ich war, nach Menschenweise, in meinen Namen verliebt und schrieb ihn, wie junge und ungebildete Leute zu thun pflegen, überall an. Einst hatte ich ihn auch sehr schön und genau in die glatte Rinde eines Lindenbaums von mäßigem Alter geschnitten. Den Herbst darauf, als meine Neigung zu Annetten in ihrer besten Blüthe war, gab ich mir die Mühe, den ihrigen oben drüber zu schneiden. Indessen hatte ich gegen Ende des Winters, als ein launischer Liebender, manche Gelegenheit vom Zaune gebrochen, um sie zu quälen and ihr Verdruß zu machen. Frühjahrs besuchte ich zufällig die Stelle, und der Saft, der mächtig in die Bäume trat, war durch die Einschnitte, die ihren Namen bezeichneten, und die noch nicht verharscht waren, hervorgequollen und benetzte mit unschuldigen Pflanzenthränen die schon hart gewordenen Züge des meinigen. Sie also hier über mich weinen zu sehen, der ich oft ihre Thränen durch meine Unarten hervorgerufen hatte, setzte mich in Bestürzung. In Erinnerung meines Unrechts nnd ihrer Liebe kamen mir selbst die Thränen in die Augen, ich eilte, ihr alles doppelt und dreifach abzubitten, verwandelte dies Ereigniß in eine Idylle, die ich niemals ohne Neigung lesen und ohne Rührung andern vortragen konnte." —

Späterhin (**26**. 118) läßt er sich nochmals über den Einfluß dieses Verlustes auf ihn aus: „Ich hatte im Stillen eine verlorene Liebe zu beklagen; dies machte mich mild und nachgiebig und der Gesellschaft angenehmer als in glänzenden Zeiten, wo mich nichts an einen Mangel oder einen Fehltritt erinnerte, und ich ganz ungebunden vor mich hinstürmte."

Sein Widerwille gegen Leipzig hatte sich auch durch die Katastrophe dieser Angelegenheit bedeutend vermehrt.

Er nennt seine Geliebte in „Wahrheit und Dichtung" stets Annette, dagegen in seinen Briefen nur Käthchen, und so wurde sie auch in ihren häuslichen Kreisen stets gerufen. Sie hieß Anna Katharine Schönkopf, und war die Tochter des Weinhändlers Christian Gottlob Schönkopf, dessen Gattinn, eine geborene Hank, eine geistvolle und lebendige Frau, aus einer Frankfurter Patrizierfamilie abstammte. Sie war 3 Jahre

älter als Göthe, ein hübsches Mädchen, von mittler Größe und schönem Wuchs, mit einem vollen, frischen Gesicht, braunen Augen, klug und aufgeweckt, heiteres Sinnes und einfaches, warmes Gemüthes, nicht ohne Interesse für Poesie. Nachdem Göthes heftige Eifersucht ihn selbst und sie lange gequält, und endlich sie ihm ganz entfremdet hatte, ohne daß es ihm nachher gelang, ihre Liebe wieder zu gewinnen: verlobte sie sich mit Dr. Kanne, welcher, von Göthe selbst eingeführt, im Schönkopfschen Hause wohnte. Sie ist als dessen Gattin 1810 gestorben. Als Göthe Leipzig verlassen hatte, korrespondirte er noch mit ihr einige Zeit hindurch, bis Friederike in Sesenheim die letzten schmerzlichen Erinnerungen an sie verscheuchte und ihn ganz fesselte. — Im März 1776 machte er von Weimar aus auch einen kleinen Ausflug nach Leipzig und sah Annetten wieder. In seinen Briefen an Frau v. Stein (I. 19 u. 21) schreibt er: „Alles ist, wie es war, nur ich bin anders, nur das ist geblieben, was die reinsten Verhältnisse zu mir hatte damals — Mais ce n'est plus Julie.“ Und ein paar Tage später: „Ich habe mein erstes Mädchen wiedergesehn.“ —

Göthes Briefe an Schönkopf und seine Tochter, im Besitz der Frau Präsidentin Sickel geb. Kanne in Leipzig, einer Tochter Annettens, finden wir in Jahns Werk: „Göthes Briefe an Leipziger Freunde“ S. 65—102. Der erste ist vom 1. Oktober 1768, der letzte aus Frankfurt vom 23. Januar 1770. Es spricht aus diesen Briefen eine freundschaftliche Liebe, welche ihrer Leidenschaftlichkeit entsagt hat, aber nicht ohne wehmüthiges, schmerzliches Nachgefühl. Bei der Nachricht von der Verlobung mit Dr. Kanne gratulirt er aufs Herzlichste. Merkwürdig und vielleicht nicht ohne Beziehung auf seine verliebten Launen in Leipzig ist folgende Stelle in seinem Briefe vom 1. Juni 1769 (S. 88): „— Denn, meine liebe Freundin, ob Sie mich gleich Ihren lieben Freund, und manchmal Ihren besten Freund nennen, so ist doch um den besten Freund immer ein langweilig Ding. Kein Mensch mag eingemachte Bohnen, so lang man frische haben kann. Frische Hechte sind immer die besten, aber wenn man fürchtet, daß sie gar verderben mögen, so salzt man sie ein, besonders wenn man sie verführen will. Es muß Ihnen doch komisch vorkommen, wenn Sie an all die Liebhaber denken, die Sie mit Freundschaft eingesalzen haben, große und kleine, krumme und gerade; ich muß selbst lachen, wenn ich dran denke. Doch Sie

müssen die Korrespondenz mit mir nicht ganz abbrechen, für einen Pöckling bin ich doch immer noch artig genug."

Edel, zart und schön sind seine Gesinnungen und Worte bei dem Gedanken an Käthchens Verbindung mit ihrem Verlobten. Im August 1769 schreibt er (S. 91): „Wenn Sie mir einmal schreiben, daß Sie glücklich sind, daß Sie ohne Ausnahme glücklich sind, das wird mir angenehm sein." Und im Dezember 1769 (S. 94): „Wenn ich uneigennützig darüber denke, wie freut das mich, Sie, meine beste Freundin, Sie, noch vor jeder andern, die Sie beneidete, die sich mehr dünkte als Sie, in den Armen eines liebenswürdigen Gatten zu wissen, Sie vergnügt zu wissen, und befreit von jeder Unbequemlichkeit, der ein lediger Stand und besonders Ihr lediger Stand ausgesetzt war. Ich danke meinem Traum, daß er mir Ihr Glück recht lebhaft geschildert hat, und das Glück ihres Gatten, und seine Belohnung dafür, daß er Sie glücklich gemacht hat. Erhalten Sie mir seine Freundschaft dadurch, daß Sie meine Freundin bleiben, denn auch bis auf die Freunde müssen Sie jetzt Alles gemein haben." — In seinem letzten Briefe (S. 99) heißt es: „Sie sind ewig das liebenswürdige Mädchen und werden auch die liebenswürdige Frau sein. Und ich, ich werde Göthe bleiben. Sie wissen, was das heißt. Wenn ich meinen Namen nenne, nenne ich mich ganz, und Sie wissen, daß ich, so lange als ich Sie kenne, nur als ein Theil von Ihnen gelebt habe."

Göthes Liebesschmerz linderte sich erst in Sesenheim. —

Die Neigung zu Annetten ist nicht die einzige, obwohl die innigste, in Göthes Leipziger Leben gewesen, wie wir aus einigen Gedichten schließen und aus seinen biographischen Andeutungen ersehn. Nach oder selbst auch vor Annettens Verlust hat er mit andern Freundinnen, welche leichterer Art waren, Umgang gehabt. Er sagt **25**. 142: „Unglücklicherweise hatte Behrisch, und wir durch ihn, noch einen gewissen andern Hang zu einigen Mädchen, welche besser waren als ihr Ruf, wodurch denn aber unser Ruf nicht gefördert werden konnte."

Die Liebe zu Annette hat in den letzten Jahren seines Aufenthalts zu Leipzig viele Liebesgedichte hervorgerufen, welche zum Theil in sein ältestes gedrucktes Liederbuch, das 1770 mit Melodieen von B. Th. Breitkopf erschienen ist, zugleich mit andern aus derselben und auch wohl aus einer frühern Epoche herstammenden Liebesliedern aufgenommen worden

sind. Es ist dies Leipziger Liederbuch neuerdings wieder von Tieck herausgegeben worden. *) Auch O. Jahn hat sie („Göthes Briefe an Leipziger Freunde", 1849) abdrucken lassen. Diese Gedichte unterscheiden sich an Inhalt wie an Darstellung und Form bedeutend von den späteren, namentlich den Sesenheimer Liedern. **) Wenn gleich sie, wie oben im §. 1 bemerkt worden, schon einen Durchbruch durch die Fesseln der Nachahmung und das Hervortreten einer besondern Eigenthümlichkeit bekunden, so sind sie doch im Allgemeinen noch nicht frei von dem reflektirenden, epigrammatischen Element, das sie der wahren Lyrik entfrembet. Göthe selbst sagt von ihnen (25. 108): „Sie entspringen aus Reflexion, handeln vom Vergangnen und nehmen häufig eine epigrammatische Wendung." Wenn die meisten derselben daher jetzt auch nicht mehr recht behagen wollen und nur dem Enthusiasten noch von großem Werthe sind, so ist es doch schon um der bessern Willen sehr schön, daß sie dem Feuertode entgangen sind, dem er in Leipzig Alles mit wenigen Ausnahmen, aus Unzufriedenheit mit seinen Leistungen, geopfert hatte. Von den 20 Gedichten dieses Leipziger Liederbuchs hat er 17, obwohl meist mit vielen Veränderungen, in die Sammlung seiner sämmtlichen Werke aufgenommen. — „Die Laune des Verliebten" stellt aufs Deutlichste sein Verhältniß zu Annette dar und ist 1766 gedichtet. —

*) Vergl. Viehoffs Kommentar I. S. 45.

**) Vergl. Viehoffs Kommentar I. S. 127 und Viehoff, Göthes Leben, I. 263—270.

§. 5.

Gedichte.

1. Die schöne Nacht.

Nun verlass' ich diese Hütte,
Meiner Liebsten Aufenthalt,
Wandle mit verhülltem Schritte
Durch den öden, finstern Wald.
Luna bricht durch Busch und Eichen,
Zephyr meldet ihren Lauf,
Und die Birken streun mit Neigen
Ihr den süßten Weihrauch auf.

Wie ergetz' ich mich im Kühlen
Dieser schönen Sommernacht!
O wie still ist hier zu fühlen,
Was die Seele glücklich macht!
Läßt sich kaum die Wonne fassen;
Und doch wollt' ich, Himmel, dir
Tausend solcher Nächte lassen,
Gäb' mein Mädchen Eine mir.

An Zartheit und Innigkeit so wie an Klarheit, Leichtigkeit und Wohlklang ist dies Lied ausgezeichnet, und man kommt in die Versuchung, es lieber auf die Vergangenheit (Gretchen), als auf die Gegenwart (Annette oder eine andre Freundin in Leipzig) zu beziehn. Es ist oben nicht in seiner ursprünglichen Gestalt mitgetheilt, sondern mit den Veränderungen, welche Göthe selbst späterhin gemacht hat, und trägt, zumal in diesen Veränderungen, nicht den Charakter der Göthe'schen Poesie zur Zeit seines Aufenthalts in Leipzig in sich, sondern reiht sich den schönsten Liebesliedern seiner nächsten Liebesepoche an. — Das Ende mag, wer da will, sinnlich deuten. Aber wenigstens eben so gut mög-

lich ist eine geistige Deutung (dem Reinen liegt das Reine immer am Nächsten), man braucht nur den Gedanken festzuhalten, daß der Liebende zu früh die Geliebte verlassen muß, oder (vielleicht noch besser), daß er sie gar nicht in der Hütte getroffen hat und demnach den Wunsch ausdrückt, lieber Eine so schöne Sommernacht mit ihr gemeinsam, in ihrer Gesellschaft, als tausend solcher Nächte allein zu genießen. So hat es auch unzweifelhaft Bettina aufgefaßt, die auch durch dieses ihr Lieblingslied sich so sehr erhoben gefühlt. *) —

Im Leipziger Liederbuch hieß die Ueberschrift bloß: „Die Nacht." — Daß Göthes spätere Veränderungen durchweg Verbesserungen und Verschönerungen des Inhalts und der Form seien, ergiebt sich beim Vergleich. Nur ein Paar Beispiele.

„Nun verlass' ich" ist offenbar dem Zusammenhange durchaus angemessen; die frühere Lesart „Gern verlass' ich" streitet gegen den Sinn, wie schon die älteste Rezension dieses Liedes (s. Viehoff I. S. 53) richtig bemerkt. Denn in den ersten vier Versen ist durchaus die wehmüthige Stimmung durchherrschend, während ihre Neigung, ganz in Wonne überzugehn, sich in den folgenden neun Versen ausspricht, bis sie in dem vergeblichen Wunsche der drei letzten Verse auch als Pointe des ganzen Liedes sich kundgiebt. — Aus diesem Grunde ist auch die ältere Lesart „Wandle mit vergnügtem Tritte" verbessert in „Wandle mit verhülltem Schritte", was auch zum „öden, finstern Wald" (wofür es früher, nicht so schön, „ausgestorbnen Wald" hieß) besser paßt und vielleicht durch metaphorische Bedeutung (— ich schlendre so herum und weiß nicht, wohin sich mein Schritt wendet —) noch mehr gewinnt. — Der frühere Plural „Zephyrs melden" ist mit Recht verbessert in „Zephyr meldet". — Die frühere Lesart „Schauer, die das Herze fühlen, der die Seele schmelzen macht" enthält eine matte, breite Wiederholung, und das Prädikat „schmelzen macht" ist wenig poetisch. Um so schöner ist die Verbesserung: „Wie ergetz' ich mich im Kühlen Dieser schönen Sommernacht." u. s. w.

Meiner Liebsten. Die Ausdrücke für Geliebte wechseln bei Göthe ab. Am häufigsten gebraucht er außer dem Wort „Geliebte" den Ausdruck Liebste (hie und da auch wohl Allerliebste), der sich auch

*) Vergl. Göthes Briefwechsel mit einem Kinde. I. 72.

in der Sprache des gemeinen Volks in der Zusammensetzung mit Frau erhalten hat: Frau Liebste ist so viel als Gattinn. Oefters sagt er mein Mädchen, auch Schöne, Schönste, hie und da Herzchen oder Kind, schönes Kind, sehr selten Süße oder ähnliche Ausdrücke des Minnegesangs (Einmal kommt auch Süßchen bei ihm vor), niemals Freundinn (wie Klopstock), auch nie Lieb oder Maid, wohl aber sehr oft Liebchen. Beim Maskulinum gebraucht er meistens Geliebter, sehr selten Süßer, Trauter, Schöner.

Die Birken streun mit Neigen gleichsam voll Verehrung ihr (der Luna) den Weihrauch auf (empor).

Luna. Schon in Leipzig gab Göthe (und mit Recht) die Namen der antiken Mythologie in seinen lyrischen Gedichten auf; nur Amor und Luna kommen noch bisweilen bei ihm vor.

Was die Seele glücklich macht. Sein Seelenschmerz in Frankfurt um Gretchens Verlust und sein großes Mißbehagen in Leipzigs literarischem und merkantilischem Geräusch hatte in ihm die Liebe zur stillen, einsamen Natur immer mehr erhöht. Und diese Stimmung potenzirte sich nun noch bei seiner gegenwärtigen Liebe.

Außer der oben erwähnten Komposition dieses Liedes von Breitkopf haben wir unter andern noch eine gelungene von Ritter, die den einfachen Ton der Wehmuth sehr gut getroffen hat.

---

2. Verschiedne Drohung.

Einst ging ich meinem Mädchen nach
Tief in den Wald hinein
Und fiel ihr um den Hals, und: Ach!
Droht sie, ich werde schrein!

Da rief ich trotzig: Ha, ich will
Den tödten, der uns stört! —
Still! lispelt sie, Geliebter, still!
Daß ja dich Niemand hört!

Mit Ausnahme der Ueberschrift, die früher „das Schreien“ lautete, hat Göthe in diesem Gedicht späterhin nichts verändert. Es ist dem Italienischen nachgebildet. Warum Göthe es in seiner Gedichtsammlung unter die epigrammatischen Gedichte aufgenommen, dafür läßt sich kein zureichender Grund ersehn. Allerdings ist es weniger lyrisch als erzählend, eignet sich doch aber mehr zum Liede als zum Epigramm.

---

3. Schadenfreude.

In des Papillons Gestalt
Flattr' ich, nach den letzten Zügen,
Zu den vielgeliebten Stellen,
Zeugen himmlischer Vergnügen,
Ueber Wiesen, an die Quellen,
Um den Hügel, durch den Wald.

Ich belausch' ein zärtlich Paar;
Von des schönen Mädchens Haupte
Aus den Kränzen schau' ich nieder;
Alles, was der Tod mir raubte,
Seh' ich hier im Bilde wieder,
Bin so glücklich, wie ich war.

Sie umarmt ihn lächelnd stumm,
Und sein Mund genießt der Stunde,
Die ihm güt'ge Götter senden,
Hüpft vom Busen zu dem Munde,
Von dem Munde zu den Händen,
Und ich hüpf' um ihn herum.

Und sie sieht mich Schmetterling.
Zitternd vor des Freunds Verlangen
Springt sie auf, da flieg' ich ferne.
„Liebster, komm, ihn einzufangen!
Komm! ich hätt' es gar zu gerne,
Gern das kleine bunte Ding."

In dem Leipziger Liederbuch heißt das Gedicht besser „Der Schmetterling". Die Hauptpointe liegt wohl darin, daß die Geliebte im Schmetterling eine dem Liebenden verhüllte Veranlassung sucht, seinem Verlangen Einhalt zu thun.

---

4. Glück und Traum.

Du hast uns oft im Traum gesehen
Zusammen zum Altare gehen,
Und dich als Frau, und mich als Mann.
Oft nahm ich wachend deinem Munde
In einer unbewachten Stunde,
So viel man Küsse nehmen kann.

Das reinste Glück, das wir empfunden,
Die Wollust mancher reinen Stunden
Floh wie die Zeit mit dem Genuß.
Was hilft es mir, daß ich genieße?
Wie Träume fliehn die wärmsten Küsse,
Und alle Freude wie ein Kuß.

Dies Gedicht ist mehr erzählend und reflektirend, daher ohne lyrisches Feuer und ohne lyrische Zartheit. Es ist, wie auch das vorhergehende, ziemlich unverändert geblieben, nur hieß die Ueberschrift früher bloß: „das Glück"; es hatte aber noch die zweite Ueberschrift „An An-

netten", bezieht sich also auch offenbar auf diese Geliebte. — Der Ausdruck „Wollust" für „Wonne" war bis zum Schluß des vorigen Jahrhunderts noch gäng und gäbe.

5. Hochzeitlied.

An meinen Freund.

Im Schlafgemach, entfernt vom Feste
Sitzt Amor dir getreu und bebt,
Daß nicht die List muthwill'ger Gäste
Des Brautbetts Frieden untergräbt.
Es blinkt mit mystisch heil'gem Schimmer
Vor ihm der Flammen blasses Gold;
Ein Weihrauchswirbel füllt das Zimmer,
Damit ihr recht genießen sollt.

Wie schlägt dein Herz beim Schlag der Stunde,
Der deiner Gäste Lärm verjagt!
Wie glühst du nach dem schönen Munde,
Der bald verstummt und nichts versagt!
Du eilst, um alles zu vollenden,
Mit ihr ins Heiligthum hinein;
Das Feuer in des Wächters Händen
Wird wie ein Nachtlicht still und klein.

Wie bebt vor deiner Küsse Menge
Ihr Busen und ihr voll Gesicht!
Zum Zittern wird nun ihre Strenge,
Denn deine Kühnheit wird zur Pflicht.
Schnell hilft dir Amor sie entkleiden
Und ist nicht halb so schnell als du;
Dann hält er schalkhaft und bescheiden
Sich fest die beiden Augen zu.

Der neue Titel dieses Gedichts heißt „Brautnacht". Daß es in gewisser Beziehung vollendet zu nennen ist, läßt sich nicht leugnen. Ob Viehoff es aber mit Recht die Krone des Leipziger Liederbuchs nenne, könnte zweifelhaft erscheinen.

---

6. Glück der Entfernung.

Trink', o Jüngling! heil'ges Glücke
Taglang aus der Liebsten Blicke;
Abends gaukl' ihr Bild dich ein.
Kein Verliebter hab' es besser;
Doch das Glück bleibt immer größer,
Fern von der Geliebten sein.

Ew'ge Kräfte, Zeit und Ferne,
Heimlich wie die Kraft der Sterne,
Wiegen dieses Blut zur Ruh.
Mein Gefühl wird stets erweichter;
Doch mein Herz wird täglich leichter,
Und mein Glück nimmt immer zu.

Nirgends kann ich sie vergessen;
Und doch kann ich ruhig essen,
Heiter ist mein Geist und frei;
Und unmerkliche Bethörung
Macht die Liebe zur Verehrung,
Die Begier zur Schwärmerei.

Aufgezogen durch die Sonne
Schwimmt im Hauch äther'scher Wonne
So das leichte Wölkchen nie,
Wie mein Herz in Ruh und Freude.
Frei von Furcht, zu groß zum Neide,
Lieb' ich, ewig lieb' ich sie!

Die frühere Ueberschrift „Glück der Liebe“ ist zu allgemein gehalten und für die Pointe nicht so bezeichnend als die neue.

---

7. An Luna.

Schwester von dem ersten Licht,
Bild der Zärtlichkeit in Trauer!
Nebel schwimmt mit Silberschauer
Um dein reizendes Gesicht;
Deines leisen Fußes Lauf
Weckt aus tagverschlossnen Höhlen
Traurig abgeschiedne Seelen,
Mich und nächt'ge Vögel auf.

Forschend übersieht dein Blick
Eine großgemessne Weite.
Hebe mich an deine Seite!
Gieb der Schwärmerei dies Glück;
Und in wollustvoller Ruh
Sah' der weitverschlagne Ritter
Durch das gläserne Gegitter
Seines Mädchens Nächten zu.

Des Beschauens holdes Glück
Mildert solcher Ferne Qualen,
Und ich sammle deine Strahlen
Und ich schärfe meinen Blick.
Hell und heller wird es schon
Um die unverhüllten Glieder,
Und nun zieht sie mich hernieder,
Wie dich einst Endymion.

Sehr zart schildert dies Gedicht, wie lebendig die Phantasie des Liebenden sei und in ihrer Lebendigkeit die Qual der Entfernung vergessen mache. — Endymion, Jupiters Sohn; ihn, den schlafenden Jüngling, küßte Luna auf dem Berge Latmos.

---

8. Beweggrund. 1769.

Wenn einem Mädchen, das uns liebt,
Die Mutter strenge Lehren giebt
Von Tugend, Keuschheit und von Pflicht,
Und unser Mädchen folgt ihr nicht,
Und fliegt mit neuverstärktem Triebe
Zu unsern heißen Küssen hin:
Da hat daran der Eigensinn
So vielen Antheil als die Liebe.

Doch wenn die Mutter es erreicht,
Daß sie das gute Herz erweicht,
Voll Stolz auf ihre Lehren sieht,
Daß uns das Mädchen spröde flieht:
So kennt sie nicht das Herz der Jugend;
Denn wenn das je ein Mädchen thut,
So hat daran der Wankelmuth
Gewiß mehr Antheil als die Tugend.

Etwas trocken reflektirend. Auch hier ist die frühere Ueberschrift „Liebe und Tugend" nicht so bezeichnend als die obige spätere.

---

9. Liebe wider Willen. 1769.

Ich weiß es wohl und spotte viel:
Ihr Mädchen seid voll Wankelmuth!
Ihr liebet wie im Kartenspiel
Den David und den Alexander;
Sie sind ja Forcen mit einander,
Und die sind mit einander gut.

Doch bin ich elend wie zuvor,
Mit misanthropischem Gesicht,
Der Liebe Sclav, ein armer Thor!
Wie gern wär' ich sie los, die Schmerzen!
Allein es sitzt zu tief im Herzen,
Und Spott vertreibt die Liebe nicht.

Die letzten beiden Verse beziehn sich wahrscheinlich auf sein eignes spottendes Benehmen gegen Annette, das er nachher zu spät bereute.

---

10. Wechsel.

Auf Kieseln im Bache da lieg' ich, wie helle!
Verbreite die Arme der kommenden Welle,
Und buhlerisch drückt sie die sehnende Brust;
Dann führt sie der Leichtsinn im Strome darnieder;
Es naht sich die zweite, sie streichelt mich wieder:
So fühl' ich die Freuden der wechselnden Lust.

Und doch, und so traurig, verschleisst du vergebens
Die köstlichen Stunden des eilenden Lebens,
Weil dich das geliebteste Mädchen vergißt!
O ruf' sie zurücke die vorigen Zeiten!
Es küßt sich so süße die Lippe der Zweiten,
Als kaum sich die Lippe der Ersten geküßt.

Dies Gedicht steht mit mehreren Abweichungen im Leipziger Liederbuch unter dem Titel: „Unbeständigkeit“. Der Inhalt hat offenbar Beziehung auf den Wechsel seines eignen Liebesverhältnisses zu Annette und trägt dessen leichteres Gepräge an sich. — Verbreite heißt so viel als breite aus.

---

11. Der Abschied.

Laß mein Aug' den Abschied sagen,
Den mein Mund nicht nehmen kann!
Schwer, wie schwer ist er zu tragen!
Und ich bin doch sonst ein Mann.

Traurig wird in dieser Stunde
Selbst der Liebe süßes Pfand,
Kalt der Kuß von deinem Munde,
Matt der Druck von deiner Hand.

Sonst, ein leicht gestohlnes Mäulchen,
O wie hat es mich entzückt!
So erfreuet uns ein Veilchen,
Das man früh im März gepflückt.

Doch ich pflücke nun kein Kränzchen,
Keine Rose mehr für dich.
Frühling ist es, liebes Fränzchen,
Aber leider Herbst für mich!

Das Lied ist an die im folgenden §. erwähnte Fränzchen gerichtet. Obwohl erst 1806 gedruckt, ist es doch gewiß schon früher entstanden, vielleicht zur Zeit des Aufenthalts in Leipzig selbst oder doch bald nachher, jedenfalls aber vor Sesenheim.

---

12. Rettung.

Mein Mädchen ward mir ungetreu,
Das machte mich zum Freudenhasser;
Da lief ich an ein fließend Wasser,
Das Wasser lief vor mir vorbei.

Da stand ich nun, verzweifelnd, stumm;
Im Kopfe war mirs wie betrunken,
Fast wär' ich in den Strom gesunken,
Es ging die Welt mit mir herum.

Auf einmal hört' ich was, das rief —
Ich wandte just dahin den Rücken —
Es war ein Stimmchen zum Entzücken:
„Nimm dich in Acht! Der Fluß ist tief."

Da lief mir was durchs ganze Blut,
Ich seh', so ists ein liebes Mädchen;
Ich frage sie: Wie heißt du? „Käthchen!"
O schönes Käthchen! Du bist gut.

Du hältst vom Tode mich zurück,
Auf immer dank' ich dir mein Leben;
Allein das heißt mir wenig geben,
Nun sei auch meines Lebens Glück!

Und dann klagt' ich ihr meine Noth,
Sie schlug die Augen lieblich nieder;
Ich küßte sie und sie mich wieder,
Und — vor der Hand nichts mehr von Tod.

Dies Gedicht ist 1775 gedruckt erschienen, aber enstanden wahrscheinlich schon früher, vielleicht mit Beziehung auf Annette (Käthchen). — Im „Goldschmiedgesell" vom Jahre 1808 (s. unten §. 30 No. 6) kommt auch ein Käthchen vor; allein da ist der Dichter wohl nur durch den Reim auf diesen Namen gekommen.

---

§. 6.

Friederike Oeser in Leipzig. — Charitas Meixner in Worms.

Die Liebe zur Kunst hatte Göthen, so flüchtig er auch in praktischen Uebungen und Ausführungen war, mit berühmten Männern zusammengeführt, so auch mit dem Freskomaler A. F. Oeser, der ihn zu einem ernsten Studium der Kunstgeschichte hinleitete. Göthe hat in seiner Autobiographie sehr viel von seinem Verhältniß zu diesem ausgezeichneten Künstler erzählt, auffallender Weise aber nichts von dessen geistreicher Tochter. Diese lernen wir durch ihn aus einem noch erhaltenen Gedicht, einer Art poetischer Epistel, kennen, die nicht sowohl poetischen als vielmehr biographischen Werth hat, und die er von Frankfurt aus, wohin er, „gleichsam als ein Schiffbrüchiger", mit Ueberbleibseln seiner bedeutenden Krankheit in Leipzig, im September 1768 zurückgekehrt war, zwei Monate nach der Rückkehr (am 6. November) ihr zuschickte. Einige Stellen dieses Gedichtes stimmen eine Art von Liebeston an; z. B.

Und dennoch kenn' ich niemand, der die Pein
Des Schmerzes so behende stillt, die Ruh
Mit einem Blick der Seele schenkt, wie Du.

Ferner:

Doch machtest Du mit Deiner süßen Gabe,
Ein Blumenbeet mir aus dem Grabe,
Erzähltest mir, wie scheu, wie kummerfrei,
Wie gut, wie still Dein selig Leben sei,
Mit einem Ton von solcher Schmeichelei,
Daß ich, was mir das Elend jemals raubte,
Weil Du's besaß'st, selbst zu besitzen glaubte.

Außerdem:

Du hast die Lieder nun*), und zur Belohnung
Für Alles, was ich für Dich litt,
Besuchst Du Deine sel'ge Wohnung,
So nimm sie mit
Und sing' sie manchmal an den Orten
Mit Lust, wo ich aus Schmerz sie sang.
Dann denk' an mich. — —

Andre Stellen, so wie auch sein Briefwechsel mit ihr nach der Abreise von Leipzig bekunden eine sehr intime Freundschaft und eine Zurücksehnsucht nach ihr und ihrem Umgange. Die offnen Bekenntnisse gegen sie über seine Liebesneigungen zu andern Mädchen haben viel Aehnlichkeit mit den Herzenseröffnungen, welche von ihm über die Frankfurter Lili in den Briefen an seine Herzensfreundinn Auguste Stolberg in liebenswürdigster Naivetät dargeboten werden (vergl. unten §. 18.)

Friederike Elisabeth Oeser ist 1748 geboren und unvermält 1829 in Leipzig gestorben. Sie schreibt über sich selbst (s. Jahn a. a. O. S. 173) Folgendes: „Ich habe von Jugend auf über mein verstümmeltes Gesicht klagen gehört, ich wußte also, schon in meinem 9. Jahre, daß ich nicht hübsch war (große Wissenschaft für junge Mädchen!); ich kannte das Unglück nur halb und wußte mich darüber zu trösten: hast du keinen schönen Körper, so sorge doch für andere schöne Tugenden, sagte ich zu mir selbst, du mußt geschickter werden als die ganze Welt, alles besser lernen, als Mädchen, die schön sind, es zu lernen brauchen, denn dieses muß nothwendig der zweite Weg sein, auf welchem man glücklich zu gefallen weiß" u. s. w.

*) Er hatte ihr das Leipziger Liederbuch geschenkt.

Allerdings hatte ihr Gesicht Blatternarben, doch verriethen ihre Augen einen durchdringenden Verstand und lebhaften Geist; hiezu paßte ihre rasche kleine Figur und die unüberwindliche Heiterkeit ihrer Laune, so wie ihre „geläufige und artige", aber auch scharfe Zunge, die Göthen zuweilen verwundete.

Jahn theilt (a. a. O.) außer dem oben erwähnten Gedicht zunächst zwei Göthische Briefe an Friederike mit, aus denen besonders hervorgeht, wie er und sie in geistigem Verkehr gestanden und durch kritische und psychologische Unterhaltungen (zumal über das weibliche Geschlecht) einander gefördert haben. Und so dürfen wir auch hier, wie in Göthes Leben so oft, die Ueberzeugung aussprechen, daß unser große Dichter im Umgange mit Frauen nicht bloß ein unwillkürliches, unbewußtes Herzensbedürfniß befriedigt, sondern auch Elemente seiner feineren Bildung und Anregungen zu eigener Selbsterziehung gefunden hat. Auch Friederike Oeser ist ihm Trösterinn und Erzieherinn gewesen.

Außerdem theilt uns Jahn noch zwei, schon von Schöll (a. a. O. S. 49 u. S. 55) dargebotene Briefe mit (S. 166 fgg.), welche, so verschieden auch ihr Ton von den früheren ist, doch unzweifelhaft an Friederike Oeser gerichtet sind. Sie berühren Göthes Liebe zu Friederike in Sesenheim und sein früheres Verhältniß zu Annette. Daher mögen sie hier mitgetheilt werden.

I.

An Mamsell F.

Am 14 Oktober (1770).

Soll ich Ihnen wieder einmal sagen, daß ich noch lebe und wohl lebe, und so vergnügt, als es ein Mittelzustand erlaubt, oder soll ich schweigen, und lieber gar nicht, als beschämt an Sie denken? Ich dächte, nein. Vergebung erhalten, ist für mein Herz eben so süß als Dank verdienen, ja noch süßer, denn die Empfindung ist uneigennütziger. Sie haben mich nicht vergessen, das weiß ich; ich habe Sie nicht vergessen, das wissen Sie, ohngeachtet eines Stillschweigens, dessen Dauer ich nicht berechnen mag. Ich habe niemals so lebhaft erfahren, was das sei, vergnügt, ohne daß das Herz einigen Antheil hat, als jezo, als hier in Straßburg. Eine ausgebreitete Bekanntschaft unter angenehmen Leuten,

eine aufgeweckte muntre Gesellschaft jagt mir einen Tag nach dem andern vorüber, läßt mir wenig Zeit zu denken und gar keine Ruhe zum Empfinden, und wenn man nichts empfindet, denkt man gewiß nicht an seine Freunde. Genug, mein jetziges Leben ist vollkommen wie eine Schlittenfahrt, prächtig und klingelnd, aber eben so wenig fürs Herz, als es für Augen und Ohren viel ist. Sie sollten wohl nicht rathen, wie mir jetzt so unverhofft der Einfall kommt, Ihnen zu schreiben, und weil die Ursache so gar artig ist, muß ichs Ihnen sagen. Ich habe einige Tage auf dem Lande bei gar angenehmen Leuten zugebracht. Die Gesellschaft der liebenswürdigen Töchter vom Hause, die schöne Gegend und der freundlichste Himmel weckten in meinem Herzen jede schlafende Empfindung, jede Erinnerung an alles, was ich liebe; daß ich kaum angelangt bin, als ich schon hier sitze und an Sie schreibe. Und daraus können Sie sehen, in wiefern man seiner Freunde vergessen kann, wenns einem wohl geht. Es ist nur das schwärmende, zu bedauernde Glück, das uns unsrer selbst vergessen macht, das auch das Andenken an Geliebte verdunkelt; aber wenn man sich ganz fühlt und still ist und die reinen Freuden der Liebe und Freundschaft genießt, dann ist durch eine besondre Sympathie jede unterbrochne Freundschaft, jede halb verschiedene Zärtlichkeit wieder auf einmal lebendig. Und Sie, meine liebe Freundin, die ich unter vielen vorzüglich so nennen kann, nehmen Sie diesen Brief als ein neues Zeugniß, daß ich Sie nie vergessen werde. Leben Sie glücklich u. s. w. —

II.

Saarbrück, am 27. Juni (1771).

Wenn das alles aufgeschrieben wäre, liebe Freundin, was ich an Sie gedacht habe, da ich diesen schönen Weg hierher machte, und alle Abwechselungen eines herrlichen Sommertags in der süßesten Ruhe genoß, Sie würden mancherlei zu lesen haben und manchmal empfinden und oft lachen. Heute regnets, und in meiner Einsamkeit finde ich nichts Reizenders als an Sie zu denken; an Sie, das heißt zugleich an alle, die Sie lieben, und auch sogar an Käthchen, von der ich doch weiß, daß sie sich nicht verleugnen wird, daß sie gegen meine Briefe sein wird, was sie gegen mich war, und daß sie — Genug, wer sie auch nur als Silhouette gesehn hat, der kennt sie.

Gestern waren wir den ganzen Tag geritten, die Nacht kam herbei, und wir kamen eben aufs Lothringsche Gebirg, da die Saar im lieblichen Thale unten vorbeifließt. Wie ich so rechter Hand über die grüne Tiefe hinaussah und der Fluß in der Dämmerung so graulich und still floß und linker Hand die schwere Finsterniß des Buchenwaldes vom Berg über mich herabhing, wie um die dunklen Felsen durchs Gebüsch die leuchtenden Vögelchen still und geheimnißvoll zogen; da wurd's in meinem Herzen so still wie in der Gegend, und die ganze Beschwerlichkeit des Tags war vergessen wie ein Traum, man braucht Anstrengung, um ihn im Gedächtniß aufzusuchen. Welch Glück ists, ein leichtes, ein freies Herz zu haben! Muth treibt uns an Beschwerlichkeit, an Gefahren; aber große Freuden werden nur mit großer Mühe erworben. Und das ist vielleicht das meiste, was ich gegen die Liebe habe; man sagt, sie mache muthig; nimmermehr! Sobald unser Herz weich ist, ist es schwach. Wenn es so ganz warm an seine Brust schlägt, und die Kehle wie zugeschnürt ist, und man Thränen aus den Augen zu drücken sucht, und in einer unbegreiflichen Wonne dasitzt, wenn sie fließen, o da sind wir so schwach, daß uns Blumenketten fesseln, nicht weil sie durch irgend eine Zauberkraft stark sind, sondern weil wir zittern, sie zu zerreißen. Muthig wird wohl der Liebhaber, der in Gefahr kommt, sein Mädchen zu verlieren, aber das ist nicht mehr Liebe, das ist Neid. Wenn ich Liebe sage, so versteh ich die wiegende Empfindung, in der unser Herz schwimmt, immer auf einem Fleck sich hin und her bewegt, wenn irgend ein Reiz es aus der gewöhnlichen Bahn der Gleichgültigkeit gerückt hat. Wir sind wie Kinder auf dem Schaukelpferde immer in Bewegung, immer in Arbeit und nimmer vom Fleck. Das ist das wahrste Bild eines Liebhabers. Wie traurig ist die Liebe, wenn man so genirt ist, und doch können Verliebte nicht leben, ohne sich zu geniren. — Sagen Sie meinem Fränzchen, daß ich noch immer ihr bin. Ich habe sie viel lieb, und ich ärgerte mich oft, daß sie mich so wenig genirte; man will gebunden sein, wenn man liebt. — Ich kenne einen guten Freund, dessen Mädchen oft die Gefälligkeit hatte, bei Tisch des Liebsten Füße zum Schemel der ihrigen zu machen. Es geschah einen Abend, daß er aufstehen wollte, eh es ihr gelegen war; sie drückte ihren Fuß auf den seinigen, um ihn durch diese Schmeichelei festzuhalten; unglücklicher Weise kam sie mit dem Absatz auf seine Zehen, er stand viel Schmerzen aus,

und doch kannte er den Werth einer Gunstbezeugung zu sehr, um seinen Fuß zurückzuziehen — u. s. w.

Der erstere Brief, der von der neuen Bekanntschaft (offenbar in Sesenheim) spricht, ist unmittelbar nach der ersten Bekanntschaft mit Friederike in Sesenheim geschrieben, was auch ein an diese selbst am folgenden Tage geschriebener Brief (s. Schöll S. 51) beweist. Göthe macht sich selbst darin Vorwürfe, die Freundinn vernachlässigt zu haben, und zwar in einem Augenblick, wo der Keim einer neuen Neigung ihn ahnen läßt, daß er ihrer bald ganz vergessen werde. — Ueber den zweiten Brief sagt Schöll (S. 55) sehr richtig Folgendes:

„Jetzt, zur Zeit der Sommer-Reise mit Engelbach und Weyland (Bd. 25, S. 316), die den Dichterjüngling nach Saarbrück führte (das. S. 322), stand diese Liebe schon in ihrer Mittagshöhe (das. S. 328 f. 332), ja, das Schreiben aus Saarbrück, das hier vor Augen liegt, verräth bereits, daß den Liebenden sein leidenschaftliches Verhältniß zu Friedriken nunmehr zu ängstigen anfing" (Bd. 26 S. 25 f. 80). Von dieser Empfindung, die er der Geliebten nicht gestehen konnte (S. 81), sucht er sich durch Ergüsse an die ferner gerückte ehemalige Herzensfreundin zu erleichtern. Ihr vertraut er, daß Liebe nicht muthig mache, sondern beklommen, weich, schwach; daß sie traurig werde, weil „man so genirt ist". Nach solchen Geständnissen war es nicht allzu verfänglich, wenn er in den scherzhaften Ton übergehend beifügte: „Sagen Sie meinem Fränzchen, daß ich noch immer ihr bin. Ich habe sie viel lieb und ich ärgerte mich oft, daß sie mich so wenig genirte" —; womit er sich hier, da es eben erst hieß: „Verliebte können nicht leben, ohne sich zu geniren," auf die artigste Weise für ungebunden erklärt. Es ist wohl niemand anders als Fränzchen selbst, dem er diesen Auftrag an Fränzchen giebt; wie ja der Brief jenem früheren an Mamsell F. sich anschließt. Auch des Schreibenden guter Freund, den sein Mädchen einst dadurch angenehm genirte, daß sie ihm auf den Fuß trat, und das Mädchen selbst, waren vermuthlich genau so gut dem Fränzchen, als der Empfängerin des Auftrags an Fränzchen bekannt. Er aber fand in dieser Erinnerung an die zärtliche Fußklemme ein scherzhaftes Symbol seiner jetzigen ernsthaftern Lage; und der ganze Text, der in den Augen der Freundin (wenn sie ihn wirklich zu lesen bekam) nur die halb sentimentale, halb neckende Wieder-

holung früherer Tändeleien sein konnte, war für ihn selbst Beichte einer wahren gegenwärtigen Leidenschaft für jene Dritte, die, der Freundin unsichtbar, hier heimlich unter allen denen hereingeführt war, „die Sie lieben, die mich lieben", vor die als deckende Vexir-Maske noch das böse Käthchen vorgeschoben wurde. Dies Ineinanderverkleiden von Einst und Jetzt, Bekenntniß und Heimlichkeit, dies Verknüpfen auseinanderliegender Reize, um einen am andern zu mildern und mit der geschmeidigen Phantasie der Jugend das ringende Herz in der Schwebe zu halten, ist nicht leichtsinniger als treu, nicht schlauer als unschuldig. Im arglos aufgeschlossenen Gemüthe selbst fließt Wahrheit in Täuschung und aus der Täuschung wieder Wahrheit. Wenn am Ende die guten Mädchen zu kurz kamen, war es, weil dieselbe Gemüthsentfaltung fortging, die sich an ihnen bewegt hatte; und er hatte ihnen nicht zu viel, sondern zu wenig gestanden. Die Zweideutigkeit des Gefühls, die der Jüngling eben so sehr litt, als in seinen Aeußerungen sich zu Schulden kommen ließ, wenn er eine Wahrheit mit der andern deckte und mit seiner Leidenschaft, anstatt in ihr unterzugehen, sich umzuschwingen lernte, gibt sich dem unbefangenen Leser als jener Doppelsinn, jener Austausch der Dinge zu erkennen, der Poesie ist. Sie wirkt um so reiner, weil sie als unwillkürlicher Zustand, als Natur gefunden wird; und diese kann hier Poesie sein, weil diese Natur poetische Anlage, dieser Zustand ihre Entwicklung ist. Göthen ist dies metaphorische Spiel, welches das Geheime ins Offene legt, und einen in sich haltbaren Sinn zum Symbol eines andern macht, immer eigen geblieben, und es war so lange Poesie, als das Symbol, wie hier, noch nach jeder Seite Leben und in lebendiger Empfindung zusammenhängend war." —

Wer Franziska (Fränzchen) gewesen, läßt sich jetzt nicht mehr bestimmt herausfinden. Daß sie der Leipziger Periode angehöre, wie auch das in §. 5 No. 11 mitgetheilte Gedicht „der Abschied" bekundet, ist unzweifelhaft. Vielleicht ist sie diejenige Freundin Annettens (Käthchens), an welche Göthe in seinen Briefen an diese (s. oben §. 4) öfters Grüße sendet. Auch ists nicht unmöglich, daß diese Franziska in der von Göthe in Leipzig geleiteten Aufführung von Lessings Minna von Barnhelm die Rolle der Franziska übernommen gehabt und gemeint sei, wenn Göthe an Käthchen (S. 75) schreibt: „Was macht unsre Franziska? Verträgt sie sich bald mit Justen? — — Grüßen Sie mir das gute Mädchen." —

Ein anderes Verhältniß, dessen erste Anfänge in die letzte Frankfurter Zeit vor seinem Besuch der Universität Leipzig fällt, war offenbar zärtlicher Natur. Charitas Meixner, die Tochter eines reichen Kaufmanns zu Worms, durch Geist und Schönheit ausgezeichnet, war nach Frankfurt in das Haus des Legationsraths Moritz, welcher, mit Göthes Eltern befreundet (er hatte nach Entfernung der Französischen Einquartierung den ersten Stock des Götheschen Hauses gemiethet), den jungen Wolfgang in der Mathematik gefördert hatte, zu ihrer weiteren Ausbildung geschickt worden. Schon damals standen sie und Göthe einander nahe. Ihr Verhältniß war durch Göthes Aufenthalt in Leipzig nicht aufgelöst. Als er nach Frankfurt zurückgekehrt war, machte er von dort aus (im Sommer 1769) mehrmals kleine Ausflüge, am liebsten nach Worms*), wo seine Freundinn sich durch glückliche poetische Versuche einen Namen gemacht hatte. Doch war die Liebe nicht von langer Dauer für den unbeständigen jungen Göthe; er verließ die Geliebte, und auch sie verschmerzte bald den Verlust und vermählte sich mit dem Kaufmann G. F. Schuler in Worms, einem gebildeten Manne, starb aber schon im 29sten Lebensjahre.

„Zwei Briefe Göthes aus Leipzig an seinen Freund Trapp zu Worms vom Jahre 1766, welche gegenwärtig im Besitze des Herrn G. Fr. Meyer zu Worms, eines Enkels der Charitas, sich befinden, dokumentiren ganz unzweifelhaft die Zärtlichkeit der Empfindungen, die Göthe für Charitas hegte.“ (Vergl. Viehoff, Göthes Leben I. S. 289.)

In seiner Autobiographie erwähnt Göthe dieser Freundinn nicht. Vielleicht beziehn sich einige Gedichte seines Leipziger Liederbuches auf sie.

---

*) Sein Name mit der Jahreszahl 1769 findet sich auf einer Fensterscheibe der vor dem Mainzer Thor gelegnen Eulenburg, welche damals im Besitze der mit Göthe befreundeten Familie v. Kampf war.

§. 7.

Emilie in Strassburg.*) 1770.

Göthe hatte sich nach der Rückkehr aus Leipzig ein Jahr in Frankfurt verweilt, dort seine Gesundheit wiedergewonnen und seiner Seele besonders einerseits durch enthusiastisches Studium des Neuen Testaments (— das Alte Testament hatte ihn als Knaben vorzugsweise angesprochen —), andrerseits durch mystisch chemische Werke neue Nahrung gegeben. Bei allen beiden Richtungen war ihm eine herzliche, sehr geliebte und fromme Freundinn seiner Mutter, Fräulein von Klettenberg, freundlich entgegengekommen, dieselbe, aus deren mündlichen und schriftlichen Unterhaltungen späterhin die in Meisters Lehrjahre eingeschalteten „Bekenntnisse einer schönen Seele" hervorgegangen sind.

Nun kam das Frühjahr 1770**) heran, und er begab sich auf den Wunsch seines Vaters nach Straßburg, um seine juristischen Studien zu vollenden und dann zu promoviren. Hier ward die ihm angeborne Neigung zur Kunst ganz besonders belebt,***) aber auch sein früheres

*) G. W. 25. 276—286.

**) Nicht 1769, wie mehrere Schriftsteller meinen. Vergl. Viehoff, Göthes Leben I. 288.

***) Auf der Plattform des Straßburger Münsters steht unter vielen andern Namen auch Göthes Namen eingehauen. Sehr schön ist die Beziehung der Uhlandschen Ballade vom Jahr 1829 „Münstersage", die hier Platz haben möge.

Münstersage.

Am Münsterthurm, dem grauen,
Da sieht man, groß und klein,
Viel Namen eingehauen,
Geduldig trägts der Stein.

Einst klomm die luft'gen Schnecken
Ein Musensohn heran,
Sah aus nach allen Ecken,
Hub dann zu meißeln an.

Behagen an geselligen Freuden kehrte zurück. Sein Umgang mit Freunden, besonders mit dem frommen Jung Stilling, der uns in seiner unübertrefflichen Selbstbiographie den Dichter von so zart inniger und edler Gemühthsseite kennen lehrt,*) vor Allen aber mit Herder, dessen Einfluß auf den jungen Göthe unendlich groß war (— „er schüttelte mich kräftiger auf, als er mich gebeugt hatte" —), wirkte im hohen Grade geistreich belebend ein, und die Musen und Grazien konnten hiebei nicht fehlen.

Eine vorübergehende Neigung hatte er zu der jüngern Tochter seines Tanzlehrers („seine geselligen Neigungen und Talente hatten ihn auch

---

Von seinem Schlage knittern
Die hellen Funken auf;
Den Thurm durchfährt ein Zittern
Vom Grundstein bis zum Knauf.

Da zuckt in seiner Grube
Erwins des Meisters Staub,
Da hallt die Glockenstube,
Da rauscht manch steinern Laub.

Im großen Bau ein Gähren,
Als wollt' er wunderbar
Aus seinem Stamm gebären,
Was unvollendet war! —

Der Name war geschrieben,
Von wenigen gekannt;
Doch ist er stehngeblieben
Und längst mit Preis genannt.

Wer ist noch, der sich wundert,
Daß ihm der Thurm erdröhnt,
Dem nun ein halb Jahrhundert
Die Welt des Schönen tönt? —

*) Vergl. Unterhaltungen zur Schilderung Göthescher Dicht- und Denkweise, von Göschel, I. S. 2—9.

zur Tanzkunst geleitet) gefaßt, Emilie mit Namen. Doch löste er dies Verhältniß, das er im 25. Bande seiner „Wahrheit und Dichtung" sehr interessant schildert, gar bald, da die ältere leidenschaftliche Schwester Luzinde ihn liebte, ohne Gegenliebe zu finden, und die jüngere theils ihr zu Liebe theils aus Zuneigung zu ihrem Verlobten, zu welchem ihr Verhältniß allerdings durch Göthes Dazwischenkunft etwas lauer geworden war, die Auflösung des Verhältnisses selbst rieth und herbeiführte. Göthe fügte sich schnell genug und sah die Liebende wie die Geliebte niemals wieder.

Wir können uns nicht enthalten, den auch psychologisch höchst interessanten Schluß dieses Liebesverhältnisses, wobei Göthe sich mehr passiv verhielt, aus seiner Autobiographie, die auch hier wieder sehr naiv gemüthlich erzählt, mitzutheilen.

„Den andern Tag hatte ich nicht Muth hinzugehen. Den dritten ließ mir Emilie durch einen Knaben, der mir schon manche Botschaft von den Schwestern gebracht und Blumen und Früchte dagegen an sie getragen hatte, in aller Frühe sagen, ich möchte heute ja nicht fehlen. Ich kam zur gewöhnlichen Stunde und fand den Vater allein, der an meinen Tritten und Schritten, an meinem Gehen und Kommen, an meinem Tragen und Behaben noch manches ausbesserte und übrigens mit mir zufrieden schien. Die Jüngste kam gegen das Ende der Stunde und tanzte mit mir eine sehr graziöse Menuet, in der sie sich außerordentlich bewegte, und der Vater versicherte, nicht leicht ein hübscheres und gewandteres Paar auf seinem Plane gesehen zu haben. Nach der Stunde ging ich wie gewöhnlich ins Wohnzimmer; der Vater ließ uns allein, ich vermißte Lucinden. Sie liegt im Bette, sagte Emilie, und ich sehe es gern; haben Sie deshalb keine Sorge. Ihre Seelenkrankheit lindert sich am ersten, wenn sie sich körperlich für krank hält; sterben mag sie nicht gern, und so thut sie alsdann, was wir wollen. Wir haben gewisse Hausmittel, die sie zu sich nimmt und ausruht; und so legen sich nach und nach die tobenden Wellen. Sie ist gar zu gut und liebenswürdig bei so einer eingebildeten Krankheit, und da sie sich im Grunde recht wohl befindet und nur von Leidenschaft angegriffen ist, so sinnt sie sich allerhand romanenhafte Todesarten aus, vor denen sie sich auf eine angenehme Weise fürchtet, wie Kinder, denen man von Gespenstern erzählt. So hat sie mir gestern Abend noch mit großer Heftigkeit

erklärt, daß sie diesmal gewiß sterben würde, und man sollte den undankbaren falschen Freund, der ihr erst so schön gethan und sie nun so übel behandle, nur dann wieder zu ihr führen, wenn sie wirklich ganz nahe am Tode sei: sie wolle ihm recht bittre Vorwürfe machen und auch sogleich den Geist aufgeben. Ich weiß mich nicht schuldig! rief ich aus, daß ich irgend eine Neigung zu ihr geäußert. Ich kenne jemand, der mir dieses Zeugniß am besten ertheilen kann. Emilie lächelte und versetzte: Ich verstehe Sie, und wenn wir nicht klug und verschlossen sind, so kommen wir alle zusammen in eine üble Lage. Was werden Sie sagen, wenn ich Sie ersuche, Ihre Stunden nicht weiter fortzusetzen? Sie haben von dem letzten Monat allenfalls noch vier Billette, und mein Vater äußerte schon, daß er es unverantwortlich finde, Ihnen noch länger Geld abzunehmen: es müßte denn sein, daß Sie sich der Tanzkunst auf eine ernstlichere Weise widmen wollten; was ein junger Mann in der Welt brauchte, besäßen Sie nun. — Und diesen Rath, Ihr Haus zu meiden, geben Sie mir, Emilie? versetzte ich. — Eben ich, sagte sie, aber nicht aus mir selbst. Hören Sie nur. Als Sie vorgestern wegeilten, ließ ich die Karte auf Sie schlagen, und derselbe Ausspruch wiederholte sich dreimal und immer stärker. Sie waren umgeben von allerlei Gutem und Vergnüglichem, von Freunden und großen Herren, an Geld fehlte es auch nicht. Die Frauen hielten sich in einiger Entfernung. Meine arme Schwester besonders stand immer am Weitesten, eine andere rückte Ihnen immer näher, kam aber nie an Ihre Seite: denn es stellte sich ein Dritter dazwischen. Ich will Ihnen nur gestehen, daß ich mich unter der zweiten Dame gedacht hatte, und nach diesem Bekenntnisse werden Sie meinen wohlmeinenden Rath am Besten begreifen. Einem entfernten Freund habe ich mein Herz und meine Hand zugesagt, und bis jetzt liebt' ich ihn über alles; doch es wäre möglich, daß Ihre Gegenwart mir bedeutender würde als bisher, und was würden Sie für einen Stand zwischen zwei Schwestern haben, davon Sie die eine durch Neigung und die andere durch Kälte unglücklich gemacht hätten, und alle diese Qual um nichts und auf kurze Zeit? Denn wenn wir nicht schon wüßten, wer Sie sind und was Sie zu hoffen haben, so hätte mir es die Karte aufs Deutlichste vor Augen gestellt. Leben Sie wohl, sagte sie, und reichte mir die Hand. Ich zauderte. — Nun, sagte sie, indem sie mich gegen die Thür führte, damit es wirklich das

letzte Mal sei, daß wir uns sprechen, so nehmen Sie, was ich Ihnen sonst versagen würde! Sie fiel mir um den Hals und küßte mich aufs Zärtlichste. Ich umfaßte sie und drückte sie an mich. In diesem Augenblicke flog die Seitenthür auf, und die Schwester sprang in einem leichten, aber anständigen Nachtkleide hervor und rief: Du sollst nicht allein von ihm Abschied nehmen! Emilie ließ mich fahren, und Lucinde ergriff mich, schloß sich fest an mein Herz, drückte ihre schwarzen Locken an meine Wangen und blieb eine Zeit lang in dieser Lage. Und so fand ich mich denn in der Klemme zwischen beiden Schwestern, wie mirs Emilie einen Augenblick vorher geweissagt hatte. Lucinde ließ mich los und sah mir ernst ins Gesicht. Ich wollte ihre Hand ergreifen und ihr etwas Freundliches sagen; allein sie wandte sich weg, ging mit starken Schritten einigemal im Zimmer auf und ab und warf sich dann in die Ecke des Sophas. Emilie trat zu ihr, ward aber sogleich weggewiesen, und hier entstand eine Scene, die mir noch in der Erinnerung peinlich ist, und die, ob sie gleich in der Wirklichkeit nichts Theatralisches hatte, sondern einer lebhaften jungen Französinn ganz angemessen war, dennoch nur von einer guten empfindenden Schauspielerinn auf dem Theater würdig wiederholt werden könnte. Lucinde überhäufte ihre Schwester mit tausend Vorwürfen. Es ist nicht das erste Herz, rief sie aus, das sich zu mir neigt, und das du mir entwendest. War es doch mit dem Abwesenden eben so, der sich zuletzt unter meinen Augen mit dir verlobte. Ich mußte es ansehen, ich ertrugs; ich weiß aber, wie viele tausend Thränen es mich gekostet hatte. Diesen hast du mir nun auch weggefangen, ohne jenen fahren zu lassen, und wie viele verstehst du nicht auf einmal zu halten! Ich bin offen und gutmüthig, und jedermann glaubt mich bald zu kennen und mich vernachlässigen zu dürfen; du bist versteckt und still, und die Leute glauben Wunder, was hinter dir verborgen sei. Aber es ist nichts dahinter als ein kaltes, selbstisches Herz, das sich alles aufzuopfern weiß; das aber kennt niemand so leicht, weil es tief in deiner Brust verborgen liegt, so wenig als mein warmes treues Herz, das ich offen trage, wie mein Gesicht. — Emilie schwieg und hatte sich neben ihre Schwester gesetzt, die sich im Reden immer mehr erhitzte und sich über gewisse besondere Dinge herausließ, die mir zu wissen eigentlich nicht frommte. Emilie dagegen, die ihre Schwester zu begütigen suchte, gab mir hinterwärts ein Zeichen, daß ich mich ent-

fernen sollte; aber wie Eifersucht und Argwohn mit tausend Augen sehen, so schien auch Lucinde es bemerkt zu haben. Sie sprang auf und ging auf mich los, aber nicht mit Heftigkeit. Sie stand vor mir und schien auf etwas zu sinnen. Drauf sagte sie: Ich weiß, daß ich Sie verloren habe; ich mache keine weitern Ansprüche auf Sie. Aber du sollst ihn auch nicht haben, Schwester! Sie faßte mich mit diesen Worten ganz eigenthümlich beim Kopf, indem sie mir mit beiden Händen in die Locken fuhr, mein Gesicht an das ihre drückte und mich zu wiederholten Malen auf den Mund küßte. Nun, rief sie aus, fürchte meine Verwünschung! Unglück über Unglück für immer und immer auf diejenige, die zum ersten Male nach mir diese Lippen küßt! Wage es nun wieder mit ihm anzubinden; ich weiß, der Himmel erhört mich diesmal. Und Sie, mein Herr, eilen Sie nun, eilen Sie, was Sie können! — Ich flog die Treppe hinunter mit dem festen Vorsatze, das Haus nie wieder zu betreten." *) —

§. 8.

Zusatz. Straßburg.

Eben so schnell vorübergehende Neigungen mögen vor der Bekanntschaft mit Sesenheim den Dichter vielleicht noch hierhin und dorthin gezogen haben. Wenigstens existiren noch zwei Gedichte, in denen er einer Dorilis und einer Therese zärtlich gedenkt. Ob beide Namen nur Eine Person bezeichnen oder wirklich zwei Personen, und wer diese gewesen, darüber läßt sich jetzt nichts mehr entscheiden. Es ist auch möglich, daß beide nur fingirt gewesen. Will man jedoch keine Fiktion annehmen, so können beide Gedichte auf wirklich Erlebtes um so eher bezogen werden, als Göthe besonders durch seinen Freund Salzmann in viele Gesellschaftszirkel eingeführt und hineingezogen wurde, in denen damals solche Spiele, wie sie in den Gedichten erwähnt sind, nichts Seltenes waren. Es folgen hier nun beide Gedichte, die ein sehr naives und volksthümliches Gepräge haben.

*) Man wird an dies Schwesterpaar und Göthes Verhältniß zu demselben unwillkürlich bei Lenoren und ihrer Schwester in „Werthers Leiden" erinnert.

1. Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg.

Nach Mittage saßen wir
Junges Volk im Kühlen;
Amor kam, und „stirbt der Fuchs“
Wollt' er mit uns spielen.

Jeder meiner Freunde saß
Froh bei seinem Herzchen;
Amor blies die Fackel aus,
Sprach: Hier ist das Kerzchen!

Und die Fackel, wie sie glomm,
Ließ man eilig wandern,
Jeder drückte sie geschwind
In die Hand des andern.

Und mir reichte Dorilis
Sie mit Spott und Scherze;
Kaum berührt mein Finger sie,
Hell entflammt die Kerze,

Sengt mir Augen und Gesicht,
Setzt die Brust in Flammen,
Ueber meinem Haupte schlug
Fast die Glut zusammen.

Löschen wollt' ich, platschte zu;
Doch es brennt beständig;
Statt zu sterben ward der Fuchs
Recht bei mir lebendig.

Zelter schreibt an Göthe im Jahre 1807 (Briefw. I. S. 255): „Seit vorgestern habe ich noch 5 Ihrer Lieder in Musik gesetzt und

unter andern auch: **Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg.** Dies habe ich so zu sagen durchkomponirt und bin eben nicht unzufrieden damit. Ich stelle mir diese Ueberschrift als ein gesellschaftliches Spiel vor, das ich aber nicht kenne. Lassen Sie mich doch wissen, wie dies Spiel beschaffen ist. Etwas fehlt meiner Komposition, und ich vermuthe, es ist die Wissenschaft dieses Spiels. Es müßte aber bald sein, da mir die Idee meiner Komposition noch frisch und neu ist." — Und Göthe beschreibt ihm in der Antwort (I. 258) dies Spiel: „Man nimmt einen dünnen Span, oder auch einen Wachsstock, zündet ihn an und läßt ihn eine Zeit lang brennen, dann bläst man die Flamme weg, daß die Kohle bleibt; dann sagt man so eilig als möglich das Sprüchelchen:

Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg,
Lebt er lang, so wird er alt,
Lebt er, so lebt er,
Stirbt er, so stirbt er,
Man begräbt ihn nicht mit der Haut,
Das gereicht ihm zur Ehre.

Nun giebt man die glimmende Kerze geschwind dem Nachbar in die Hand, der dasselbige Gesetzchen wiederholen muß, und das geht so lange fort, bis die Kohle bei einem auslischt, der dann ein Pfand geben muß."

---

2. Blinde Kuh. 1770.

O liebliche Therese!
Wie wandelt gleich ins Böse
Dein offnes Auge sich!
Die Augen zugebunden
Hast du mich schnell gefunden,
Und warum fingst du eben mich?

Du faßtest mich aufs Beste
Und hieltest mich so feste;
Ich sank in deinen Schooß.
Kaum warst du aufgebunden,
War alle Lust verschwunden;
Du ließest kalt den Blinden los.

Er tappte hin und wieder,
Verrenkte fast die Glieder,
Und alle foppten ihn.
Und willst du mich nicht lieben,
So geh' ich stets im Trüben
Wie mit verbundnen Augen hin.

Besonders feurig ist wie das vorige so auch dies Gedicht nicht; beide deuten, wie die Spiele selbst, auf Flüchtigkeit der Neigung hin. Die Leichtigkeit des Inhaltes spricht sich auch in der leichten und gewandten Form aus, doch hat dies zweite Gedicht mehr lyrischen Charakter als das erstere, weil es in die Trauer die Erzählung des Spiels einfaßt und wärmer ist, während jenes erstere eine die Begebenheiten des Spiels der Reihe nach etwas kalt erzählende Darstellung sich wählt; daher kann ich auch dem Urtheil Viehoffs (Göthes Leben I. 308), der es zu den allergelungensten kleineren Produktionen Göthes rechnet, durchaus nicht beistimmen.

---

§. 9.

Friederike in Sesenheim bei Straßburg*). 1770 u. 1771.

Längere Dauer und eine schönere Liebesblüthe gewährt das Verhältniß unsers Dichters zu Friederiken in Sesenheim**).

---

*) G. W. 25. 338—364. 26. 5—39. 80—84. 49. 19. 20.

**) In jüngster Zeit hat H. Düntzer einen sehr interessanten Aufsatz: „Göthe und Friederike, ein Beitrag zur Berichtigung der Darstellung in Wahrheit und Dichtung" in den Blättern für literarische Unterhaltung (April 1848) veröffentlicht.

Göthe pflegte in die schönen Umgebungen Straßburgs vielfache Ausflüge zu machen, besonders mit seinen Freunden Engelbach und Weyland. So kam er unter andern auch (im Oktober 1770) nach dem Dorfe Sesenheim (Sessenheim), 6 Meilen von Straßburg, und ward von Weyland bei dem dortigen gastfreundlichen Geistlichen eingeführt, dessen jüngere Tochter Friederike gleich Anfangs einen mächtigen Eindruck auf sein Herz machte. Der Eingang dieses Liebesverhältnisses an den beiden ersten Tagen der Bekanntschaft ist sehr ergetzlich in Göthes heitrer Darstellung (25. 338—364) zu lesen. Wir theilen den Anfang hier mit.

„Mein Tischgenosse Weyland, der sein stilles, fleißiges Leben dadurch erheiterte, daß er, aus dem Elsaß gebürtig, bei Freunden und Verwandten in der Gegend von Zeit zu Zeit einsprach, leistete mir auf meinen kleinen Excursionen manchen Dienst, indem er mich in verschiedenen Ortschaften und Familien theils persönlich theils durch Empfehlungen einführte. Dieser hatte mir öfters von einem Landgeistlichen gesprochen, der nahe bei Drusenheim, sechs Stunden von Straßburg, im Besitz einer guten Pfarre mit einer verständigen Frau und ein paar liebenswürdigen Töchtern lebe. Die Gastfreiheit und Anmuth dieses Hauses ward immer dabei höchlich gerühmt. So viel bedurfte es kaum, um einen jungen Ritter anzureizen, der sich schon angewöhnt hatte, alle abzumüßigenden Tage und Stunden zu Pferde und in freier Luft zuzubringen. Also entschlossen wir uns auch zu dieser Partie, wobei mir mein Freund versprechen mußte, daß er bei der Einführung weder Gutes noch Böses von mir sagen, überhaupt aber mich gleichgültig behandeln wolle, sogar erlauben, wo nicht schlecht, doch etwas ärmlich und nachlässig gekleidet zu erscheinen. Er willigte darein und versprach sich selbst einigen Spaß davon.

Es ist eine verzeihliche Grille bedeutender Menschen, gelegentlich einmal äußere Vorzüge ins Verborgene zu stellen, um den eignen innern menschlichen Gehalt desto reiner wirken zu lassen; deswegen hat das Incognito der Fürsten und die daraus entspringenden Abenteuer immer etwas höchst Angenehmes; es erscheinen verkleidete Gottheiten, die alles Gute, was man ihrer Persönlichkeit erweist, doppelt hoch anrechnen dürfen, und im Fall sind, das Unerfreuliche entweder leicht zu nehmen oder ihm auszuweichen zu können. Daß Jupiter bei Philemon und Baucis, Heinrich der Vierte nach einer Jagdpartie unter seinen Bauern sich in

ihrem Incognito wohlgefallen, ist ganz der Natur gemäß, und man mag es gern; daß aber ein junger Mensch ohne Bedeutung und Namen sich einfallen läßt, aus dem Incognito einiges Vergnügen zu ziehen, möchte mancher für einen unverzeihlichen Hochmuth auslegen. Da aber hier die Rede nicht ist von Gesinnungen und Handlungen, in wiefern sie lobens- oder tadelnswürdig, sondern wiefern sie sich offenbaren und ereignen können, so wollen wir für diesmal, unserer Unterhaltung zu Liebe, dem Jüngling seinen Dünkel verzeihen, um so mehr, als ich hier anführen muß, daß von Jugend auf in mir eine Lust mich zu verkleiden selbst durch den ernsten Vater erregt worden. Auch diesmal hatte ich mich theils durch eigne ältere, theils durch einige geborgte Kleidungsstücke und durch die Art die Haare zu kämmen, wo nicht entstellt, doch wenigstens so wunderlich zugestutzt, daß mein Freund unterwegs sich des Lachens nicht erwehren konnte, besonders wenn ich Haltung und Gebärde solcher Figuren, wenn sie zu Pferde sitzen, und die man Lateinische Reiter nennt, vollkommen nachzuahmen wußte. Die schöne Chaussee, das herrlichste Wetter und die Nähe des Rheins gaben uns den besten Humor. In Drusenheim hielten wir einen Augenblick an, er, um sich nett zu machen, und ich, um mir meine Rolle zurückzurufen, aus der ich gelegentlich zu fallen fürchtete. Die Gegend hier hat den Charakter des ganz freien, ebenen Elsasses. Wir ritten einen anmuthigen Fußpfad über Wiesen, gelangten bald nach Sesenheim, ließen unsere Pferde im Wirthshause und gingen gelassen nach dem Pfarrhofe. Laß dich, sagte Weyland, indem er mir das Haus von Weitem zeigte, nicht irren, daß es einem alten und schlechten Bauernhause ähnlich sieht; inwendig ist es desto jünger. Wir traten in den Hof. Das Ganze gefiel mir wohl, denn es hatte gerade das, was man malerisch nennt, und was mich in der Niederländischen Kunst so zauberisch angesprochen hatte. Jene Wirkung war gewaltig sichtbar, welche die Zeit über alles Menschenwerk ausübt. Haus und Scheune und Stall befanden sich in dem Zustande des Verfalls gerade auf dem Punkte, wo man unschlüssig, zwischen Erhalten und Neuaufrichten zweifelhaft, das eine unterläßt, ohne zu dem andern gelangen zu können. — Alles war still und menschenleer, wie im Dorfe so im Hofe. Wir fanden den Vater, einen kleinen, in sich gekehrten, aber doch freundlichen Mann, ganz allein, denn die Familie war auf dem Felde. Er hieß uns willkommen, bot uns eine Erfrischung

an, die wir ablehnten. Mein Freund eilte die Frauenzimmer aufzusuchen, und ich blieb mit unserem Wirth allein. Sie wundern sich vielleicht, sagte er, daß Sie mich in einem reichen Dorfe und bei einer einträglichen Stelle so schlecht quartiert finden; das kommt aber, fuhr er fort, von der Unentschlossenheit. Schon lange ist mirs von der Gemeine, ja von den obern Stellen zugesagt, daß das Haus neu aufgerichtet werden soll; mehrere Risse sind schon gemacht, geprüft, verändert, keiner ganz verworfen, und keiner ausgeführt worden. Es hat so viele Jahre gedauert, daß ich mich vor Ungeduld kaum zu fassen weiß. Ich erwiederte ihm, was ich für schicklich hielt, um seine Hoffnung zu nähren und ihn aufzumuntern, daß er die Sache stärker betreiben möchte. Er fuhr darauf fort, mit Vertrauen die Personen zu schildern, von denen solche Sachen abhingen, und obgleich er kein sonderlicher Charakterzeichner war, so konnte ich doch recht gut begreifen, wie das ganze Geschäft stocken mußte. Die Zutraulichkeit des Mannes hatte was Eignes; er sprach zu mir, als wenn er mich zehn Jahre gekannt hätte, ohne daß irgend etwas in seinem Blick gewesen wäre, woraus ich einige Aufmerksamkeit auf mich hätte muthmaßen können. Endlich trat mein Freund mit der Mutter herein. Diese schien mich mit ganz andern Augen anzusehn. Ihr Gesicht war regelmäßig und der Ausdruck desselben verständig; sie mußte in ihrer Jugend schön gewesen sein. Ihre Gestalt war lang und hager, doch nicht mehr als solchen Jahren geziemt; sie hatte vom Rücken her noch ein ganz jugendliches, angenehmes Ansehen. Die älteste Tochter kam darauf lebhaft herein gestürmt; sie fragte nach Friederiken, so wie die andern beiden auch nach ihr gefragt hatten. Der Vater versicherte sie nicht gesehen zu haben, seitdem alle drei fortgegangen. Die Tochter fuhr wieder zur Thüre hinaus, um die Schwester zu suchen; die Mutter brachte uns einige Erfrischungen, und Weyland setzte mit den beiden Gatten das Gespräch fort, das sich auf lauter bewußte Personen und Verhältnisse bezog, wie es zu geschehen pflegt, wenn Bekannte nach einiger Zeit zusammenkommen, von den Gliedern eines großen Zirkels Erkundigung einziehn und sich wechselsweise berichten. Ich hörte zu und erfuhr nunmehr, wie viel ich mir von diesem Kreise zu versprechen hatte. — Die älteste Tochter kam wieder hastig in die Stube, unruhig, ihre Schwester nicht gefunden zu haben. Man war besorgt um sie und schalt auf diese oder jene böse Gewohnheit; nur der

Vater sagte ganz ruhig: Laßt sie immer gehn, sie kommt schon wieder! In diesem Augenblick trat sie wirklich in die Thür; und da ging fürwahr an diesem ländlichen Himmel ein allerliebster Stern auf. Beide Töchter trugen sich noch Deutsch, wie man es zu nennen pflegte, und diese fast verdrängte Nationaltracht kleidete Friederiken besonders gut. Ein kurzes, weißes, rundes Röckchen mit einer Falbel, nicht länger als daß die nettsten Füßchen bis an die Knöchel sichtbar blieben; ein knappes weißes Mieder und eine schwarze Taffetschürze — so stand sie auf der Grenze zwischen Bäuerinn und Städterinn. Schlank und leicht, als wenn sie nichts an sich zu tragen hätte, schritt sie, und beinahe schien für die gewaltigen blonden Zöpfe des niedlichen Köpfchens der Hals zu zart. Aus heiteren blauen Augen blickte sie sehr deutlich umher, und das artige Stumpfnäschen forschte so frei in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorge geben könnte; der Strohhut hing ihr am Arm, und so hatte ich das Vergnügen, sie bei'm ersten Blick auf einmal in ihrer ganzen Anmuth und Lieblichkeit zu sehn und zu erkennen. — Ich fing nun an meine Rolle mit Mäßigung zu spielen, halb beschämt, so gute Menschen zum Besten zu haben, die zu beobachten es mir nicht an Zeit fehlte: denn die Mädchen setzten jenes Gespräch fort und zwar mit Leidenschaft und Laune. Sämmtliche Nachbarn und Verwandte wurden abermals vorgeführt, und es erschien meiner Einbildungskraft ein solcher Schwarm von Onkeln und Tanten, Vettern, Basen, Kommenden, Gehenden, Gevattern und Gästen, daß ich in der belebtesten Welt zu hausen glaubte. Alle Familienglieder hatten einige Worte mit mir gesprochen, die Mutter betrachtete mich jedesmal, so oft sie kam oder ging, aber Friederike ließ sich zuerst mit mir in ein Gespräch ein, und indem ich umherliegende Noten aufnahm und durchsah, fragte sie, ob ich auch spiele? Als ich es bejahte, ersuchte sie mich etwas vorzutragen; aber der Vater ließ mich nicht dazu kommen, denn er behauptete, es sei schicklich, dem Gaste zuerst mit irgend einem Musikstück oder einem Liede zu dienen. Sie spielte Verschiedenes mit einiger Fertigkeit, in der Art, wie man es auf dem Lande zu hören pflegt, und zwar auf einem Klavier, das der Schulmeister schon längst hätte stimmen sollen, wenn er Zeit gehabt hätte. Nun sollte sie auch ein Lied singen, ein gewisses zärtlich-trauriges; das gelang ihr nun gar nicht. Sie stand auf und sagte lächelnd, oder vielmehr mit dem auf ihrem Gesichte immerfort ruhenden

Zuge von heiterer Freude: Wenn ich schlecht singe, so kann ich die Schuld nicht auf das Klavier und den Schulmeister werfen; lassen Sie uns aber nur hinauskommen, dann sollen Sie meine Elsasser- und Schweizerliedchen hören, die klingen schon besser! — Beim Abendessen beschäftigte mich eine Vorstellung, die mich schon früher überfallen hatte, dergestalt, daß ich nachdenklich und stumm wurde, obgleich die Lebhaftigkeit der ältern Schwester und die Anmuth der jüngern mich oft genug aus meinen Betrachtungen schüttelten. Meine Verwunderung war über allen Ausdruck, mich so ganz leibhaftig in der Wakefieldschen Familie zu finden. Der Vater konnte freilich nicht mit jenem trefflichen Manne verglichen werden; allein wo gäbe es auch Seinesgleichen? Dagegen stellte sich alle Würde, welche jenem Ehegatten eigen ist, hier in der Gattinn dar. Man konnte sie nicht ansehen, ohne sie zugleich zu ehren und zu scheuen. Man bemerkte bei ihr die Folgen einer guten Erziehung; ihr Betragen war ruhig, frei, heiter und einladend. — Hatte die ältere Tochter nicht die gerühmte Schönheit Oliviens, so war sie doch wohlgebaut, lebhaft und eher heftig; sie zeigte sich überall thätig und ging der Mutter in allem an Handen. Friederiken an die Stelle von Primrosens Sophie zu setzen, war nicht schwer; denn von jener ist wenig gesagt, man giebt nur zu, daß sie liebenswürdig sei; diese war es wirklich. Wie nun dasselbe Geschäft, derselbe Zustand überall, wo er vorkommen mag, ähnliche, wo nicht gleiche Wirkungen hervorbringt, so kam auch hier manches zur Sprache, es geschah gar manches, was in der Wakefieldschen Familie sich auch schon ereignet hatte. Als nun aber gar zuletzt ein längst angekündigter und von dem Vater mit Ungeduld erwarteter jüngerer Sohn ins Zimmer sprang und sich dreist zu uns setzte, indem er von den Gästen wenig Notiz nahm: so enthielt ich mich kaum auszurufen: Moses, bist du auch da! Die Unterhaltung bei Tische erweiterte die Ansicht jenes Land- und Familien-Kreises, indem von mancherlei lustigen Begebenheiten, die bald da bald dort vorgefallen, die Rede war. Friedrike, die neben mir saß, nahm daher Gelegenheit, mir verschiedene Ortschaften zu beschreiben, die es wohl zu besuchen der Mühe werth sei. Da immer ein Geschichtchen das andere hervorrief, so konnte ich nun auch mich desto besser in das Gespräch mischen und ähnliche Begebenheiten erzählen, und weil hiebei ein guter Landwein keineswegs geschont wurde, so stand ich in Gefahr, aus meiner Rolle zu fallen,

weshalb der vorsichtigere Freund den schönen Mondschein zum Vorwand nahm und auf einen Spazirgang antrug, welcher denn auch sogleich beliebt wurde. Er bot der ältesten den Arm, ich der jüngsten, und so zogen wir durch die vielen Fluren, mehr den Himmel über uns zum Gegenstande haltend, als die Erde, die sich neben uns in der Breite verlor. Friederikens Reden jedoch hatten nichts Mondscheinhaftes; durch die Klarheit, womit sie sprach, machte sie die Nacht zum Tage, und es war nichts darin, was eine Empfindung angedeutet oder erweckt hätte, nur bezogen sich ihre Aeußerungen mehr als bisher auf mich, indem sie sowohl ihren Zustand als die Gegend und ihre Bekannten mir von der Seite vorstellte, wiefern ich sie würde kennen lernen: denn sie hoffte' setzte sie hinzu, daß ich keine Ausnahme machen und sie wieder besuchen würde, wie jeder Fremde gern gethan, der einmal bei ihnen eingekehrt sei. Es war mir sehr angenehm, stillschweigend der Schilderung zuzuhören, die sie von der kleinen Welt machte, in der sie sich bewegte, und von den Menschen, die sie besonders schätzte. Sie brachte mir dadurch einen klaren und zugleich so liebenswürdigen Begriff von ihrem Zustande bei, der sehr wunderlich auf mich wirkte: denn ich empfand auf einmal einen tiefen Verdruß, nicht früher mit ihr gelebt zu haben, und zugleich ein recht peinliches neidisches Gefühl gegen alle, welche das Glück gehabt hatten, sie bisher zu umgeben. Ich paßte sogleich, als wenn ich ein Recht dazu gehabt hätte, genau auf alle ihre Schilderungen von Männern, sie mochten unter dem Namen von Nachbarn, Vettern oder Gevattern auftreten, und lenkte bald da bald dorthin meine Vermuthung; allein wie hätte ich etwas entdecken sollen in der völligen Unbekanntschaft aller Verhältnisse? Sie wurde zuletzt immer redseliger und ich immer stiller. Es hörte sich ihr gar so gut zu, und da ich nur ihre Stimme vernahm, ihre Gesichtsbildung aber so wie die übrige Welt in Dämmerung schwebte, so war es mir, als ob ich in ihr Herz sähe, das ich höchst rein finden mußte, da es sich in so unbefangener Geschwätzigkeit vor mir eröffnete." — —

Göthe und Friederike wurden nun bald von ihrer gegenseitigen Neigung überzeugt und gestanden einander, daß sie sich „von Grund aus" liebten. Die Vorzüge Friederikens waren „besonnene Heiterkeit, Naivetät mit Bewußtsein, Frohsinn mit Voraussehn, Eigenschaften, die unverträglich scheinen, die sich aber bei ihr zusammenfanden und ihr

Aeußeres gar hold bezeichneten." — „Ich konnte, erzählt er, mit einiger Aufmerksamkeit an diesem Morgen Friederikens ganzes Wesen gewahr werden, dergestalt, daß sie mir für die ganze Zeit immer dieselbe blieb. Schon die freundlichen, vorzüglich an sie gerichteten Grüße der Bauern gaben zu verstehen, daß sie ihnen wohlthätig sei und ihr Behagen erregte. Zu Hause stand die ältere der Mutter bei; alles, was körperliche Anstrengung erforderte, ward nicht von Friederiken verlangt, man schonte sie, wie man sagte, ihrer Brust wegen. — Es giebt Frauenzimmer, die uns im Zimmer wohlgefallen, andere, die sich besser im Freien ausnehmen; Friederike gehörte zu den letzteren. Ihr Wesen, ihre Gestalt trat niemals reizender hervor, als wenn sie sich auf einem erhöhten Fußpfad hinbewegte; die Anmuth ihres Betragens schien mit der beblümten Erde und die unverwüstliche Heiterkeit ihres Antlitzes mit dem blauen Himmel zu wetteifern. Diesen erquicklichen Aether, der sie umgab, brachte sie auch mit nach Hause, und es ließ sich bald bemerken, daß sie Verwirrungen auszugleichen und die Eindrücke kleiner unangenehmer Zufälligkeiten leicht wegzulöschen verstand. Die reinste Freude, die man an einer geliebten Person finden kann, ist die, zu sehn, daß sie andere erfreut. Friederikens Betragen in der Gesellschaft war allgemein wohlthätig. Auf Spazirgängen schwebte sie, ein belebender Geist, hin und wieder und wußte die Lücken auszufüllen, welche hie und da entstehn mochten" u. s. w.

Göthe wiederholte nun seine Besuche und unterhielt mit ihr einen lebhaften Briefwechsel. Trotz seiner Studien, welche sich mehr auf Chemie und Aesthetik, auf Shakespeare und die Gothische Baukunst als auf die juridischen Wissenschaften bezogen, und trotz des geistreichen Umgangs mit Herder und anderen Freunden war sein höchstes Glück und seine liebsten und häufigsten Gedanken in Sesenheim. Und die Eltern ließen die Gewohnheit zusammen zu sein immer mehr einwurzeln, ohne gerade zu fragen, was daraus werden solle; denn sie glaubten auf Friederikens Gesinnung und Göthes Rechtlichkeit völlig vertrauen zu können. Daß die Lust zum Dichten unter diesen Umständen, wie er sie lange nicht gefühlt hatte, wieder hervortreten und lange nachhallen mußte, ist einleuchtend. Wir haben schon oben bemerkt, daß in den Liebesgedichten der Sesenheimer und der Frankfurter Epoche ein frischerer, wärmerer Lebens- und Liebeshauch weht, welcher, von der Anmuth und Zartheit

des Glücks wie des Schmerzes getragen, einerseits das lehrhafte Element der früheren Liebeslieder verschmähte, andrerseits vor der Ausartung in das reißende Element seiner Sturm- und Drangperiode bewahrt blieb. —

Seine Abreise von Straßburg nahte heran. Das leidenschaftliche Verhältniß zu Friederiken fing allmälig an, ihn zu beunruhigen. Er kam seltner zu ihr, doch unterhielt er noch mit ihr den lebhaftesten Briefwechsel. Er erzählt:

„Solchen Zerstreuungen und Heiterkeiten gab ich mich um so lieber und zwar bis zur Trunkenheit hin, als mich mein leidenschaftliches Verhältniß zu Friederiken nunmehr zu ängstigen anfing. Eine solche jugendliche, aufs Gerathewohl gehegte Neigung ist der nächtlich geworfenen Bombe zu vergleichen, die in einer sanften, glänzenden Linie aufsteigt, sich unter die Sterne mischt, ja einen Augenblick unter ihnen zu verweilen scheint, alsdann aber abwärts, zwar wieder dieselbe Bahn nur umgekehrt bezeichnet, und zuletzt da, wo sie ihren Lauf geendet, Verderben hinbringt. Friederike blieb sich immer gleich; sie schien nicht zu denken, noch denken zu wollen, daß dieses Verhältniß sich sobald endigen könne. Olivie hingegen, die mich zwar auch ungern vermißte, aber doch nicht so viel als jene verlor, war voraussehender oder offener. Sie sprach manchmal mit mir über meinen vermuthlichen Abschied und suchte über sich selbst und ihre Schwester sich zu trösten. Ein Mädchen, das einem Manne entsagt, dem sie ihre Gewogenheit nicht verleugnet, ist lange nicht in der peinlichen Lage, in der sich ein Jüngling befindet, der mit Erklärungen eben so weit gegen ein Frauenzimmer herausgegangen ist. Er spielt immer eine leidige Figur: denn von ihm, als einem werdenden Manne, erwartet man schon eine gewisse Uebersicht seines Zustandes, und ein entschiedener Leichtsinn will ihn nicht kleiden. Die Ursachen eines Mädchens, das sich zurückzieht, scheinen immer gültig, die des Mannes niemals. — Allein wie soll eine schmeichelnde Leidenschaft uns voraussehen lassen, wohin sie uns führen kann? Denn auch selbst alsdann, wenn wir schon ganz verständig auf sie Verzicht gethan, können wir sie noch nicht loslassen; wir ergetzen uns an der lieblichen Gewohnheit, und sollte es auch auf eine veränderte Weise sein. So ging es auch mir. Wenn gleich die Gegenwart Friederikens mich ängstigte, so wußte ich doch nichts Angenehmeres, als abwesend an sie zu denken und mich mit ihr zu unterhalten. Ich kam seltener hinaus, aber unsere

Briefe wechselten desto lebhafter. Sie wußte mir ihre Zustände mit Heiterkeit, ihre Gefühle mit Anmuth zu vergegenwärtigen, so wie ich mir ihre Verdienste mit Gunst und Leidenschaft vor die Seele rief. Die Abwesenheit machte mich frei, und meine ganze Zuneigung blühte erst recht auf durch Unterhaltung in der Ferne. Ich konnte mich in solchen Augenblicken ganz eigentlich über die Zukunft verblenden; zerstreut war ich genug durch das Fortrollen der Zeit und dringender Geschäfte. Ich hatte bisher möglich gemacht, das Mannigfaltigste zu leisten, durch immer lebhafte Theilnahme am Gegenwärtigen und Augenblicklichen; allein gegen das Ende drängte sich alles gar gewaltsam über einander, wie es immer zu gehen pflegt, wenn man sich von einem Orte loslösen soll." —

Unterdeß promovirte er (den 6. August 1771.) Vor seiner Abreise hatte er noch einmal die Geliebte gesehn:

„In solchem Drang und Verwirrung konnte ich doch nicht unterlassen, Friederiken noch einmal zu sehen. Es waren peinliche Tage, deren Erinnerung mir nicht geblieben ist. Als ich ihr die Hand noch vom Pferde reichte, standen ihr die Thränen in den Augen, und mir war sehr übel zu Muthe. Nun ritt ich auf dem Fußpfade gegen Drusenheim, und da überfiel mich eine der sonderbarsten Ahnungen. Ich sah nämlich, nicht mit den Augen des Leibes, sondern des Geistes, mich mir selbst, denselben Weg, zu Pferde wieder entgegen kommen, und zwar in einem Kleide, wie ich es nie getragen: es war hechtgrau mit etwas Gold. Sobald ich mich aus diesem Traum aufschüttelte, war die Gestalt ganz hinweg. Sonderbar ist es jedoch, daß ich nach acht Jahren, in dem Kleide, das mir geträumt hatte, und das ich nicht aus Wahl, sondern aus Zufall gerade trug, mich auf demselben Wege fand, um Friederiken noch einmal zu besuchen. Es mag sich übrigens mit diesen Dingen wie es will verhalten, das wunderliche Trugbild gab mir in jenen Augenblicken des Scheidens einige Beruhigung. Der Schmerz, das herrliche Elsaß, mit allem, was ich darin erworben, auf immer zu verlassen, war gemildert, und ich fand mich, dem Taumel des Lebewohls endlich entflohn, auf einer friedlichen und erheiternden Reise so ziemlich wieder." —

Bald darauf langte er in Frankfurt an. Seine Seelenstimmung schildert er also:

„Die Antwort Friederikens auf einen schriftlichen Abschied zerriß mir das Herz. Es war dieselbe Hand, derselbe Sinn, die sich zu mir,

die sich an mir herangebildet hatten. Ich fühlte nun erst den Verlust, den sie erlitt, und sah keine Möglichkeit ihn zu ersetzen, ja nur ihn zu mildern. Sie war mir ganz gegenwärtig; stets empfand ich, daß sie mir fehlte, und was das Schlimmste war, ich konnte mir mein eignes Unglück nicht verzeihen. Gretchen hatte man mir genommen, Annette mich verlassen; hier war ich zum ersten Mal schuldig; ich hatte das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet, und so war die Epoche einer düsteren Reue, bei dem Mangel einer gewohnten erquicklichen Liebe, höchst peinlich, ja unerträglich. Aber der Mensch will leben, daher nahm ich aufrichtigen Theil an andern, ich suchte ihre Verlegenheiten zu entwirren, und was sich trennen wollte, zu verbinden, damit es ihnen nicht ergehen möchte wie mir" u. s. w. — Nicht bloß in Frankfurt, sondern noch sehr lange nachher, und vielleicht immer, hat sie ihn als ein liebevoller Genius umschwebt. —

Das Verhältniß zu Friederiken war nun also abgebrochen oder vielmehr ganz aufgelöst, und zwar nicht ohne seine Schuld, wie er selbst öfters bekannt. Er läßt sich über den Grund dieser völligen Auflösung nirgend deutlich aus. Einige Andeutungen mögen schon in der Schilderung seiner erhitzten Phantasie gegeben sein. Er erzählt nämlich (**26.** 22):

„Ich hatte kaum einige Stunden sehr tief geschlafen, als ein erhitztes und in Aufruhr gebrachtes Blut mich aufweckte. In solchen Stunden und Lagen ist es, wo die Sorge, die Reue den wehrlos hingestreckten Menschen zu überfallen pflegen. Meine Einbildungskraft stellte mir zugleich die lebhaftesten Bilder dar; ich sehe Lucinden, wie sie, nach dem heftigsten Kusse, leidenschaftlich von mir zurücktritt, mit glühender Wange, mit funkelnden Augen jene Verwünschung ausspricht, wodurch nur ihre Schwester bedroht werden soll, und wodurch sie unwissend fremde schuldlose bedroht. Ich sehe Friederiken gegen ihr über stehn, erstarrt vor dem Anblick, bleich und die Folgen jener Verwünschung fühlend, von der sie nichts weiß. Ich finde mich in der Mitte, so wenig im Stande, die geistigen Wirkungen jenes Abenteuers abzulehnen, als jenen Unglück weissagenden Kuß zu vermeiden. Die zarte Gesundheit Friederikens schien den gedrohten Unfall zu beschleunigen, und nun kam mir ihre Liebe zu mir recht unselig vor; ich wünschte über alle Berge zu sein. — Was aber noch Schmerzlicheres für mich im Hintergrunde lag, will ich nicht verhehlen. Ein gewisser Dünkel unterhielt bei mir jenen Aber-

glauben; meine Lippen — geweiht oder verwünscht — kamen mir bedeutender vor als sonst, und mit nicht geringer Selbstgefälligkeit war ich mir meines enthaltsamen Betragens bewußt, indem ich mir manche unschuldige Freude versagte, theils um jenen magischen Vorzug zu bewahren, theils um ein harmloses Wesen nicht zu verletzen, wenn ich ihn aufgäbe. Nunmehr aber war alles verloren und unwiederbringlich; ich war in einen gemeinen Zustand zurückgekehrt, ich glaubte das liebste Wesen verletzt, ihr unwiederbringlich geschadet zu haben; und so war jene Verwünschung, anstatt daß ich sie hätte loswerden sollen, von meinen Lippen in mein eignes Herz zurückgeschlagen. — Das alles ras'te zusammen in meinem durch Liebe und Leidenschaft, Wein und Tanz aufgeregten Blute, verwirrte mein Denken, peinigte mein Gefühl, so daß ich, besonders im Gegensatz mit den gestrigen behaglichen Freuden, mich in einer Verzweiflung fühlte, die ohne Grenzen schien. Glücklicherweise blickte durch eine Spalte im Laden das Tageslicht mich an, und alle Mächte der Nacht überwindend stellte mich die hervortretende Sonne wieder auf meine Füße; ich war bald im Freien und schnell erquickt, wo nicht hergestellt. — Der Aberglaube, so wie manches andre Wähnen, verliert sehr leicht an seiner Gewalt, wenn er, statt unserer Eitelkeit zu schmeicheln, ihr in den Weg tritt, und diesem zarten Wesen eine böse Stunde machen will; wir sehen alsdann recht gut, daß wir ihn loswerden können, sobald wir wollen; wir entsagen ihm um so leichter, je mehr alles, was wir ihm entziehn, zu unserm Vortheil gereicht. Der Anblick Friederikens, das Gefühl ihrer Liebe, die Heiterkeit der Umgebung, alles machte mir Vorwürfe, daß ich in der Mitte der glücklichsten Tage so traurige Nachtvögel bei mir beherbergen mögen; ich glaubte sie auf ewig verscheucht zu haben. Des lieben Mädchens immer mehr annäherndes zutrauliches Betragen machte mich durch und durch froh, und ich fand mich recht glücklich, daß sie mir diesmal bei'm Abschied öffentlich, wie andern Freunden und Verwandten, einen Kuß gab." —

Andre Spuren, die uns auf den Grund der Auflösung führen könnten, mögen einerseits in der strengen Ansicht und Leitung seines Vaters liegen, und sind andrerseits besonders in der Schilderung seines innern Lebens während der letzten Wochen des Straßburger Aufenthalts hie und da beiläufig angedeutet, vermögen aber eben so wenig als die obigen ausführlicheren Andeutungen ein klares Licht auf die Sache zu

werfen. Solch ein Licht läßt sich um so weniger hervorzaubern, da wir in seinen autobiographischen Schilderungen und unter diesen besonders in den Mittheilungen über die Sesenheimsche Epoche am Wenigsten im Stande sind, die Wahrheit von der Dichtung zu sondern, ja gerade hier am Meisten vermuthen können, daß seine lebhafte Phantasie und sein liebebedürftiges Herz, welches die Bilder der Liebe mehr schuf als vorfand, hier die Wirklichkeit mit gar vielen Dichtungen mag umkränzt und umschlungen haben.

Was im Allgemeinen über die Auflösung seiner Liebesverhältnisse zu urtheilen sei, ist oben in der Einleitung bereits angedeutet. In Bezug auf Friederike hat man besonders in neuester Zeit viel darüber hin und her geschrieben und gefabelt, ohne zur Klarheit und Gewißheit gelangen zu können. Einerseits ist es zum Wenigsten ein eitles Unternehmen, in der Voraussetzung, Göthe habe wahrhafte Liebe zu Friederike gehegt und sich mit ihr versprochen*), die Unsittlichkeit**) und Unmoralität seines Verfahrens leugnen und seine Untreue trotz seines eigenen Bekenntnisses durch moralische oder ästhetische oder wie man sonst die Rück- und Hinsichten nennen will, ganz entschuldigen oder gar rechtfertigen zu wollen, und ein schmähliches Unternehmen, diese Rechtfertigung durch Vermuthungen und Konjekturen über Friederikens sittlichen Lebenswandel begründen zu wollen. Andrerseits ist man aber auch zu weit gegangen, wenn man ohne jene Voraussetzung ein Verdammungsurtheil über den Dichterjüngling hart und unbarmherzig ausspricht und dasselbe sogar noch durch Vermuthungen und Geklätsch über gemeine Sinnlichkeit zu beweisen versucht. Mir scheint es damit abgethan sein zu können,

*) Düntzer (a. a. O.) sagt: — Aber eine wirkliche Verbindung für das Leben durfte der von der Liebe geängstigte Jüngling nicht versprechen — er kämpfte und rang in sich, aber die Rücksicht auf den strengen Vater, der in eine solche Verbindung nie einwilligen, sondern in seinen Absichten und Wünschen getäuscht sich noch mürrischer und unausstehlicher gegen die geliebte Mutter und Schwester zeigen würde, und die Unmöglichkeit, der Geliebten vorerst ein glückliches Dasein zu sichern, entschieden ihn zur Entsagung.

**) Rosenkranz (a. a. O. S. 134) drückt sich also aus: „Göthe hat viel geliebt, wirklich geliebt, und daher muß ihm auch viel vergeben werden. Leugnen aber läßt sich nicht, daß nach menschlicher Ansicht die Untreue, deren er gegen Friederike Brion und gegen Lili sich schuldig machte, zu bedauern bleibt.“ —

daß Göthe selbst Reue empfunden und sein Leben hindurch genährt, und zwar gewiß noch mehr, als er selbst schon offenherzig eingesteht*), und daß er zeitig genug und namentlich noch ehe ein für immer fesselndes Band aus Mangel an inniger, wahrhafter Liebe größeres Unheil bereitet, das Verhältniß abbrach. Er selber singt: (47. 25): „Und kann er mich verlassen, so war er niemals mein", und eben so wahr singt Herder: „Es ist ja nicht Liebe, wenn Liebe verläßt**)." Bleiben

*) Im Liede „An die Erwählte" singt Göthe:

Mögen ihn die Götter strafen,
Wenn er ohne dich genießt!

Und wer will die erfolgte Strafe wegleugnen?

**) Herders ungemein schönes, aus dem Englischen entlehntes Gedicht „Das trauernde Mädchen" (nach einer Dichtung aus Dodsley's Sammlung) paßt so vortrefflich für die Stimme unsers Mitleids mit Friederike, daß wir uns nicht enthalten können, es hier mitzutheilen. Es ist durch und durch Melodie und auch so zart und schön komponirt, daß man sich wundern muß, es so vergessen zu sehn.

Das trauernde Mädchen.

Im säuselnden Winde am murmelnden Bach
Saß Lila auf Blumen und weinet' und sprach:
Was blüht ihr, ihr Blumen? Was säuselst du, West?
Was murmelst du, Strom, der mich murmelnd verläßt?

Mein Lieber, er blühte am Herzen mir hier,
War frisch wie die Welle, war lieblicher mir
Als Zephyr; o Zephyr, wo flohest du hin?
O Blume der Liebe, du mußtest verblühn!

Vom Busen, vom Herzen riß ab sie den Strauß
Und seufzet und weinet die Seele sich aus.
Was weinst in die Welle? Was seufzest in Wind?
O Mädchen, Wind, Welle und Leben zerrinnt.

Der Strom kommt nicht wieder, der Westwind verweht,
Die Blume verwelket, die Jugend vergeht.
Gieb, Mädchen, die Blume dem Strome, dem West:
Es ist ja nicht Liebe, wenn Liebe verläßt!

uns jedoch noch Zweifel auch bei der Annahme einer, zwar länger als sonst dauernden, aber immer doch nur vergänglichen Neigung, die nach eignem Wahn oder nach eigner poetischer Fiktion und nach fremder falscher Beurtheilung so oft mit Liebe verwechselt wird, namentlich Zweifel über das plötzliche Abbrechen dieses Verhältnisses: so darf uns das nicht beunruhigen: wer will die Zweifel fremder Herzen lösen? Löst man doch oft seine eigenen nicht. „Wer will denn Alles gleich ergründen? Sobald der Schnee schmilzt, wird sichs finden!"

Wie Göthe in Götz und Klavigo eine Art von Beichte über sein Verhältniß zu Friederike niederlegt, erzählt er selbst: „Aber zu der Zeit, als der Schmerz über Friederikens Lage mich beängstigte, suchte ich nach meiner alten Art abermals Hülfe bei der Dichtkunst. Ich setzte die hergebrachte poetische Beichte wieder fort, um durch diese selbstquälerische Büßung einer innern Absolution würdig zu werden. Die beiden Marieen in Götz von Berlichingen und Klavigo, und die beiden schlechten Figuren, die ihre Liebhaber spielen, möchten wohl Resultate solcher reuigen Betrachtungen gewesen sein." — Aber auch in Fausts Gretchen, und wenn wir wollen, auch in Egmonts Klärchen finden wir viele Züge aus dem Bilde Friederikens entlehnt.

Auf seiner ersten Schweizerreise berührte er Sesenheim nicht; vielleicht waren feine Liebe zu Lili und die Nachrichten über seinen früheren Straßburger Freund Lenz Schuld daran. Aber auf seiner mit dem Großherzog Karl August im Jahr 1779 unternommenen Schweizerreise besuchte er sein geliebtes Sesenheim noch einmal. In den „biographischen Einzelnheiten" (unter der Rubrik „Lenz" *) erzählt er also: „Ich besuchte auf dem Wege Friederike Brion, finde sie wenig verändert, noch so gut, liebevoll, zutraulich wie sonst, gefaßt und selbstständig. Der größte Theil der Unterhaltung war über Lenzen. Dieser hatte sich nach meiner Abreise im Hause introduzirt, von mir, was nur möglich war, zu erfahren gesucht, bis sie endlich dadurch, daß er sich die größte Mühe gab meine Briefe zu sehn und zu erhaschen, mißtrauisch geworden. Er hatte sich indessen nach seiner gewöhnlichen Weise verliebt in sie gestellt, weil er glaubte, das sei der einzige Weg, hinter die Geheimnisse der Mädchen zu kommen; und da sie nunmehr gewarnt, scheu, seine Besuche ablehnt

*) Ueber Lenzens Verhältniß zu Friederiken rc. vgl. Viehoff Leben Göthes II. 442.

und sich mehr zurückzieht: so treibt er es bis zu den lächerlichsten Demonstrationen des Selbstmords, da man ihn denn für halbtoll erklären und nach der Stadt schaffen kann. Sie klärt mich über die Absicht auf, die er gehabt mir zu schaden und mich in der öffentlichen Meinung und sonst zu Grunde zu richten, weshalb er denn auch damals die Farce gegen Wieland drucken lassen."

In den Briefen an Frau von Stein (I. 244) finden wir folgende Stellen, die Göthe am 28. September 1779 geschrieben hat:

„Den 25. Abends ritt ich etwas seitwärts nach Sesenheim, indem die Andern ihre Reise grad fortsetzten, und fand daselbst eine Familie, wie ich sie vor 8 Jahren verlassen hatte, beisammen, und wurde gar freundlich und gut aufgenommen. Da ich jetzt so rein und still bin wie die Luft, so ist mir der Athem guter und stiller Menschen sehr willkommen. Die zweite Tochter vom Hause hatte mich ehemals geliebt, schöner als ichs verdiente und mehr als andre, an die ich viel Leidenschaft und Treue verwendet habe; ich mußte sie in einem Augenblick verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete, sie ging leise drüber weg mir zu sagen, was ihr von einer Krankheit jener Zeit noch überbliebe, betrug sich allerliebst mit so vieler herzlicher Freundschaft vom ersten Augenblick, da ich ihr unerwartet auf der Schwelle ins Gesicht trat und wir mit den Nasen an einander stießen, daß mirs ganz wohl wurde. Nachsagen muß ich ihr, daß sie auch nicht durch die leiseste Berührung irgend ein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm. Sie führte mich in jede Laube, und da mußte ich sitzen, und so wars gut. Wir hatten den schönsten Vollmond; ich erkundigte mich nach Allem. Ein Nachbar, der uns sonst hatte künsteln helfen, wurde herbeigerufen und bezeugt, daß er noch vor 8 Tagen nach mir gefragt hatte; der Barbier mußte auch kommen. Ich fand alte Lieder, die ich gestiftet hatte, eine Kutsche, die ich gemalt hatte; wir erinnerten uns an manche Streiche jener guten Zeit, und ich fand mein Andenken unter ihnen so lebhaft, als ob ich kaum ein halb Jahr weg wäre. Die Alten waren treuherzig; man fand, ich war jünger geworden. Ich blieb die Nacht und schied den andern Morgen bei Sonnenaufgang von freundlichen Gesichtern verabschiedet, daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken, und in Friede mit den Geistern dieser Ausgesöhnten in mir leben kann."

Wie Göthe 9 Jahre vor seinem Tode sich über die Nachrichten von Sesenheim ausgesprochen, ist unter der Aufschrift „Wiederholte Spiegelungen“ im 49sten Bande Seite 19 und 20 zu lesen. —

Was wir sonst von den Schicksalen der Sesenheimer Familie wissen, beschränkt sich auf Folgendes.

Der Pfarrer hieß Johann Jacob Brion und seine Gattinn Maria Magdalene Schöll (Tante des Historikers Friedr. Schöll). Sie hatten vier Töchter und einen Sohn. Die älteste Tochter war frühe gestorben; die zweite, Marie Salome, heißt bei Göthe Olivie, die dritte war Friederike, die vierte, Sophie, wird von Göthe gar nicht erwähnt. Den Sohn nennt er Moses. Beide Namen, Moses und Olivie, entlehnte er aus seinem Lieblingsbuch, Goldsmiths Vikar von Wakefield. Friederike lebte nach dem Tode der Eltern als Gesellschafterinn bei der Gattinn des Diplomaten Rosenstiel in Paris und Versailles, kehrte dann in den Elsaß zurück und errichtete mit ihrer jüngern Schwester Sophie zu Rothau im Steinthal eine kleine Erziehungsanstalt für junge Mädchen, trieb auch einen kleinen Handel mit Steingut. Sophie ging darauf zu ihrem Bruder, der erst Pfarrer zu Gries bei Bischweiler, darauf zu Bart war, wo er 1817 starb, Friederike nach Meißenheim in Baden zum Pfarrer Marx, dessen Gattinn Marie Salome, ihre ältere Schwester, sich auf dem Sterbebette von ihr das Versprechen geben ließ, ihr einziges Kind, eine Tochter, zu erziehn. Friederike erfüllte das Versprechen und erlebte noch die Verheiratung ihres Pfleglings. Als die Hochzeitsgäste schieden, sagte sie zu ihrer Schwester Sophie: „Ich fühle, daß ich nicht mehr lange leben werde. Mein Feierabend ist da. Bitte, liebe Schwester, bleibe bei mir, ich fühle mich so allein.“ Sophie blieb bei ihr. Sechs Wochen darauf, den 3. April 1813, starb Friederike, 58 Jahre alt. Nach allgemeinem Urtheil „mußte man sie bewundern und lieben.“ Sie soll mehrere Heiratsanträge gehabt, dieselben aber mit der Aeußerung abgelehnt haben: „Wer von Göthe geliebt worden ist, kann keinen Andern lieben!“ —

Im Jahr 1835 lebte noch Friederikens jüngste Schwester Sophie, und zwar in Niederbrunn, und soll erzählt haben, von Göthe seien, nach seinem Abschiede aus dem Elsaß, noch immer Briefe und Werke gekommen; einmal habe er geschrieben, er müsse dem Wunsche des Herzogs zufolge einem Fräulein, das er auch genannt, seine Hand reichen, sein Herz aber werde Friederiken immer gehören. Die Eltern hätten

ihn nun bei seinem letzten Besuche mit möglichster Unbefangenheit aufgenommen. Auf den Vorwurf des Vaters, daß er seinen in Drusenheim zurückgelassenen Freund nicht mitgebracht, sei herausgekommen, daß es der Herzog von Weimar sei, wobei der Vater ausgerufen: „Ja freilich, für einen Herzog ist mein Haus nicht.“ —

§. 10.
Gedichte*).

1. An Friederike. 1770.

Erwache, Friederike!
Vertreib' die Nacht,
Die einer deiner Blicke
Zum Tage macht!
Der Vögel sanft Geflüster
Ruft liebevoll,
Daß mein geliebt Geschwister
Erwachen soll.

Ist dir dein Wort nicht heilig
Und meine Ruh?
Erwache! Unverzeihlich!
Noch schlummerst du?
Ach, Philomelens Kummer
Schweigt heute still,
Weil dich der böse Schlummer
Nicht meiden will.

*) Ueber das sogenannte Sesenheimer Liederbuch vergl. Viehoff, Göthes Leben I. 365—371.

Es zittert Morgenschimmer
Mit blödem Licht
Erröthend durch dein Zimmer
Und weckt dich nicht.
Am Busen deiner Schwester,
Der für dich schlagt,
Entschläffst du immer fester,
Je mehr es tagt.

Ich sah dich schlummern, Schöne!
Vom Auge rinnt
Mir eine süße Thräne
Und macht mich blind.
Wer kann es fühllos sehen,
Wer wird nicht heiß,
Und wär' er von den Zehen
Zum Kopf von Eis?

Vielleicht erscheint dir träumend,
O Glück! mein Bild,
Das halb voll Schlaf und träumend
Die Musen schilt.
Erröthen und erblassen
Sieh sein Gesicht,
Der Schlaf hat ihn verlassen,
Doch wacht er nicht.

Die Nachtigall im Schlafe
Hast du versäumt,
Drum höre nun zur Strafe,
Was ich gereimt.
Schwer lag auf meinem Busen
Des Reimes Joch,
Du schönste meiner Musen,
Du — schliefst ja noch.

Ein Morgenständchen, nicht so vollendet wie spätere Lieder. Die Worte: „Ist dir dein Wort nicht heilig" deuten darauf hin, daß es nicht aus der frühesten Zeit seiner Liebe herrührt.

Geschwister als Kollektiv für Schwester (Olivie). — Mit blödem Licht sagt sehr schön, daß es nicht recht hereinscheinen will, um nicht zu erwecken. — Schlagt statt schlägt ist sehr auffallend, und doch verlangt es der Reim. — Sieh sein Gesicht; des Bildes? wohl nicht, denn es folgt gleich darauf: „Der Schlaf hat ihn verlassen, doch wacht er nicht." Es muß also sein, des Liebenden Gesicht verstanden werden. Aber die dritte Person überhaupt paßt nicht recht, da am Anfange „mein Bild" steht. Die ganze Konstruktion dieser fünften Strophe wird dadurch etwas unklar. — Die Schlußstrophe will nicht recht zum Ganzen passen; weil sie noch schläft, sollte ihm das Reimen oder Dichten schwer werden? Die Ferne, die Sehnsucht, sagt Göthe oft genug, läßt am Schönsten reimen und dichten. Die Identifizirung der Geliebten mit der Muse führt diese Verwickelung der Pointe herbei. Ist sie die Muse, so entsteht das Gedicht durch sie, aber nicht für sie, ist sie die Geliebte, so entsteht das Gedicht für sie, aber nicht durch sie. Hier jedoch soll es zugleich durch sie und für sie entstehn, und so bringt dieser Vergleich einige Verwirrung in das Ganze herein.

---

2. Mit einem gemalten Bande.

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen dir mit leichter Hand
Gute junge Frühlings-Götter
Tändelnd auf ein luftig Band.

Zephyr, nimms auf deine Flügel,
Schlings um meiner Liebsten Kleid;
Und so tritt sie vor den Spiegel
All in ihrer Munterkeit.

Sieht mit Rosen sich umgeben,
Selbst wie eine Rose jung.
Einen Blick, geliebtes Leben!
Und ich bin belohnt genung.

Fühle, was dies Herz empfindet,
Reiche frei mir deine Hand,
Und das Band, das uns verbindet,
Sei kein schwaches Rosenband.

Dies Lied (komponirt unter Andern von T. W. Lerche und C. Blum) gehört an Inhalt und Form zu den schönsten. Ruhig, klar und doch innig gleitet es dahin. — Die Veränderungen in der Ausgabe sämmtlicher Werke Göthes verdienen fast durchgängig den Vorzug. — Göthe sagt (**26.** 32): „Entfernt von mir arbeitete sie für mich und dachte auf irgend eine neue Unterhaltung, wenn ich zurückkäme; entfernt von ihr beschäftigte ich mich für sie, um durch eine neue Gabe, einen neuen Einfall ihr wieder neu zu sein. Gemalte Bänder waren damals eben erst Mode geworden; ich malte ihr gleich ein Paar Stücke und sendete sie mit einem kleinen Gedicht voraus, da ich diesmal länger, als ich gedacht, ausbleiben mußte.“ —

Streuen dir, da das Band für dich bestimmt ist. Die ältere Lesart mir (während ich es male) giebt auch einen Sinn. — Meiner Liebsten Kleid; über den Ausdruck Liebsten vergl. oben §. 5. Nr. 1. Die ältere Lesart meiner Liebe Kleid ist eine zu starke Metapher und eben so ungöthisch als unpoetisch. — All in ihrer Munterkeit provinziell statt ganz in — oder in ihrer ganzen, in all ihrer Munterkeit. — Einen Blick ist weit zarter und inniger als die frühere Lesart: einen Kuß. — Genung noch im vorigen Jahrhundert gäng und gäbe für genug.

3. Willkomm und Abschied.

Es schlug mein Herz; geschwind zu Pferde!
Es war gethan fast, eh' gedacht;
Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht:
Schon stand im Nebelkleid die Eiche,
Ein aufgethürmter Riese, da,
Wo Finsterniß aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor,
Die Winde schwangen leise Flügel,
Umsausten schauerlich mein Ohr.
Die Nacht schuf tausend Ungeheuer,
Doch frisch und fröhlich war mein Muth;
In meinen Adern welches Feuer!
In meinem Herzen welche Glut!

Dich sah ich, und die milde Freude
Floß von dem süßen Blick auf mich;
Ganz war mein Herz an deiner Seite
Und jeder Athemzug für dich.
Ein rosenfarbnes Frühlingswetter
Umgab das liebliche Gesicht,
Und Zärtlichkeit für mich — ihr Götter!
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht!

Doch ach! schon mit der Morgensonne
Verengt der Abschied mir das Herz:
In deinen Küssen welche Wonne!
In deinem Auge welcher Schmerz!

Ich ging, du standst und sahst zur Erden
Und sahst mir nach mit nassem Blick:
Und doch, welch Glück geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

Nicht so ruhig, wie das vorhergehende Gedicht, sondern feuriger und in einem ganz andern Charakter, doch nicht minder schön an Innigkeit und Form. Aus dem Geist des Ganzen und zumeist aus den beiden letzten Versen geht hervor, daß nicht vom letzten Abschiede des Dichters die Rede ist. Die hier nicht aufgenommenen späteren Veränderungen sind weniger gelungen. Wiegte zum allgemeinen Schlummer, zur Nacht. — Und an den Bergen hing die Nacht, sie stieg schon in der Ferne herauf, also die letzte Dämmerung: ein schönes Bild! — Kläglich veraltet statt klagend, gleichsam als klagte er. — Milde Freude im Gegensatz zu der vorhergehenden stürmischen Sehnsucht. — Welcher Schmerz! wegen der nahen Trennung.

Fr. Schubert hat dies Lied sehr schön komponirt.

---

4. Ein grauer trüber Morgen.

Ein grauer trüber Morgen
Bedeckt mein liebes Feld.
Im Nebel tief verborgen
Liegt um mich her die Welt.
O liebliche Friedrike,
Dürft' ich nach dir zurück!
In einem deiner Blicke
Liegt Sonnenschein und Glück.

Der Baum, in dessen Rinde
Mein Nam' bei deinem steht,
Wird bleich vom rauhen Winde,
Der jede Lust verweht.

Der Wiesen grüner Schimmer
Wird trüb wie mein Gesicht.
Sie sehn die Sonne nimmer
Und ich Friedriken nicht.

Bald geh' ich in die Reben
Und herbste Trauben ein.
Umher ist Alles Leben,
Es strudelt neuer Wein.
Doch in der öden Laube,
Ach, denk' ich, wär' sie hier!
Ich brächt' ihr diese Traube,
Und sie, was gäb' sie mir?

Im Sesenheimer Liederbuch fehlt die Ueberschrift. Boas (Nachträge zu Göthes Werken I. 6) giebt die Ueberschrift „Sehnsucht nach ihr", und macht zu den Worten „Mein Nam' bei deinem steht" die Bemerkung: Im „Nachtigallenwaldel" (so nannten die Bauern das Wäldchen beim Hause, weil, wie sie sagten, die Nachtigallen so viel darin plärrten, daß man des Nachts kaum schlafen könne) standen vier schöne Buchen, welche ihre Aeste oben so verzweigten, daß man darunter vor dem Regen geschützt war. Eines Tages wurde dort eine Tafel mit den Namen vieler Freunde aufgehängt, und ganz unten schrieb Göthe den seinen mit einem innigen Reimspruch. — Sehr schön hat Göthe den Ausdruck einherbsten gewählt.

5. Mailied.

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüthen
Aus jedem Zweig
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch.

Und Freud' und Wonne
Aus jeder Brust.
O Erd', o Sonne!
O Glück, o Lust!

O Lieb', o Liebe!
So golden schön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhn!

Du segnest herrlich
Das frische Feld,
Im Blüthendampfe
Die volle Welt.

O Mädchen, Mädchen,
Wie lieb' ich dich!
Wie blickt dein Auge!
Wie liebst du mich!

So liebt die Lerche
Gesang und Luft,
Und Morgenblumen
Den Himmelsduft,

Wie ich dich liebe
Mit warmem Blut,
Die du mir Jugend
Und Freud' und Muth

Zu neuen Liedern
Und Tänzen giebst.
Sei ewig glücklich,
Wie du mich liebst!

Im Mai 1771 entstanden. Sonst hieß dies Gedicht Maifest. Viehoff sagt mit Recht: Es ist einer von Göthes schönsten lyrischen Klängen, aus innerster, freudetrunkner Seele emporgestiegen, wie jauchzender Lerchenjubel schallend. — Und Kurz (Kommentar S. 296): Der herrlichste Jubelgesang eines von reiner Liebe durchdrungenen jugendlichen Gemüths, welches seine Liebe in der ganzen schönen Frühlingsnatur wiederfindet, die ihm sogar erst durch die Liebe in ihrem wahren Glanze erscheint. —

Hauptmann hat eine Komposition zu diesem schönen Liede geliefert.

---

6. An die Erwählte.

Hand in Hand! und Lipp' auf Lippe!
Liebes Mädchen, bleibe treu!
Lebe wohl! und manche Klippe
Fährt dein Liebster noch vorbei.
Aber wenn er einst den Hafen
Nach dem Sturme wieder grüßt,
Mögen ihn die Götter strafen,
Wenn er ohne dich genießt.

Frisch gewagt ist schon gewonnen,
Halb ist schon mein Werk vollbracht;
Sterne leuchten mir wie Sonnen,
Nur dem Feigen ist es Nacht.
Wär' ich müßig dir zur Seite,
Drückte noch der Kummer mich;
Doch in aller dieser Weite
Wirk' ich rasch und nur für dich.

Schon ist mir das Thal gefunden,
Wo wir einst zusammen gehn
Und den Strom in Abendstunden
Sanft hinuntergleiten sehn.
Diese Pappeln auf den Wiesen,
Diese Buchen in dem Hain!
Ach, und hinter allen diesen
Wird doch auch ein Hüttchen sein.

Es geht aus dem Gedichte hervor, daß Göthe bei Entstehung desselben, die in die letzte Zeit seines Umgangs mit Friederike fällt, noch nicht an die Auflösung seines Verhältnisses zu ihr gedacht habe, wie er denn auch in seiner Lebensbeschreibung zwar von Beengung und peinlicher Lage beim Herrannahen des Abschiedes, aber zugleich auch vom Zweifeln und Schwanken spricht, so daß er oft sich selbst mag getäuscht haben. — Frisch gewagt. Ob sich dies auf den Entschluß, sich vorläufig von ihr loszureißen, oder auf seine Beendigung der Studien und seine Promotion beziehe, läßt sich nicht bestimmt entscheiden. Allerdings scheint es mehr aufs Letztere zu gehn, da die folgenden Worte: Wär' ich müßig offenbar auf seine Studien und Beschäftigungen besonders während der letzten Zeit, da er sehr fleißig war, hindeuten. — Schon ist mir das Thal gefunden. Welches Lebensverhältniß und welchen Ort er im Sinne gehabt habe, läßt sich jetzt nicht mehr mit Sicherheit herausfinden. —

Komponirt ist dies Lied von F. L. Seidel.

---

7. An die Entfernte.

So hab' ich wirklich dich verloren,
Bist du, o Schöne, mir entflohn?
Noch klingt in den gewohnten Ohren
Ein jedes Wort, ein jeder Ton.

So wie des Wandrers Blick am Morgen
Vergebens in die Lüfte dringt,

Wenn, in dem blauen Raum verborgen,
Hoch über ihm die Lerche singt:

So dringet ängstlich hin und wieder
Durch Feld und Busch und Wald mein Blick;
Dich rufen alle meine Lieder;
O komm, Geliebte, mir zurück!

Dies Lied ist, so wie auch die beiden folgenden, wahrscheinlich um die Zeit der Liebe zu Friederike entstanden und auf sie bezüglich.

Es gehört zu den vollendetsten Gedichten Göthes, ausgezeichnet schön in jeder Beziehung; Inhalt und Form, Melodie und Harmonie stehn im schönsten Ebenmaß und Einklang. — Der Liebende faßt noch nicht die Möglichkeit des unsäglichen Verlustes, er will noch zweifeln an dem wirklichen Verlust, denn er glaubt noch den bekannten holden Ton zu hören, sein sehnender Blick sucht die Geliebte überall vergebens, und mit seinen Liedern ruft er sie zurück.

Auch der Klang und die Färbung des Liedes ist unvergleichlich schön. Das so am Anfange deutet darauf hin, daß es mitten aus dem Zusammenhange einer innern Gedanken- und Gefühlskette herausgerissen, daß es nur als Ein Hauch einer längern inneren Sehnsuchtsbewegung, als Ein Strahl aus der innern mannigfaltigen Seelenszene hervorschwebt. Gleich der ersten Strophe fangen auch die beiden andern Strophen mit einem *so*, jedoch in etwas andrer Bedeutung, an. In der ersten ist das so tonlos, in der zweiten etwas mehr betont, in der dritten am stärksten betont. Dieser Gleichklang der Anfänge in gesteigerter Bedeutung und Betonung malt aufs Schönste die Sehnsucht, wie sie sich die drei Strophen hindurch immer mehr steigert. Hiezu gesellt sich die Durchherrschung des o, des Klanges der Sehnsucht und der Klage, in Abwechselung des langen und des kurzen o und vermischt mit dem noch zarter klagenden Umlaut ö, in der ersten Strophe bei der Klage über den Verlust: *so, verloren, o, Schöne, entflohn, noch, gewohnten, Ohren, Wort, Ton*, viel weniger in der zweiten und dritten Strophe, wo die Sehnsucht die mannigfaltigeren Stadien der Hoffnung durchwandert und in der größeren Abwechselung der sanfteren Klänge i und ü, e und ei seltener den Klagelaut o durchhören läßt:

Morgen, verborgen, hoch, o, komm. Dabei die Reinheit und Ungezwungenheit des Reims (nur Einmal unrein, Blick und zurück) und seine charakteristische Lage; er liegt durchgängig in denjenigen Wörtern, welche am Bedeutendsten die Gedanken und Ideen treffen: verloren, entflohn, Ohren, Ton, Morgen, bringt, verborgen, singt, wieder, Blick, Lieder, zurück. Man kann jemanden, der Geist und Gemüth hat, bloß diese Reime mittheilen, und er würde und müßte sogleich aus ihnen, ohne das Gedicht zu kennen, dieselben Ideen und denselben Ideengang erfassen und darlegen können; der beste Beweis für die richtigste und schönste Anwendung des Reims. Wenn wir zu dem allen nun noch den leichten, sanften, zarten, fast von selbst sich ergebenden Fluß des Rhythmus ins Auge fassen, so wie den leichten, ungezwungenen, sanft an einander fügenden Satz- und Periodenbau, wobei auch noch die innigere Verschlingung der zweiten Strophe mit den beiden ersten Versen der dritten als dem Inhalte sich ganz anschmiegend nicht außer Acht zu lassen, und endlich die Natürlichkeit, die Malerei und Schönheit der einzelnen Ausdrücke erwägt, namentlich gewohnte Ohren, das wiederholte Pronomen ein jedes, blaue Raum, verborgen, die einsilbigen Wörter im zweiten Vers der dritten Strophe: durch Feld und Busch und Wald mein Blick, welche die Zerrissenheit, das ängstliche Hin und Her, das Abgebrochne, das Unstätte des Suchens sehr malerisch bezeichnen: so müssen wir gestehn, daß die Darstellung und Form unübertrefflich schön an sich und in ihrem Einklange mit dem Inhalt ist. Der Inhalt aber erscheint nicht minder schön, nur läßt sich seine Schönheit nicht so klar darlegen und zerlegen und erklären, als die Schönheit der Form; die Zartheit, die Feinheit, die Bangigkeit, der Zweifel, die Spannung, die Liebe, die Sehnsucht, so schön durch das herrliche Bild der verborgnen Lerche veranschaulicht, lassen sich deutlich genug herausfühlen und heraushören; wer das nicht vermag, dem hilft keine Erläuterung.

Ich kenne nur zwei Kompositionen, eine liebliche von Ritter und eine sehr ausgezeichnete von Anton André. Es wäre sehr auffallend, wenn dies zum Liede durch und durch geschaffne, aus den schönsten Tönen der Seele hervorgegangne unübertreffliche Gedicht nicht viele Talente zur Komposition begeisterte und nöthigte.

1775 ?

8. Jägers Abendlied.

Im Felde schleich' ich still und wild,
Gespannt mein Feuerrohr.
Da schwebt so licht dein liebes Bild,
Dein süßes Bild mir vor.

Du wandelst jetzt wohl still und mild
Durch Feld und liebes Thal,
Und ach, mein schnell verrauschend Bild
Stellt sich dir's nicht einmal?

Des Menschen, der die Welt durchstreift
Voll Unmuth und Verdruß,
Nach Osten und nach Westen schweift,
Weil er dich lassen muß.

Mir ist es, denk' ich nur an dich,
Als in den Mond zu sehn:
Ein stiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht, wie mir geschehn.

Dies Lied steht mit dem vorhergehenden in genauerem Zusammenhange und ist daher auch wohl ohne Zweifel auf Friederike zu beziehn*). In jenem war die Klage, die Bangigkeit, die Wehmuth, die Sehnsucht geschildert, vielleicht im ersten lebhaften Schmerz, also bald nach der Trennung von der Geliebten; in diesem die Ruhe, der Friede, also nachdem die wehmüthigen Bewegungen der zweifelnden Bangigkeit und der Sehnsucht sich mehr gelegt, sich mehr verklärt haben und nur noch die holde, klare, freundliche Erinnerung, nach der Gewißheit der Entsagung, ein liebes Bild der Vergangenheit hervorzaubert.

---

*) Wohl mit Unrecht glaubt Düntzer, es sei dies Lied zur Zeit des seligen Glücks in Sesenheim entstanden.

Auch in diesem Liede ist Inhalt und Form unendlich schön an sich und in ihrer Harmonie. Im vorigen paßt der abwechselnde weibliche Reim mehr zum Klagen und Schwanken, in diesem der durchgehend dargebotne männliche mehr zur Ruhe und Festigkeit. Der zweite und vierte Vers in jeder Strophe, dort länger und in Sehnsucht sich dehnender, ist hier kürzer und bezeichnet dadurch mehr die Entschiedenheit und Kraft. Dort liegt Angst und Wehmuth in der Wiederholung des Vokals o, hier Milde und Lieblichkeit der Erinnerung in dem i (im, still, wild, licht, liebes, Bild, mir u. s. w.). Hier wie dort sind die Reime durchaus rein und schön (und zwar hier ohne alle Ausnahme, dort mit Einer Ausnahme), hier wie dort bezeichnend und auf die Hauptideen und Hauptempfindungen hindeutend (wild und Bild, mild und Bild, durchstreift und schweift, Verdruß und muß, dich und mich), so daß auch hier schon aus der Verbindung dieser Reimwörter, auch ohne Kenntniß des Gedichts, die Ideen und ihr Gang erfaßt werden könnten. Hier wie dort fließt der Rhythmus leicht und zart, ist der Satz- und Periodenbau einfach und natürlich. Auch hier sind die einzelnen Ausdrücke und Redensarten einfach und schön gewählt und malerisch: schleich' ich still und wild, Feuerrohr, schwebt mir licht vor; still und mild wandelt die Geliebte, er still und wild, mein schnell verrauschend Bild, dein liebes Bild, dein süßes Bild u. s. w. Also auch hier sind Form und Inhalt an sich und in ihrem Einklange unübertrefflich schön. Der Inhalt aber ist hier noch mannigfaltiger, zusammengesetzter und gedankenreicher als dort, weil mehr Leben und Thätigkeit sich darstellt: er schleicht, ihr Bild schwebt ihm vor, sie wandelt jetzt fern, sein Bild naht sich ihr wohl auch vielleicht einmal, während er nach Ost und West schweift, er denkt an sie, der Friede kommt auf ihn. Welch ein Ideenreichthum in so wenigen Strophen! — Ist jenes Gedicht, wie oben erwähnt, an Inhalt und Form wie an beider Harmonie unübertrefflich, so ist es doch von diesem, wenigstens an Inhalt, noch übertroffen.

Die Verbindung still und wild deutet an, daß seine Leidenschaftlichkeit keine äußerliche, sondern eine innerliche, gleichsam still-wilde ist: im Innern will es kochen und brausen, und je innerlicher die Brandung seiner Gefühle, desto stiller sein äußerliches Schleichen, eine Disharmonie, die nur zu sehr in der Liebesbrust begründet liegt und sich in die schönste

Harmonie auflöst, sobald das liebe Bild seiner Geliebten ihm klar vorschwebt als still und mild. Den Begriff wild bloß auf die Jagd oder auch mit auf die Jagd zu beziehn, wäre gegen den Zusammenhang und Ton des Ganzen.

Der Genitiv des Menschen hängt ab vom vorangegangenen Substantiv mein Bild und ist eine Genitiv-Apposition, die bei Possessiv-Pronominibus wie im Griechischen und Lateinischen so auch im Deutschen besonders dichterische Kraft hat und im Mittel- und Althochdeutschen sogar zwischen Possessiv uud Substantiv gesetzt wurde, z. B. durch sin eines Sterben (sua unius morte), er si sin selbes bote (suus ipsius nuntius.) Wir können auch diese Stellung zuweilen noch gebrauchen, z. B. durch seinen, des Einzigen, Tod. Ein stiller Friede kommt auf mich. Sehr schön dichtet Göthe 53 Jahre später in seiner „Trilogie der Leidenschaft" (vgl. unten §. 30. No. 13. B.):

Dem Frieden Gottes, welcher euch hienieden
Mehr als Vernunft beseliget — wir lesens —
Vergleich' ich wohl der Liebe heitern Frieden
In Gegenwart des allgeliebten Wesens;
Da ruht das Herz, und nichts vermag zu stören
Den tiefsten Sinn, den Sinn, ihr zu gehören. —

Vortreffliche Kompositionen dieses Gedichts haben wir von Reichardt, Mosel, N. v. Krafft und C. M. v. Weber.

---

9. Wonne der Wehmuth.

Trocknet nicht, trocknet nicht
Thränen der ewigen Liebe!
Ach nur dem halbgetrockneten Auge,
Wie öde, wie todt die Welt ihm erscheint!
Trocknet nicht, trocknet nicht
Thränen unglücklicher Liebe!

Ist diese „ewige Liebe“ Göthes Liebe zu Friederike, so wird seine Schuld der Untreue allerdings um so größer, oder er irrte sich in sich selber, wie schon im vorigen Paragraphen angedeutet worden. Es wäre aber auch möglich, daß Göthe nicht seine eignen, sondern Friederikens Thränen, also auch ihre Liebe hier meinte, so daß das ganze Gedicht auf sie und ihre Tröster, nicht auf ihn und die seinigen ginge und somit ein zartes Mitgefühl und Mitleiden ausdrückte, das seine Untreue ihm ins Gewissen ruft. — Der Gedanke, daß Thränen der Wehmuth nicht getrocknet sein wollen, ist von Dichtern vielfach gesungen worden. So singt z. B. Klopstock:

Lindernde Thränen, euch gab die Natur dem menschlichen Elend
Weis' als Gesellinnen zu;
Wäret ihr nicht und könnte der Mensch sein Elend nicht weinen,
Ach, wie ertrüg' er es da?

Nur dem halbgetrockneten (statt dem nur halbgetrockneten) Auge erscheint die Welt öde und todt, und ganz sollen und wollen die Thränen nicht unterdrückt sein.

Sehr schön sind die Bemerkungen Göschels (Unterhaltungen zur Schilderung Göthischer Dicht- und Denkweise, III. S. 262) zu diesem Liede. Er sagt: „Wie Thau und Regen der durstigen, schmachtenden Natur unentbehrlich sind, so sind es die Thränen in der Sphäre des Geistes. Thränen sind der Thau der Seele, ohne den sie verschmachtet und vertrocknet, der Regen, welcher den Geist erfrischt und belebt. Ueberall erzeuget der Regen neues Regen und Bewegen der Kräfte, so wie er davon zeuget: auch die Thränen zeugen von dem Leben des leidenden Geistes, so wie sie wieder darauf wirken“ u. s. w. Und schließt dann mit den Worten: „Die Thränen fließen der Freude wie dem Leide; der Mensch kann ihrer nicht entbehren: zu weinen ist das echt menschliche Bedürfniß. Ein Mensch, den nie eine Thräne netzte und letzte, müßte der Sphäre entrückt sein, die dem menschlichen Wesen angewiesen ist. So befindet sich Faust durch eigenmächtige Ueberhebung außerhalb der Heimat menschlicher Gefühle und Bedürfnisse; er meint nach langer Dürre und Trockenheit wieder den menschlichen Boden zu berühren und Heimatsluft zu athmen, weil er wieder weinen kann: Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder!“ —

Nahe verwandt mit diesem Liede, das recht schön B. Klein und Reichardt, vortrefflich Schnyder von Wartensee und am Ausgezeichnetsten Beethoven*) komponirt hat, ist Göthes Gedicht „Trost in Thränen" (vgl. unten §. 28. Nr. 16).

---

§. 11.

Frankfurt. 1771.

Göthe war, vielfach bereichert an Kenntnissen, Ideen und Erfahrungen, mit der tiefen Herzenswunde in sein väterliches Haus zurückgekehrt. Ein Kreis von alten und neuen Freunden versammelte sich gleich wieder um ihn, besonders schloß sich Merk, sein Mephisto, mehr an ihn an. Und so fand er neue Zerstreuung, Aufmunterung und Förderung. Seine Herzenswunde hatte ihn zugänglicher für den Umgang gemacht. Er sagt: „Woran sollen aber junge Leute das höchste Interesse finden, wie sollen sie unter Ihresgleichen Interesse erregen, wenn die Liebe sie nicht beseelt, und wenn nicht Herzensangelegenheiten, von welcher Art sie auch sein mögen, in ihnen lebendig sind? Ich hatte im Stillen eine verlorne Liebe zu beklagen; dies machte mich mild und nachgiebig und der Gesellschaft angenehmer als in glänzenden Tagen, wo mich nichts an einen Mangel oder einen Fehltritt erinnerte, und ich ganz ungebunden vor mich hinstürmte." —

Den in Straßburg begonnenen Faust setzte er fort, den Götz baute er auf. Auch zum Bibelstudium wandte er sich wieder. Klopstocks Oden fesselten ihn aufs Innigste. Seine Liebeswunde suchte er theils durch solcherlei persönlichen und geistigen Umgang theils durch mannigfache Wanderungen, zu denen gerade Frankfurt vielfache Gelegenheit darbietet, theils durch die Musen zu heilen. Er schildert seinen Herzenszustand also:

„Die Antwort Friederikens auf einen schriftlichen Abschied zerriß mir das Herz. Es war dieselbe Hand, derselbe Sinn, dasselbe Gefühl,

---

*) Vergl. Göthes Briefwechsel mit Bettina, II. S. 194 ꝛc.

die sich zu mir, die sich an mir herangebildet hatten. Ich fühlte nun erst den Verlust, den sie erlitt, und sah keine Möglichkeit ihn zu ersetzen, ja ihn nur zu lindern. Sie war mir ganz gegenwärtig; stets empfand ich, daß sie mir fehlte, und was das Schlimmste war, ich konnte mir mein eignes Unglück nicht verzeihen. Gretchen hatte man mir genommen, Annette mich verlassen, hier war ich zum ersten Mal schuldig; ich hatte das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet, und so war die Epoche einer düstern Reue, bei dem Mangel einer gewohnten erquicklichen Liebe, höchst peinlich, ja unerträglich. Aber der Mensch will leben, daher nahm ich aufrichtigen Theil an andern, ich suchte ihre Verlegenheiten zu entwirren, und, was sich trennen wollte, zu verbinden, damit es ihnen nicht ergehen möchte wie mir. Man pflegte mich daher den Vertrauten zu nennen, auch, wegen meines Umherschweifens in der Gegend, den Wanderer. Dieser Beruhigung für mein Gemüth, die mir nur unter freiem Himmel, in Thälern, auf Höhen, in Gefilden und Wäldern zu Theil ward, kam die Lage von Frankfurt zu Statten, das zwischen Darmstadt und Homburg mitten inne lag, zwei angenehmen Orten, die durch Verwandtschaft beider Höfe in gutem Verhältniß standen. Ich gewöhnte mich auf der Straße zu leben und wie ein Bote zwischen dem Gebirg und dem flachen Lande hin und her zu wandern. Oft ging ich allein oder in Gesellschaft durch meine Vaterstadt, als wenn sie mich nichts anginge, speiste in einem der großen Gasthöfe in der Fahrgasse und zog nach Tische meines Weges weiter fort. Mehr als jemals war ich gegen offene Welt und freie Natur gerichtet. Unterwegs sang ich mir seltsame Hymnen und Dithyramben, wovon noch eine, unter dem Titel „Wanderers Sturmlied" übrig ist. Ich sang diesen Halbunsinn leidenschaftlich vor mich hin, da mich ein schreckliches Wetter unterwegs traf, dem ich entgegen gehen mußte. — Mein Herz war ungerührt und unbeschäftigt: ich vermied gewissenhaft alles nähere Verhältniß zu Frauenzimmern, und so blieb mir verborgen, daß mich Unaufmerksamen und Unwissenden ein liebevoller Genius heimlich umschwebe. Eine zarte liebenswürdige Frau hegte im Stillen eine Neigung zu mir, die ich nicht gewahrte, und mich eben deswegen in ihrer wohlthätigen Gesellschaft desto heiterer und anmuthiger zeigte. Erst mehrere Jahre nachher, ja erst nach ihrem Tode, erfuhr ich das geheime himmlische Lieben, auf eine Weise, die mich erschüttern mußte; aber ich war schuldlos und konnte ein schuldloses Wesen

rein und redlich betrauern, und um so schöner, als die Entdeckung gerade in eine Epoche fiel, wo ich ganz ohne Leidenschaft, mir und meinen geistigen Neigungen zu leben das Glück hatte. — Aber zu der Zeit, als der Schmerz über Friederikens Lage mich beängstigte, suchte ich, nach meiner alten Art, abermals Hülfe bei der Dichtkunst. Ich setzte die hergebrachte poetische Beichte wieder fort, um durch diese selbstquälerische Büßung einer innern Absolution würdig zu werden. Die beiden Marien in Götz von Berlichingen und Clavigo, und die beiden schlechten Figuren, die ihre Liebhaber spielen, möchten wohl Resultate solcher reuigen Betrachtungen gewesen sein. — Wie man aber Verletzungen und Krankheiten in der Jugend rasch überwindet, weil ein gesundes System des organischen Lebens für ein krankes einstehen und ihm Zeit lassen kann, auch wieder zu gesunden, so traten körperliche Uebungen glücklicher Weise, bei mancher günstigen Gelegenheit, gar vortheilhaft hervor, und ich ward zu frischem Ermannen, zu neuen Lebensfreuden und Genüssen vielfältig aufgeregt. Das Reiten verdrängte nach und nach jene schlendernden, melancholischen, beschwerlichen und doch langsamen und zwecklosen Fußwanderungen; man kam schneller, lustiger und bequemer zum Zweck. Die jüngern Gesellen führten das Fechten wieder ein; besonders aber that sich, bei eintretendem Winter, eine neue Welt vor uns auf, indem ich mich zum Schlittschuhfahren, welches ich nie versucht hatte, rasch entschloß, und es in kurzer Zeit, durch Uebung, Nachdenken und Beharrlichkeit, so weit brachte, als nöthig ist, um eine frohe und belebte Eisbahn mitzugenießen, ohne sich gerade auszeichnen zu wollen." —

Wie wenig aber sein Herz eine gegenwärtige Liebe zu entbehren vermochte und wie leicht sein Sinn dabei war, ergiebt sich daraus, daß er, trotz der Unmöglichkeit Friederike zu vergessen, doch wieder sehr bald aufs Neue Neigungen gefaßt zu haben scheint. Doch nahm er sich ernstlich vor, diese neuen Regungen und Bewegungen schnell zu unterdrücken, was ihm auch gelang. Er erwähnt nichts Spezielleres hievon in seiner Autobiographie. Das Gedicht „Rastlose Liebe" trägt aufs Anschaulichste das Gepräge seiner damaligen Stimmung.

---

§. 12.

Gedichte.

1. Rastlose Liebe.

Dem Schnee, dem Regen,
Dem Wind entgegen,
Im Dampf der Klüfte,
Durch Nebeldüfte,
Immer zu! Immer zu!
Ohne Rast und Ruh!

Lieber durch Leiden
Möcht' ich mich schlagen,
Als so viel Freuden
Des Lebens ertragen.
Alle das Neigen
Von Herzen zu Herzen,
Ach wie so eigen
Schaffet das Schmerzen!

Wie soll ich fliehen?
Wälderwärts ziehen?
Alles vergebens!
Krone des Lebens,
Glück ohne Ruh,
Liebe, bist du!

Im Rhythmus, welcher Jamben mit Daktylen wechselt, in der Kürze der Verse, in der Wahl der Ausdrücke, in der Abgerissenheit der Sätze, kurz in der ganzen Form ist die Leidenschaft und der Sturm der Gedanken und Empfindungen herrlich ausgeprägt. Fliehend vor der Liebe

wandert er ohne Rast immer zu und wünscht sich lieber Leiden als die Schmerzen der wiederkehrenden Neigung, die ihm Glück ohne Ruhe bringt.

Dem Schnee, dem Regen 2c. Den Kampf und die Wildheit der Natur liebt derjenige, dessen Inneres voll Kampf und Wildheit ist: eine naturgemäße Sympathie. — Wie so eigen; in Prosa würde es heißen: wie so eigentlich, oder, wie ist es doch so eigen, daß — —. — Alle das Neigen für das gewöhnlichere: alles das oder all das Neigen. — Von Herzen zu Herzen bezeichnet entweder viele Neigungen oder die Gegenseitigkeit der Neigung oder hier vielleicht beides. —

Komponirt ist dies Gedicht oft, besonders treffend von Zelter (im Jahr 1812), Spohr, D. Kreutzer, auch von F. Ruhland und Nicolai.

---

2. Mit einem goldnen Halskettchen.

Dir darf dies Blatt ein Kettchen bringen,
Das ganz zur Biegsamkeit gewöhnt
Sich mit viel hundert kleinen Schlingen
Um deinen Hals zu schmiegen sehnt.

Gewähr' dem Närrchen die Begierde,
Sie ist voll Unschuld, ist nicht kühn;
Am Tag ists eine kleine Zierde,
Am Abend wirfst du's wieder hin.

Doch bringt dir einer jene Kette,
Die schwerer drückt und ernster faßt,
Verdenk' ich dir es nicht, Lisette,
Wenn du ein klein Bedenken hast.

Wenn dies Gedicht wirklich ins Jahr 1771 fällt, so ist es wohl an eine unbekannte Geliebte gerichtet. Auf Friederike, wie Kannegießer meint („Vorträge über Göthes lyrische Gedichte, 1835"), kann es, auch abgesehen von dem Namen Lisette, deshalb nicht sich beziehn, weil der

Inhalt dagegen streitet. Göthe hat es zwar in der Ausgabe seiner Werke unmittelbar hinter dem an Friederike gerichteten Gedichte „Mit einem gemalten Bande" folgen lassen, allein aus der von Göthe gewählten Reihenfolge läßt sich überall nur selten mit Bestimmtheit schließen. Auf Lili (Elisabeth, Lisette) es zu beziehn, wäre nur dann nicht unmöglich, wenn man die Entstehung des Gedichts aufs Jahr 1774 hinausschiebt. Daß übrigens Lisette von dem Dichter mehr als Freundinn, weniger als Geliebte, bezeichnet sei, zeigt die ältere Lesart der dritten Strophe:

Denn wär' es eine andre Kette,
Die fester hält uud schwerer drückt,
Dann winkt' ich dir wohl selbst — Lisette,
Ganz recht, mein Kind, nicht gleich genickt!

Jedenfalls steht dies Gedicht an Innigkeit dem genannten Gedicht „Mit einem gemalten Bande" bedeutend nach.

---

§. 13.

Charlotte in Wetzlar*) und Maximiliane in Frankfurt**). 1772 bis 1774.

1772 begab sich Göthe auf den Wunsch seines Vaters nach Wetzlar, um sich bei dem dortigen Reichskammergericht in der juridischen Praxis zu üben. Sein leidenschaftlicher Schmerz um Friederike war beruhigt durch Poesie und Natur. Da faßte er nun zu Lotte eine leidenschaftliche Neigung. Sie war die zweite Tochter des Amtmanns Buff in Wetzlar und verlobt mit dem Bremischen Gesandschafts-Sekretär Kestner

*) G. W. **26**. 151—155. 171—173. Vergl. die vortreffliche Abhandlung „Göthes Lotte und die Leiden des jungen Werther" in H. Düntzers Studien zu Göthes Werken, S. 89—209.

) G. W. **26. 179. 184. 188. 223—225.

in Wetzlar. Im Jahr 1828 ist sie als Wittwe (ihr Gatte starb 1800) gestorben. Ihr Sohn war im Jahr 1846 Hannöverscher Ministerresident am Römischen Hofe. Göthe hat sie noch 1816 einmal in ihrem 53sten Jahre zu Weimar gesehn, wo sie eine verheiratete Schwester besuchte*). —

Er sah sich durch ihren Umgang gefesselt, zumal da sie und ihr Verlobter ihn so zutraulich und freundlich behandelten. Doch fühlte er zu bald die Unmoralität seiner Neigung und faßte den Entschluß der Entsagung. Diese kostete ihm einen so schweren Kampf, daß er wirklich einmal in die wahnsinnige Grille verfiel, sich das Leben zu nehmen. Allein seine Vernunft gewann das Uebergewicht, er lachte sich selbst, seine kindischen Ideen und hypochondrischen Gedanken aus und riß sich los. Und so gelang ihm, was einem Bekannten von ihm, dem Sohne des berühmten Philosophen Joh. Friedr. Wilh. Jerusalem, dem Gesandschafts-Sekretär Jerusalem in Wetzlar nicht gelang, welcher aus leidenschaftlicher Liebe zu der Gattinn eines Freundes (des Geheim-Sekretärs H...t) 1774 sich das Leben nahm. Göthe benutzte diese unselige Katastrophe und seine eignen Erfahrungen mit Charlotte zu seinem berühmten Werke „Leiden des jungen Werther" **) und entledigte sich aller seiner peinigenden und drückenden Gefühle auch diesmal auf dieselbe Weise, wie sonst immer, dadurch, daß er seine Subjektivität objektivirte und die Wirklichkeit in Poesie verwandelte. Dies ist ja das charakteristischste Element seiner Individualität gewesen. Und so waren seine beiden ersten Werke, die seinen Ruhm begründeten, Götz und Werther, jener durch seine literarischen, dieser durch seine Liebesstudien fast zu gleicher Zeit entstanden und ausgeführt.

Ueber den Umgang mit Lotte sagt Göthe Folgendes:

„Unter den jungen Männern, welche, der Gesandtschaft zugegeben, sich zu ihrem künftigen Dienstlauf vorüben sollten, fand sich einer, den

*) Viehoff, Göthes Leben II. 63. Er empfing sie aufs Freundlichste und Ehrenvollste. — 1824 ließ er sie durch Eckermann freundlichst grüßen. S. Eckermann III. 55.

**) Zu Eckermann (III. 37) spricht Göthe im Jahre 1824: „Das (Werk) ist auch so ein Geschöpf, das ich gleich dem Pelikan mit dem Blute meines eignen Herzens gefüttert habe. Es ist darin so viel Innerliches aus meiner eignen Brust, so viel von Empfindungen und Gedanken, um damit wohl einen Roman von zehn solcher Bändchen auszustatten ꝛc"

wir kurz und gut den Bräutigam zu nennen pflegten. Er zeichnete sich aus durch ein ruhiges, gleiches Betragen, Klarheit der Ansichten, Bestimmtheit im Handeln und Reden. Seine heitere Thätigkeit, sein anhaltender Fleiß empfahl ihn dergestalt den Vorgesetzten, daß man ihm eine baldige Anstellung versprach. Hierdurch berechtigt, unternahm er, sich mit einem Frauenzimmer zu verloben, das seiner Gemüthsart und seinen Wünschen völlig zusagte. Nach dem Tod ihrer Mutter, hatte sie sich als Haupt einer zahlreichen jüngern Familie höchst thätig erwiesen und den Vater in seinem Wittwerstand allein aufrecht erhalten, so, daß ein künftiger Gatte von ihr das Gleiche für sich und seine Nachkommenschaft hoffen und ein entschiedenes häusliches Glück erwarten konnte. Ein jeder gestand, auch ohne diese Lebenszwecke eigennützig für sich im Auge zu haben, daß sie ein wünschenswerthes Frauenzimmer sei. Sie gehörte zu denen, die, wenn sie nicht heftige Leidenschaften einflößen, doch ein allgemeines Gefallen zu erregen geschaffen sind. Eine leicht aufgebaute, nett gebildete Gestalt, eine reine gesunde Natur und die daraus entspringende frohe Lebensthätigkeit, eine unbefangene Behandlung des täglich Nothwendigen, das alles war ihr zusammen gegeben. In der Betrachtung solcher Eigenschaften ward auch mir immer wohl, und ich gesellte mich gern zu denen, die sie besaßen; und wenn ich nicht immer Gelegenheit fand ihnen wirkliche Dienste zu leisten, so theilte ich mit ihnen lieber als mit andern den Genuß jener unschuldigen Freuden, die der Jugend immer zur Hand sind und ohne große Bemühung und Aufwand ergriffen werden. Da es nun ferner ausgemacht ist, daß die Frauen sich nur für einander putzen und untereinander den Putz zu steigern unermüdet sind, so waren mir diejenigen die liebsten, welche mit einfacher Reinlichkeit dem Freunde, dem Bräutigam die stille Versicherung geben, daß es eigentlich nur für ihn geschehen, und daß ohne viel Umstände und Aufwand ein ganzes Leben so fortgeführt werden könne. Solche Personen sind nicht allzusehr mit sich selbst beschäftigt; sie haben Zeit die Außenwelt zu betrachten und Gelassenheit genug, sich nach ihr zu richten, sich ihr gleich zu stellen; sie werden klug und verständig ohne Anstrengung und bedürfen zu ihrer Bildung wenig Bücher. So war die Braut. Der Bräutigam, bei seiner durchaus rechtlichen und zutraulichen Sinnesart, machte jeden, den er schätzte, bald mit ihr bekannt, und sah gern, weil er den größten Theil des Tages den Geschäften eifrig oblag, wenn seine Verlobte, nach

vollbrachten häuslichen Bemühungen, sich sonst unterhielt und sich gesellig auf Spazirgängen und Landpartieen mit Freunden und Freundinnen ergetzte. Lotte — denn so wird sie denn doch wohl heißen — war anspruchlos in doppeltem Sinne: erst ihrer Natur nach, die mehr auf ein allgemeines Wohlwollen, als auf besondere Neigungen gerichtet war, und dann hatte sie sich ja für einen Mann bestimmt, der, ihrer werth, sein Schicksal an das ihrige fürs Leben zu knüpfen sich bereit erklären mochte. Die heiterste Luft wehte in ihrer Umgebung. Ja, wenn es schon ein angenehmer Anblick ist, zu sehen, daß Eltern ihren Kindern eine ununterbrochene Sorgfalt widmen, so hat es noch etwas Schöneres, wenn Geschwister Geschwistern das Gleiche thun. Dort glauben wir mehr Naturtrieb und bürgerliches Herkommen, hier mehr Wahl und freies Gemüth zu erblicken. — Der neue Ankömmling, völlig frei von allen Banden, sorglos in der Gegenwart eines Mädchens, das, schon versagt, den gefälligsten Dienst nicht als Bewerbung auslegen und sich desto eher daran erfreuen konnte, ließ sich ruhig gehen, war aber dergestalt eingesponnen und gefesselt und zugleich von dem jungen Paare so zutraulich und freundlich behandelt, daß er sich selbst nicht mehr kannte. Müßig und träumerisch, weil ihm keine Gegenwart genügte, fand er das, was ihm abging, in einer Freundinn, die, indem sie fürs ganze Jahr lebte, nur für den Augenblick zu leben schien. Sie mochte ihn gern zu ihrem Begleiter; er konnte bald ihre Nähe nicht missen, denn sie vermittelte ihm die Alltagswelt, und so waren sie, bei einer ausgedehnten Wirthschaft, auf dem Acker und den Wiesen, auf dem Krautland wie im Garten, bald unzertrennliche Gefährten. Erlaubten es dem Bräutigam seine Geschäfte, so war er an seinem Theil dabei; sie hatten sich alle drei an einander gewöhnt, ohne es zu wollen, und wußten nicht, wie sie dazu kamen, sich nicht entbehren zu können. So lebten sie den herrlichen Sommer hin, eine echt Deutsche Idylle, wozu das fruchtbare Land die Prosa und eine reine Neigung die Poesie hergab. Durch reife Kornfelder wandernd erquickten sie sich am thaureichen Morgen; das Lied der Lerche, der Schlag der Wachtel waren ergetzliche Töne; heiße Stunden folgten, ungeheure Gewitter brachen herein, man schloß sich nur desto mehr an einander, und mancher kleine Familienverdruß war leicht ausgelöscht durch fortdauernde Liebe. Und so nahm ein gemeiner Tag den andern auf, und alle schienen Festtage zu sein; der ganze Kalender hätte müssen

roth gedruckt werden. Verstehen wird mich, wer sich erinnert, was von dem glücklich unglücklichen Freunde der neuen Heloise geweissagt worden: „Und zu den Füßen seiner Geliebten sitzend, wird er Hanf brechen; und er wird wünschen Hanf zu brechen, heute, morgen, übermorgen, ja sein ganzes Leben." —

Ueber die Trennung spricht Göthe sich also aus:

„Nun, als er sich entfernt hatte, trennte ich mich von Charlotten zwar mit reinerem Gewissen als von Friederiken, aber doch nicht ohne Schmerz. Auch dieses Verhältniß war durch Gewohnheit und Nachsicht leidenschaftlicher als billig von meiner Seite geworden; sie dagegen und ihr Bräutigam hielten sich mit Heiterkeit in einem Maße, das nicht schöner und liebenswürdiger sein konnte, und die eben hieraus entspringende Sicherheit ließ mich jede Gefahr vergessen. Indessen konnte ich mir nicht verbergen, daß diesem Abenteuer sein Ende bevorstehe; denn von der zunächst erwarteten Beförderung des jungen Mannes hing die Verbindung mit dem liebenswürdigen Mädchen ab; und da der Mensch, wenn er einigermaßen resolut ist, auch das Nothwendige selbst zu wollen übernimmt, so faßte ich den Entschluß mich freiwillig zu entfernen, ehe ich durch das Unerträgliche vertrieben würde." —

In seiner Entsagung lag eine hohe Sittlichkeit und große Mannhaftigkeit*). Aber auch sein Freund Merk hatte nicht wenig zu der nun so schnellen Losreißung beigetragen. Auf seine Aufforderung machte Göthe im Spätsommer 1772 einen Ausflug nach dem Rhein und lernte in Coblenz das liebenswürdige La Roche'sche Haus kennen. Vorzüglich liebte er die Unterhaltung mit den Töchtern des Geheimraths La Roche, von denen die älteste, Maximiliane, ihn gar bald besonders anzog. „Es ist eine sehr angenehme Empfindung, erzählt er, wenn sich eine neue Leidenschaft in uns zu regen anfängt, ehe die alte noch ganz verklungen ist.

*) Im Jahre 1812 schreibt er: „Wenn das taedium vitae den Menschen ergreift, so ist er nur zu bedauern, nicht zu schelten. Daß alle Symptome dieser wunderlichen, so natürlichen als unnatürlichen Krankheit auch einmal mein Innerstes durchrast haben, daran läßt Werther wohl Niemand zweifeln. Ich weiß recht gut, was es mich für Entschlüsse und Anstrengungen kostete, damals den Wellen des Todes zu entkommen, so wie ich mich aus manchem spätern Schiffbruche auch mühsam rettete und mühsam erholte." —

So sieht man bei untergehender Sonne gern auf der entgegengesetzten Seite den Mond aufgehn und erfreut sich an dem Doppelglanze der beiden Himmelslichter." — Bei seinem spätern Zusammentreffen mit Maximiliane, die unterdeß mit einem Kaufmann Brentano in Frankfurt sich vermält hatte*), frischte er dies Umgangsverhältniß wieder auf.

„Mein früheres Verhältniß zur jungen Frau, eigentlich ein geschwisterliches, ward nach der Heirat fortgesetzt; meine Jahre sagten den ihrigen zu, ich war der einzige in dem ganzen Kreise, an dem sie noch einen Wiederklang jener geistigen Töne vernahm, an die sie von Jugend auf gewöhnt war. Wir lebten in einem kindlichen Vertrauen zusammen fort, und ob sich gleich nichts Leidenschaftliches in unsern Umgang mischte, so war er doch peinigend genug, weil sie sich auch in ihre neue Umgebung nicht zu finden wußte und, obwohl mit Glücksgütern gesegnet, aus dem heitern Thal Ehrenbreitstein und einer fröhlichen Jugend in ein düster gelegenes Handelshaus versetzt, sich schon als Mutter von einigen Stiefkindern benehmen sollte. In so viel neue Familienverhältnisse war ich ohne wirklichen Antheil, ohne Mitwirkung eingeklemmt. War man mit einander zufrieden, so schien sich das von selbst zu verstehen; aber die meisten Theilnehmer wendeten sich in verdrießlichen Fällen an mich, die ich durch eine lebhafte Theilnahme mehr zu verschlimmern als zu verbessern pflegte. Es dauerte nicht lange, so wurde mir dieser Zustand ganz unerträglich, aller Lebensverdruß, der aus solchen Halbverhältnissen hervorzugehn pflegt, schien doppelt und dreifach auf mir zu lasten, und es bedurfte eines neuen gewaltsamen Entschlusses, mich auch hievon zu befreien. Jerusalems Tod, der durch die unglückliche Neigung zu der Gattinn eines Freundes verursacht ward, schüttelte mich aus dem Traum, und weil ich nicht bloß mit Beschaulichkeit das, was ihm und mir begegnet, betrachtete, sondern das Aehnliche, was mir im Augenblicke selbst widerfuhr, mich in leidenschaftliche Bewegung setzte, so konnte es nicht fehlen, daß ich jener Production, die ich eben unternahm, alle die Gluth einhauchte, welche keine Unterscheidung zwischen dem Dichterischen und dem Wirklichen zuläßt. Ich hatte mich äußerlich völlig isolirt, ja die Besuche meiner Freunde verbeten, und so legte ich auch innerlich alles bei Seite, was nicht unmittelbar hierher gehörte. Dagegen faßte ich

*) Ihre Tochter ist Bettina. Vergl. unten S. 29.

alles zusammen, was einigen Bezug auf meinen Vorsatz hatte, und wiederholte mir mein nächstes Leben, von dessen Inhalt ich noch keinen dichterischen Gebrauch gemacht hatte. Unter solchen Umständen, nach so langen und vielen geheimen Vorbereitungen, schrieb ich den Werther in vier Wochen, ohne daß ein Schema des Ganzen, oder die Behandlung eines Theils irgend vorher wäre zu Papier gebracht gewesen." —

Es geht hieraus hervor, daß zwar nichts Leidenschaftliches, doch aber wohl eine mehr als geschwisterliche Zuneigung zwischen beiden*) geherrscht habe; wie denn auch nicht bloß das Verhältniß zu Lotte, sondern auch das zu Maximiliane und seine Erfahrungen in den innern Verhältnissen zu beiden den Stoff zu Werthers Leiden dargeboten haben. Diesen Stoff aber hat er in dem genannten Roman so ausführlich und gründlich und wahrheitsgetreu wiedergegeben, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn solch eine Erledigung seines innersten Herzensbedürfnisses nicht mehr vielen lyrischen Ergüssen Raum gegeben hat. Wenigstens kennen wir nur zwei Gedichte, welche sich bestimmt auf Göthes Verhältniß zu Lotten beziehn, 1. Elysium, 2. Pilgers Morgenlied (s. §. 14). Viehoff zieht auch noch das Lied „An Lina" und das Gedicht „An Lottchen" in diesen Liebeskreis. Das erstere von diesen gehört ohne Zweifel nicht hieher, sondern bezieht sich auf spätere Verhältnisse (vergl. §. 21, Nr. 20). Aber auch das letztere, das wir im folgenden Paragraphen als Anhang unter Nr. 3 mit einreihen, ist nicht an Kestners Verlobte, sondern an eine andre Freundinn gerichtet, wie Düntzer (s. unten) mit vollem Recht behauptet.

Ob Göthes Verhältniß zu Maximiliane ihn zu lyrischen Gesängen veranlaßt habe, wissen wir nicht. — —

„Werthers Leiden" sind nun weltberühmt geworden und haben eine bedeutende Werther-Literatur hervorgerufen**). Interessant ist es zu lesen, wie Napoleon, der von der Sentimentalität und Schwärmerei so weit entfernt war wie der Tartarus vom Uranus, diesen Roman im hohen Grade schätzte. Er hat ihn auch auf seinem romantischen Feldzuge

---

*) Die auf dies Verhältniß bezüglichen Briefe Göthes werden leider noch von der Kestnerschen Familie der Oeffentlichkeit vorenthalten. S. Viehoff, Göthes Leben II. 60.

**) Vergl. Düntzer a. a. O.

in Aegypten in seiner Feldbibliothek mit gehabt. Göthe erzählt uns, Napoleon*) habe bei der Unterredung, die er auf dem Lever zu Erfurt am 2. Oktober 1808 mit ihm gehalten, das Gespräch auf den Werther gewandt. „Nach verschiedenen ganz richtigen Bemerkungen bezeichnete er eine gewisse Stelle und sagte: Warum habt Ihr das gethan? Es ist nicht naturgemäß! welches er weitläufig und vollkommen richtig auseinandersetzte. Ich hörte ihm mit heiterm Gesichte zu und antwortete ihm mit einem vergnügten Lächeln, daß ich zwar nicht wisse, ob mir irgend jemand denselben Vorwurf gemacht habe; aber ich fände ihn ganz richtig und gestehe, daß an dieser Stelle etwas Unwahres nachzuweisen sei. Allein, setzte ich hinzu, es wäre dem Dichter vielleicht zu verzeihen, wenn er sich eines nicht leicht zu entdeckenden Kunstgriffs bediene, um gewisse Wirkungen hervorzubringen, die er auf einem einfachen, natürlichen Wege nicht hätte erreichen können."

Funfzig Jahre nach dem ersten Erscheinen Werthers schrieb Göthe als einleitendes Gedicht zu einer neuen Ausgabe das Gedicht „An Werther", nachdem ihn ein Jahr vorher ein neuer erschütternder Liebesschmerz dem Grabe nahe gebracht hatte. Wir werden hierüber das Genauere unten §. 30 bei Nr. 13 („Trilogie der Leidenschaft") besprechen. —

An einem frühen Morgen hatte Göthe Wetzlar verlassen, ohne von den Verlobten Abschied zu nehmen. Zwei an sie gerichtete Briefe hat er in der Nacht vorher geschrieben. Diese bilden den Anfang einer Reihe von 40 im Besitz der Kestnerschen Familie befindlichen Briefen Göthes, von denen Gervinus sagt, „daß sie mehr als alles Andre das kindliche, durchsichtige, unverdorbne und harmlose Gemüth aufdecken, das Göthe edlen Anforderungen gegenüber entfaltete, aber auch den vertrauensvollen, kühnen und doch gefaßten Muth aussprechen, mit dem er damals der Welt entgegentrat und alle, die ihm begegneten, elektrisirte." —

*) Vergl. Eckermanns Gespr. II. 115. III. 329.

§. 14.

Gedichte.

1. Elysium.

An Uranien.

Uns geben die Götter
Auf Erden Elysium!
Wie du das Erstemal
Liebahnend dem Fremdling
Entgegentratst
Und deine Hand ihm reichtest,
Fühlt' er alles voraus,
Was ihm für Seligkeit
Entgegenkeimte.

Wie du den liebenden Arm
Um den Freund schlangst,
Wie ihm Lilas Brust
Entgegenbebte,
Wie ihr, euch rings umfassend,
In heil'ger Wonne schwebtet,
Und ich, im Anschaun selig,
Ohne sterblichen Neid
Daneben stand!

Wie durch heilige Thäler wir
Händ' in Hände wandelten,
Und des Fremdlings Treu'
Sich euch versiegelt;
Daß du dem liebenden,
Stille sehnenden
Die Wange reichtest
Zum himmlischen Kuß!

Wenn du fern wandelst
Am Hügelgebüsch,
Wandeln Liebesgestalten
Mit dir den Bach hinab;
Wenn mir auf meinem Felsen
Die Sonne niedergeht,
Seh' ich Freundegestalten
Mir winken
Durch wehende Zweige
Des dämmernden Hains;

Seh' ich, verschlagen
Unter schauernden Himmels
Oede Gestade,
In der Vergangenheit
Goldener Myrtenhainsdämmerung
Lilan an deiner Hand;
Seh' mich Schüchternen
Eure Hände fassen,
Bittend blicken,
Eure Hände küssen —
Eure Augen sich begegnen,
Auf mich blicken;

Werfe den hoffenden Blick
Auf Lila; sie nähert sich mir,
Himmlische Lippe!
Und ich wanke, nahe mich,
Blicke, seufze, wanke —
Seligkeit! Seligkeit!
Eines Kusses Gefühl! —

Mir gaben die Götter
Auf Erden Elysium!
Ach, warum nur Elysium? —

An den Unterhaltungen und Spaziergängen des Brautpaars mit Göthe hatte sehr oft eine Freundinn Lottens theilgenommen. Obgleich Göthe gegen die Reize derselben nicht unempfindlich war, so konnten sie doch seine Theilnahme für Lotten nicht schwächen, die durch ihre reine Gemüthlichkeit und Seelenschönheit entschiednen Sieg davon trug.

Diese Freundinn ist nun unter Uranien gemeint, wie Düntzer („Studien zu Göthes Werken" S. 96) mit Recht bemerkt. Wir lassen seine treffende Erklärung dieses Gedichts hier wörtlich folgen.

„Der junge Dichter, der sich eben auf der schmerzlichsten Flucht aus dem Kreise geliebter Menschen befindet, gedenkt unter den tausend Bildern seliger Erinnerung, die ihm heilig warm ums Herz schweben, der seligen Stunde, wo ihm Lottens Freundinn, welche sich bei jener befand, als Kestner ihn seiner Verlobten zuführte, das erstemal liebahnend dem Fremdling entgegentrat und ihre Hand ihm reichte, wo er gleich alles vorausfühlt, was ihm für Seligkeit entgegenkeimte; vor seine Seele tritt das Bild jener seligen Stunde, wo Urania den liebenden Arm um den Freund (Kestner) schlang, dem Lottens Brust entgegenbebte, wie diese drei (Urania und die Verlobten) sich rings umfassend in heiliger Wonne schwebten, und er selbst im Anschauen selig ohne sterblichen Neid danebenstand. Bei dieser ganzen Darstellung muß man sich der krankhaften Empfindsamkeit der damaligen Zeit erinnern, in welcher mit Küssen, Umarmungen, Thränen und Seufzern ein gar lebhafter Verkehr getrieben ward, da eine überzärtliche Weichheit den kräftigen Ausdruck wahren Gefühls zurückdrängte, wovon uns eines der wunderlichsten Beispiele in dem Briefwechsel zwischen Gleim und J. G. Jacobi erhalten ist. Vor der Erinnerung des scheidenden Dichters erheben sich die seligen Tage, wo sie vereint durch heilige Thäler Händ' in Hände wandelten, wo des Fremdlings Treu' sich ihnen versiegelte, daß sie (Lottens Freundinn) dem liebenden, stille sehnenden die Wange reichte zum himmlischen Kuß. Von jetzt an wird der Dichter fern von der Geliebten weilen müssen, aber die Erinnerung wird immerfort ein zauberisches Band um sie geschlungen halten. Wenn die Freundinn fern wandelt am Hügelgebüsch, werden Liebesgestalten (die Bilder der vergangenen, in seiner Nähe verlebten Tage) mit ihr den Bach hinabwandeln.

Wenn er auf seinem Felsen den Untergang der Sonne betrachtet, wird ihn die Erinnerung an ihre abendlichen Spazirgänge mit tiefer Wehmuth ergreifen, sehn wird er Freundegestalten ihm winken durch wehende Zweige des dämmernden Hains, sehn wird er sich, wie ihm endlich die seligste Wonne in einem Kusse, den ihm Lottens Lippen gewähren, zu Theil wird, sehn, verschlagen unter schauernden Himmels öde Gestade, in der Vergangenheit goldener Myrtenhainsdämmerung Lila'n (Lotten) an ihrer (Uraniens) Hand, sehn sich Schüchternen ihre Hände fassen, bittend blicken, ihre Hände küssen, ihre Augen sich begegnen, auf ihn blicken; er wirft bittend den hoffenden Blick auf Lila; sie nähert sich ihm, himmlische Lippe! und er wanket, nahet sich, blicket, seufzet, wanket, — Seligkeit! Seligkeit! Eines Kusses Gefühl! Der Dichter spricht es hier gegen Uranien selbst mit der naivsten Offenheit aus, welch ein höheres Wonnegefühl ihm Lottens Kuß gewährte, als der himmlische Kuß, zu dem Uranie ihm früher die Wange reichte. Leider ist dieses ganze Glück, das er in der Erinnerung vor sich sieht, nur eine Phantasie; er ist auf ewig von den Geliebten getrennt, der lebendige, frohe Besitz dieses Glücks flieht vor ihm zurück, ihm bleibt nur die Freude des Schattenlebens der Erinnerung. Daher schließt das Gedicht, das mit den Worten: Uns geben die Götter auf Erden Elysium begonnen hat, mit der wehmüthigen Klage: Mir gaben die Götter auf Erden Elysium! Ach, warum nur Elysium? — einer Klage, in welche auch wohl die nachzitternde Erinnerung an Friederikens Verlust einfließen mochte." —

In einer Note fügt Düntzer die Erklärung der Worte „warum nur Elysium" hinzu: „Der volle wahre Besitz des Glückes soll ihm nicht werden; wie im Elysium nach später, nachhomerischer Vorstellung nur die wesenlosen Schatten der Gestorbenen leben, so wird ihm nur die Ahnung des wahren Liebesglückes und die Erinnerung an das Glück zu Theil, das er einst in der Nähe der Geliebten genossen. Die vollste Befriedigung ist seinem Herzen versagt." —

2. Pilgers Morgenlied.

An Lila.

Morgennebel, Lila,
Hüllen deinen Thurm*) ein.
Soll ich ihn
Zum letztenmal nicht sehn?
Doch mir schweben tausend Bilder
Seliger Erinnerung
Heilig warm ums Herz.
Wie er da stand,
Zeuge meiner Wonne,
Als zum erstenmal
Du dem Fremdling
Aengstlich liebevoll
Begegnetest,
Und mit einemmal
Ew'ge Flammen
In die Seel' ihm warfst! —
Zische, Nord,
Tausend=schlangenzüngig
Mir ums Haupt!
Beugen sollst du's nicht!
Beugen magst du
Kind'scher Zweige Haupt,
Von der Sonne
Muttergegenwart geschieden.

Allgegenwärt'ge Liebe!
Durchglühst mich,

---

*) Dies ist der alte, viereckige Thurm, der sich zwischen den mittelalterlichen Ruinen der Reichsfeste auf dem das ganze Thal der Lahn und Dill bewachenden Berge Kalsmunt befindet, und auf den sein Blick gefallen war, als er zum ersten Mal Lotten sah und kennen und lieben lernte.

Beutst dem Wetter die Stirn,
Gefahren die Brust;
Hast mir gegossen
Ins früh welkende Herz
Doppeltes Leben:
Freude zu leben,
Und Muth!

Unter Lila ist Charlotte gemeint. Als Göthe ihr entsagt hatte, faßte er in edler Selbstüberwindung neue Freude und neuen Muth zum Leben, wie wir auch aus seiner Selbstbiographie wissen. Im vorhergehenden Gedicht war die feurigste, leidenschaftlichste Liebe ausgedrückt und am Schlusse bloß kurz die Klage hinzugefügt, daß sein Glück nur ein Traumbild sein dürfe. In diesem prägt sich die Erinnerung an die Seligkeit dieser feurigen Liebe aus, zugleich aber auch der kräftige Muth, ihr zu entsagen und mit der Entfernung von der Geliebten ein neues Leben lieb zu gewinnen*). Und somit bieten beide Gedichte zusammengenommen die Geschichte seiner Liebe zu Charlotten dar. —

*) Aehnliche Gedanken (und vielleicht auch eine ähnliche Beziehung) bieten sich in dem Gedicht „Feiger Gedanken" dar, welches von dem Magus in „Lila" (11. 64) gesungen wird. Es hat auch im 47sten Bande S. 41 unter den „Liedern für Liebende" Platz gefunden und stellt den Gedanken dar: daß der Troß gegen feindliche Gewalt, namentlich gegen Feigheit und Aengstlichkeit und Zaghaftigkeit, die Hülfe der Götter herbeirufe. Es lautet also:

Feiger Gedanken,
Bängliches Schwanken,
Weibisches Zagen,
Aengstliches Klagen
Wendet kein Elend,
Macht dich nicht frei.

Allen Gewalten
Zum Trutz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei!

Anhang.

3. An Lottchen.

Mitten im Getümmel mancher Freuden,
Mancher Sorgen, mancher Herzensnoth,
Denk' ich dein, o Lottchen, denken dein die beiden,
Wie beim stillen Abendroth
Du die Hand uns freundlich reichtest,
Da du uns auf reich bebauter Flur
In dem Schoße herrlicher Natur
Manche leicht verhüllte Spur
Einer lieben Seele zeigtest.

Wohl ist mirs, daß ich dich nicht verkannt,
Daß ich gleich dich in der ersten Stunde,
Ganz den Herzensausdruck in dem Munde
Dich ein wahres gutes Kind genannt.

Still und eng und ruhig auferzogen
Wirft man uns auf Einmal in die Welt;
Uns umspülen hunderttausend Wogen,
Alles reizt uns, mancherlei gefällt,
Mancherlei verdrießt uns, und von Stund' zu Stunden
Schwankt das leicht unruhige Gefühl;
Wir empfinden und, was wir empfunden,
Spült hinweg das bunte Weltgewühl.

Wohl, ich weiß es, da durchschleicht uns innen
Manche Hoffnung, mancher Schmerz.
Lottchen, wer kennt unser Sinnen?
Lottchen, wer kennt unser Herz?

Ach es möchte gern gekannt sein, überfließen
In das Mitempfinden einer Kreatur,
Und vertrauend zwiefach neu genießen
Alles Leid und Freude der Natur.

Und da sucht das Aug' so oft vergebens
Rings umher und findet alles zu;
So vertaumelt sich der schönste Theil des Lebens
Ohne Sturm und ohne Ruh;
Und zu deinem ew'gen Unbehagen
Stößt dich heute, was dich gestern zog.
Kannst du zu der Welt nur Neigung tragen,
Die so oft dich trog,
Und bei deinem Weh, bei deinem Glücke
Blieb in eigenwill'ger starrer Ruh?
Sieh, da tritt der Geist in sich zurücke,
Und das Herz — es schließt sich zu.

So fand ich dich und ging dir frei entgegen.
O sie ist werth zu sein geliebt!
Rief ich, erflehte dir des Himmels reinsten Segen,
Den er dir nun in deiner Freundinn giebt.

Es ist schon am Ende des vorigen Paragraphen gesagt, daß dies Gedicht sich nicht auf Lottchen in Wetzlar beziehe. Düntzer hat dies in seiner Abhandlung über Göthes Lotte 2c. (Studien zu Göthes Werken S. 98 fgg.) aufs Evidenteste bewiesen. Er vermuthet, das Gedicht sei erst in Weimar entstanden, und Lottchen sei eine Freundinn, deren Bekanntschaft der Dichter auf der mit den Stolbergen unternommenen Reise gemacht und von deren neuem Glück er durch die Stolberge selbst, die sie auf ihrer Rückreise besucht hatten, Kunde erhalten. Die Vermuthung ist namentlich in ihrem zweiten Theile allerdings etwas kühn, doch mag sie wenigstens zur Erklärung des Gedichts so lange, bis eine begründetere Vermuthung oder eine Gewißheit auftaucht, nicht unbeachtet bleiben. Auf keines der bisher bekannten Neigungsverhältnisse Göthes paßt der Inhalt des Gedichts, das ist leicht ersichtlich, aber andrerseits

läßt sich auch wohl schwerlich leugnen, daß der Ton und die Farbe des Gedichts zu jener beruhigteren Stimmung, welche Göthe nach seiner Objektivirung durch „Werthers Leiden" und nach seinem Abschluß der Verhältnisse zu Kestners Lottchen und zu Maximiliane Brentano gewonnen hatte, bei weitem mehr paßt als zu seinem ersten Leben in Weimar, also daß das Gedicht wohl schon vor seiner Uebersiedelung nach Weimar entstanden sein mag*).

§. 15.

Die „Titulargattinn" **) und Lili ***) in Frankfurt. 1774 und 1775.

Göthe war durch Götz und Werther sehr schnell berühmt geworden, und seine ästhetisch literarischen Verbindungen erweiterten sich immer mehr; besonders waren es Lenz, v. Klinger, Lavater, Basedow, die Gebrüder Jacobi und Heinse, mit denen er hin und wieder größere Ausflüge und kleinere Reisen unternahm. Wie seine Freunde durchschnittlich über ihn urtheilten, geht aus einem Briefe Jacobis an Wieland (den 27. August 1774) hervor. Es heißt darin: „Je mehr ichs überdenke, je lebhafter empfinde ich die Unmöglichkeit, dem, der Göthe nicht gesehn noch gehört hat, etwas Begreifliches über dies außerordentliche Geschöpf Gottes zu schreiben. Göthe ist nach Heinses Ausdruck Genie vom Scheitel bis zur Schuhsohle; ein Besessener, füge ich hinzu, dem fast in keinem

*) Düntzer (Studien zu Göthe S. 7) fügt hinzu: „Sollte unter Lottchen vielleicht jenes Mädchen in Offenbach zu verstehn sein, welches auch die Stolberge kennen gelernt hatten, und welches er selbst ein seltsames Geschöpf nennt? Vergl. Göthes Briefe an die Gräfinn Auguste Stolberg S. 94." — Das wäre keineswegs unmöglich.

**) G. W. 26. 346—354. 48. 64. 164.

***) G. W. 48. 23—24. 37—42. 44—46. 49—66. 94. 103—105. 158—165. 179—181. 185—187.

Falle gestattet ist, willkürlich zu handeln. Man braucht nur eine Stunde bei ihm zu sein, um es im höchsten Grade lächerlich zu finden, von ihm zu begehren, daß er anders denken und handeln soll, als er wirklich denkt und handelt. Hiemit will ich nicht andeuten, daß keine Veränderung zum Schönen und Bessern in ihm möglich sei; aber nicht anders ist sie in ihm möglich, als so, wie die Blume sich entfaltet, wie die Saat reift, wie der Baum in die Höhe wächst und sich krönt." —

Es konnte nicht fehlen, daß er in Frankfurt selbst in vielfache gesellige Beziehungen jetzt um so mehr trat. Dabei entstand zunächst eine Art von Verhältniß zu einem sonst unbekannt gebliebnen, besonders seinem Vater sehr wohlgefallenden Mädchen, ein Verhältniß, das eben so naiv sich bildete, als von Göthe geschildert wird. Er beschreibt es also:

„Die früher erwähnte Gesellschaft von jungen Männern und Frauenzimmern, welche meiner Schwester wo nicht den Ursprung doch die Consistenz verdankte, war nach ihrer Verheiratung und Abreise noch immer bestanden, weil man sich einmal an einander gewöhnt hatte und einen Abend in der Woche nicht besser als in diesem freundschaftlichen Zirkel zuzubringen wußte. Auch jener wunderliche Redner, den wir schon aus dem sechsten Buche kennen, war nach mancherlei Schicksalen gescheiter und verkehrter zu uns zurückgewandert und spielte abermals den Gesetzgeber des kleinen Staats. Er hatte sich in Gefolg von frühern Scherzen etwas Aehnliches ausgedacht: es sollte nämlich alle acht Tage gelost werden, nicht um, wie vormals, liebende Paare, sondern wahrhafte Ehegatten zu bestimmen. Wie man sich gegen Geliebte betrage, das sei uns bekannt genug; wie sich Gatte und Gattinn in Gesellschaft zu nehmen hätten, das sei uns unbewußt und müsse nun, bei zunehmenden Jahren, vor allen Dingen gelernt werden. Er gab die Regeln an im Allgemeinen, welche bekanntlich darin bestehen, daß man thun müsse, als wenn man einander nicht angehöre; man dürfe nicht neben einander sitzen, nicht viel mit einander sprechen, viel weniger sich Liebkosungen erlauben: dabei aber habe man nicht allein alles zu vermeiden, was wechselseitig Verdacht und Unannehmlichkeit erregen könnte, ja man würde im Gegentheil das gröste Lob verdienen, wenn man seine Gattinn auf eine ungezwungene Weise zu verbinden wisse. Das Loos wurde hierauf zur Entscheidung herbeigeholt, über einige barocke Paarungen, die es beliebt, gelacht und gescherzt, und die allgemeine Ehestands-Komödie mit gutem

Humor begonnen und jedesmal am achten Tage wiederum erneuert. Hier traf es sich nun wunderbar genug, daß mir das Loos gleich von Anfang ebendasselbe Frauenzimmer zweimal bestimmte, ein sehr gutes Wesen, gerade von der Art, die man sich als Frau gerne denken mag. Ihre Gestalt war schön und regelmäßig, ihr Gesicht angenehm, und in ihrem Betragen waltete eine Ruhe, die von der Gesundheit ihres Körpers und ihres Geistes zeugte. Sie war sich zu allen Tagen und Stunden völlig gleich. Ihre häusliche Thätigkeit wurde höchlich gerühmt. Ohne daß sie gesprächig gewesen wäre, konnte man an ihren Aeußerungen einen geraden Verstand und eine natürliche Bildung erkennen. Nun war es leicht einer solchen Person mit Freundlichkeit und Achtung zu begegnen; schon vorher war ich gewohnt es aus allgemeinem Gefühl zu thun, jetzt wirkte bei mir ein herkömmliches Wohlwollen als gesellige Pflicht. Wie uns nun aber das Loos zum dritten Male zusammenbrachte, so erklärte der neckische Gesetzgeber feierlichst: der Himmel habe gesprochen, und wir könnten nunmehr nicht geschieden werden. Wir ließen es uns beiderseits gefallen und fügten uns wechselsweise so hübsch in die offenbaren Ehestandspflichten, daß wir wirklich für ein Muster gelten konnten. Da nun nach der allgemeinen Verfassung die sämmtlichen für den Abend vereinten Paare sich auf die wenigen Stunden mit Du anreden mußten, so waren wir dieser traulichen Anrede durch eine Reihe von Wochen so gewohnt, daß auch in der Zwischenzeit, wenn wir uns begegneten, das Du gemüthlich hervorsprang. Die Gewohnheit ist aber ein wunderliches Ding: wir beide fanden nach und nach nichts natürlicher als dieses Verhältniß; sie ward mir immer werther und ihre Art mit mir zu sein zeugte von einem schönen, ruhigen Vertrauen, so daß wir uns wohl gelegentlich, wenn ein Priester zugegen gewesen wäre, ohne vieles Bedenken auf der Stelle hätten zusammengeben lassen. Weil nun bei jeder unserer geselligen Zusammenkünfte etwas Neues vorgelesen werden mußte, so brachte ich eines Abends, als ganz frische Neuigkeit, das Memoire des Beaumarchais gegen Clavigo im Original mit. Es erwarb sich sehr vielen Beifall; die Bemerkungen, zu denen es auffordert, blieben nicht aus, und nachdem man viel darüber hin und wieder gesprochen hatte, sagte mein lieber Partner: Wenn ich deine Gebieterinn und nicht deine Frau wäre, so würde ich dich ersuchen, dieses Memoire in ein Schauspiel zu verwandeln, es scheint mir ganz dazu geeignet zu

sein. Damit du siehst, meine Liebe, antwortete ich, daß Gebieterinn und Frau in Einer Person vereinigt sein können, so verspreche ich dir über acht Tage den Gegenstand dieses Heftes als Theaterstück vorzulesen, wie es jetzt mit diesen Blättern geschehen. — Man verwunderte sich über ein so kühnes Versprechen, und ich säumte nicht es zu erfüllen. Denn was man in solchen Fällen Erfindung nennt, war bei mir augenblicklich; und gleich, als ich meine Titular-Gattinn nach Hause führte, war ich still; sie fragte, was mir sei? — Ich sinne, versetzte ich, schon das Stück aus und bin mitten drin; ich wünsche dir zu zeigen, daß ich dir gerne etwas zu Liebe thue. Sie drückte mir die Hand, und als ich sie dagegen eifrig küßte, sagte sie: Du mußt nicht aus der Rolle fallen! Zärtlich zu sein, meinen die Leute, schicke sich nicht für Ehegatten. — Laß sie meinen, versetzte ich, wir wollen es auf unsere Weise halten. — Ehe ich, freilich durch einen großen Umweg, nach Hause kam, war das Stück schon ziemlich herangedacht; damit dies aber nicht gar zu großsprecherisch scheine, so will ich gestehen, daß schon beim ersten und zweiten Lesen der Gegenstand mir dramatisch, ja theatralisch vorgekommen, aber ohne eine solche Anregung wäre das Stück, wie so viele andere, auch bloß unter den möglichen Geburten geblieben. Wie ich dabei verfahren, ist bekannt genug. Der Bösewichter müde, die aus Rache, Haß oder kleinlichen Absichten sich einer edlen Natur entgegensetzen, und sie zu Grunde richten, wollt' ich in Carlos den reinen Weltverstand mit wahrer Freundschaft gegen Leidenschaft, Neigung und äußere Bedrängniß wirken lassen, um auch einmal auf diese Weise eine Tragödie zu motiviren. Berechtigt durch unsern Altvater Shakespeare, nahm ich nicht einen Augenblick Anstand, die Hauptscene und die eigentlich theatralische Darstellung wörtlich zu übersetzen. Um zuletzt abzuschließen, entlehnt' ich den Schluß einer Englischen Ballade, und so war ich immer noch eher fertig als der Freitag herankam. Meine gebietende Gattinn erfreute sich nicht wenig daran, und es war, als wenn unser Verhältniß, wie durch eine geistige Nachkommenschaft, durch diese Production sich enger zusammenzöge und befestigte. Mephistopheles Merk aber that mir zum ersten Mal hier einen großen Schaden. Denn als ich ihm das Stück mittheilte, erwiederte er: Solch' einen Quark mußt du mir künftig nicht mehr schreiben; das können die andern auch. Und doch hatt' er hierin Unrecht. Muß ja doch nicht alles über alle Begriffe hinausgehen, die man nun

einmal gefaßt hat; es ist auch gut, wenn manches sich an den gewöhnlichen Sinn anschließt. Hätte ich damals ein Dutzend Stücke der Art geschrieben, welches mir bei einiger Aufmunterung ein Leichtes gewesen wäre, so hätten sich vielleicht drei oder vier davon auf dem Theater erhalten. Jede Direction, die ihr Repertorium zu schätzen weiß, kann sagen, was das für ein Vortheil wäre. — Durch solche und andere geistreiche Scherze ward unser wunderliches Mariage-Spiel wo nicht zum Stadt-, doch zum Familien-Mährchen, das den Müttern unserer Schönen gar nicht unangenehm in die Ohren klang. Auch meiner Mutter war ein solcher Zufall nicht zuwider: sie begünstigte schon früher das Frauenzimmer, mit dem ich in ein so seltsames Verhältniß gekommen war, und mochte ihr zutrauen, daß sie eine eben so gute Schwiegertochter als Gattinn werden könnte. Jenes unbestimmte Rumoren, in welchem ich mich schon seit geraumer Zeit herumtrieb, wollte ihr nicht behagen, und wirklich hatte sie auch die gröste Beschwerde davon. Sie war es, welche die zuströmenden Gäste reichlich bewirthen mußte, ohne sich für die literarische Einquartirung anders als durch die Ehre, die man ihrem Sohne anthat, ihn zu beschmausen, entschädigt zu sehen. Ferner war es ihr klar, daß so viele junge Leute, sämmtlich ohne Vermögen, nicht allein zum Wissen und Dichten, sondern auch zum lustigen Leben versammelt, sich untereinander und zuletzt am Sichersten mir, dessen leichtsinnige Freigebigkeit und Verbürgungslust sie kannte, zur Last und zum Schaden gereichen würden. Sie hielt daher die schon längst bezweckte Italienische Reise, die der Vater wieder in Anregung brachte, für das sicherste Mittel alle diese Verhältnisse auf einmal durchzuschneiden. Damit aber ja nicht wieder in der weiten Welt sich neues Gefährliche anschließen möge, so dachte sie vorher die schon eingeleitete Verbindung zu befestigen, damit eine Rückkehr ins Vaterland wünschenswerther und eine endliche Bestimmung entschieden werde. Ob ich ihr diesen Plan unterlege, oder ob sie ihn deutlich, vielleicht mit der seligen Freundinn, entworfen, mochte ich nicht entscheiden: genug, ihre Handlungen schienen auf einen bedachten Vorsatz gegründet. Denn ich hatte manchmal zu vernehmen, unser Familienkreis sei nach Verheiratung Corneliens doch gar zu eng; man wollte finden, daß mir eine Schwester, der Mutter eine Gehülfinn, dem Vater ein Lehrling abgehe; und bei diesen Reden blieb es nicht. Es ergab sich wie von ungefähr, daß meine Eltern jenem Frauenzimmer

auf einem Spazirgang begegneten, sie in den Garten einluden und sich mit ihr längere Zeit unterhielten. Hierüber ward nun beim Abendtische gescherzt, und mit einem gewissen Behagen bemerkt, daß sie dem Vater wohlgefallen, indem sie die Haupt-Eigenschaften, die er als Kenner von einem Frauenzimmer fordere, besitze. Hierauf ward im ersten Stock Eins und das Andere veranstaltet, eben als wenn man Gäste zu erwarten habe, das Leinwandgeräthe gemustert, und auch an einigen bisher vernachlässigten Hausrath gedacht. Da überraschte ich nun einst meine Mutter, als sie in einer Bodenkammer die alten Wiegen betrachtete, worunter eine übergroße von Nußbaum, mit Elfenbein und Ebenholz eingelegt, die mich ehemals geschwenkt hatte, besonders hervorstach. Sie schien nicht ganz zufrieden, als ich ihr bemerkte, daß solche Schaukelkasten nunmehr völlig aus der Mode seien, und daß man die Kinder mit freien Gliedern in einem artigen Körbchen, an einem Bande über die Schulter, wie andre kurze Ware, zur Schau trage. Genug, dergleichen Vorboten zu erneuernder Häuslichkeit zeigten sich öfter; und da ich mich dabei ganz leidend verhielt, so verbreitete sich, durch den Gedanken an einen Zustand, der fürs Leben dauern sollte, ein solcher Friede über unser Haus und dessen Bewohner, dergleichen es lange nicht genossen hatte." —

Göthe erscheint uns in diesem Verhältniß allerdings sehr passiv, er sagt ja selbst, daß er den Ausgang dessen gelassen abwartete, was man für ihn im Sinne hegte und vornahm. Solch einen Mangel an Selbstständigkeit und Selbstbestimmung gewahren wir, wie schon oben in der Einleitung, §. 1, bemerkt, in mehreren seiner Liebesverhältnisse (bei Gretchen, bei Emilie, selbst bei Friederike, bei Lili) mit um so größerem Befremden, je selbstständiger und selbstbestimmender er in allen sonstigen innern und äußern Verhältnissen überallhin erscheint. Hier mochte wohl seine Passivität, seine Schwäche eine zu getreue Begleiterinn der Kindlichkeit seines Gemüthes sein.

Wir finden diese seine „Titulargattinn" im Verlauf seiner autobiographischen Mittheilungen nur noch zweimal erwähnt. Im 48sten Bande S. 64 erzählt er: „Wir haben die Mäßige, Liebe, Verständige, Schöne, Tüchtige, sich immer Gleiche, Neigungsvolle und Leidenschaftlose zu Ende des dritten Bandes kennen lernen; sie war der passende Schlußstein zu einem schon aufgemauerten zugerundeten Gewölbe." Und in demselben

Bande S. 164: „Alle diese innern und äußern Ereignisse, insofern sie meinen Vater hätten unangenehm berühren können, welcher jene erste, ihm anmuthig zusagende Schwiegertochter immer weniger hoffen konnte in sein Haus eingeführt zu sehn, wußte meine Mutter auf das Klügste und Thätigste abzuwenden. Diese Staatsdame (Lili) aber, wie er sie im Vertrauen gegen seine Gattinn zu nennen pflegte, wollte ihn keineswegs anmuthen."

Sonst hat Göthe nichts weiter über diese Unbekannte mitgetheilt*). Das Verhältniß zu ihr, das doch keineswegs ohne beiderseitige Neigung, obgleich allerdings auch beiderseitig leidenschaftlos war, scheint sich, trotz der sonst so fesselnden Gewohnheit, doch allmälig von selbst aufgelöst zu haben, und zwar ohne den Titulargatten oder die Titulargattinn besonders schmerzlich zu verwunden. Veranlassung zu dieser Auflösung gab ein neues Liebesverhältniß, das Göthen an Lili fesselte**). Hören wir ihn selbst zunächst über sein erstes Zusammentreffen mit Lili im Herbst 1774.

„Unter andern ersuchte mich ein Freund eines Abends mit ihm ein kleines Konzert zu besuchen, welches in einem angesehenen reformirten Handelshause gegeben wurde. Es war schon spät; doch weil ich alles aus dem Stegereife liebte, folgte ich ihm, wie gewöhnlich anständig angezogen. Wir traten in ein Zimmer gleicher Erde, in das eigentliche geräumige Wohnzimmer. Die Gesellschaft war zahlreich, ein Flügel stand in der Mitte, an den sich sogleich die einzige Tochter des Hauses niedersetzte und mit bedeutender Fertigkeit und Anmuth spielte. Ich stand am untern Ende des Flügels, um ihre Gestalt und Wesen nahe genug bemerken zu können, sie hatte etwas Kindartiges in ihrem Betragen; die Bewegungen, wozu das Spiel sie nöthigte, waren ungezwungen und leicht. Nach geendigter Sonate trat sie ans Ende des Pianos gegen mir über; wir begrüßten uns ohne weitere Rede, denn ein Quartett war schon angegangen. Am Schlusse trat ich etwas näher und sagte einiges Verbindliche: wie sehr es mich freue, daß die erste Bekanntschaft mich zugleich mit ihrem Talent bekannt gemacht habe. Sie

*) Vielleicht ist diese Unbekannte ein Fräulein Krespel, Tochter des Kaufmanns Krespel in Frankfurt.

**) Vergl. „Göthes Lili" von Düntzer in den Blättern für Literarische Unterhaltung 1849, Nr. 237—246.

wußte sehr artig meine Worte zu erwiedern, behielt ihre Stellung und ich die meinige. Ich konnte bemerken, daß sie mich aufmerksam betrachtete, und daß ich ganz eigentlich zur Schau stand, welches ich mir wohl konnte gefallen lassen, da man auch mir etwas gar Anmuthiges zu schauen gab. Indessen blickten wir einander an, und ich will nicht leugnen, daß ich eine Anziehungskraft von der sanftesten Art zu empfinden glaubte. Das Hin- und Herwogen der Gesellschaft und ihrer Leistungen verhinderte jedoch jede andere Art von Annäherung diesen Abend. Doch muß ich eine angenehme Empfindung gestehen, als die Mutter beim Abschied zu erkennen gab, sie hofften mich bald wieder zu sehen, und die Tochter mit einiger Freundlichkeit einzustimmen schien. Ich verfehlte nicht, nach schicklichen Pausen, meinen Besuch zu wiederholen, da sich denn ein heiteres verständiges Gespräch bildete, welches kein leidenschaftliches Verhältniß zu weissagen schien."

Er faßte nun gar bald eine leidenschaftliche Liebe zu dem sechszehnjährigen Mädchen und fand Gegenliebe. Das Verhältniß ward ernster als die früheren.

„Wie nun meine Ansichten sich nach und nach verbesserten, hielt ich sie für bedeutender, als sie wirklich waren, und dachte um so mehr auf eine baldige Entscheidung, als ein so öffentliches Verhältniß nicht länger ohne Mißbehagen fortzuführen war. Und wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, sprachen wir es nicht ausdrücklich gegen einander aus; aber das Gefühl eines wechselseitigen unbedingten Behagens, das ineinander gleichmäßig gesetzte Vertrauen, — das alles brachte einen solchen Ernst hervor, daß ich, der ich mir fest vorgenommen hatte, kein schleppendes Verhältniß wieder anzuknüpfen, und mich doch in dieses, ohne Sicherheit eines günstigen Erfolges, wieder verschlungen fand, wirklich von einem Stumpfsinn befangen war, vor dem ich mich zu retten, mich immer mehr in gleichgültige weltliche Geschäfte verwickelte, aus denen ich auch nur wieder Vortheil und Zufriedenheit an der Hand der Geliebten zu gewinnen hoffen durfte. In diesem wunderlichen Zustande, dergleichen doch auch mancher peinlich empfunden haben mag, kam uns eine Hausfreundinn zu Hülfe, welche die sämmtlichen Bezüge der Personen und Zustände sehr wohl durchsah." —

Diese Hausfreundinn, Demoiselle Delf, welche mit ihrer ältern Schwester einem kleinen Handelshause in Heidelberg vorstand, oft aber

nach Frankfurt herüber kam, unterhandelte aus eignem Antriebe mit den beiderseitigen Eltern.

„Sie tritt eines Abends zu uns und bringt die Einwilligung. Gebt euch die Hände! rief sie mit ihrem pathetisch gebieterischen Wesen. Ich stand gegen Lili über und reichte meine Hand dar; sie legte die ihre, zwar nicht zaudernd, aber doch langsam hinein. Nach einem tiefen Athemholen fielen wir einander lebhaft bewegt in die Arme. — Es war ein seltsamer Beschluß des hohen über uns Waltenden, daß ich in dem Verlaufe meines wundersamen Lebensganges doch auch erfahren sollte, wie es einem Bräutigam zu Muthe sei. Ich darf wohl sagen, daß es für einen gesitteten Mann die angenehmste aller Erinnerungen sei. Es ist erfreulich sich jene Gefühle zu wiederholen, die sich schwer aussprechen und kaum erklären lassen. Der vorhergehende Zustand ist durchaus verändert; die schroffsten Gegensätze sind gehoben, der hartnäckigste Zwiespalt geschlichtet, die vordringliche Natur, die ewig warnende Vernunft, die tyrannisirenden Triebe, das verständige Gesetz, welche sonst in immerwährendem Zwist uns bestritten, alle diese treten nunmehr in freundlicher Einigkeit heran, und bei allgemein gefeiertem frommen Feste wird das Verbotene gefordert und das Verpönte zur unerläßlichen Pflicht erhoben. — Mit sittlichem Beifall aber wird man vernehmen, daß von dem Augenblick an eine gewisse Sinnesveränderung in mir vorging. War die Geliebte mir bisher schön, anmuthig, anziehend vorgekommen, so erschien sie mir nun als würdig und bedeutend. Sie war eine doppelte Person; ihre Anmuth und Liebenswürdigkeit gehörten mein, das fühlt' ich wie sonst; aber der Werth ihres Charakters, die Sicherheit in sich selbst, ihre Zuverlässigkeit in allem, das blieb ihr eigen. Ich schaute es, ich durchblickte es und freute mich dessen als eines Kapitals, von dem ich Zeitlebens die Zinsen mitgenießen sollte. — Es ist schon längst mit Grund und Bedeutung ausgesprochen: auf dem Gipfel der Zustände hält man sich nicht lange. Die ganz eigentlich durch Demoiselle Delf eroberte Zustimmung beiderseitiger Eltern ward nunmehr als obwaltend anerkannt, stillschweigend und ohne weitere Förmlichkeit. Denn sobald etwas Ideelles, wie man ein solches Verlöbniß wirklich nennen kann, in die Wirklichkeit eintritt, so entsteht, wenn man völlig abgeschlossen zu haben glaubt, eine Krise. Die Außenwelt ist durchaus unbarmherzig, und sie hat Recht, denn sie muß sich ein für allemal selbst behaupten;

die Zuversicht der Leidenschaft ist groß, aber wir sehen sie doch gar oft an dem ihr entgegengesetzten Wirklichen scheitern. Junge Gatten, die, besonders in der spätern Zeit, mit nicht genugsamen Gütern versehen, in diese Zustände sich einlassen, mögen ja sich keine Honigmonde versprechen; unmittelbar droht ihnen eine Welt mit unverträglichen Forderungen, welche, nicht befriedigt, ein junges Ehepaar absurd erscheinen lassen. — Die Unzulänglichkeit der Mittel, die ich zur Erreichung meines Zwecks mit Ernst ergriffen hatte, konnte ich früher nicht gewahr werden, weil sie bis auf einen gewissen Punkt zugereicht hätten; nun der Zweck näher heranrückte, wollte es hüben und drüben nicht vollkommen passen. Der Trugschluß, den die Leidenschaft so bequem findet, trat nun in seiner völligen Inkongruenz nach und nach hervor. Mit einiger Nüchternheit mußte mein Haus, meine häusliche Lage, in ihrem ganz Besondern betrachtet werden. Das Bewußtsein, das Ganze sei auf eine Schwiegertochter eingerichtet, lag freilich zu Grunde; aber auf ein Frauenzimmer welcher Art war dabei gerechnet? Wir haben die Mäßige, Liebe, Verständige, Schöne, Tüchtige, sich immer Gleiche, Neigungsvolle und Leidenschaftlose zu Ende des dritten Bandes kennen lernen; sie war der passende Schlußstein zu einem schon aufgemauerten, zugerundeten Gewölbe; aber hier hatte man bei ruhiger, unbefangener Betrachtung sich nicht leugnen können, daß, um diese neue Geworbene in solche Function gleichfalls einzusetzen, man ein neues Gewölbe hätte zurichten müssen. Indessen war mir dies noch nicht deutlich geworden und ihr eben so wenig. Betrachtete ich nun aber mich in meinem Hause, und gedacht' ich sie hereinzuführen, so schien sie mir nicht zu passen, wie ich ja schon in ihren Zirkeln zu erscheinen, um gegen die Tags- und Mode-Menschen nicht abzustechen, meine Kleidung von Zeit zu Zeit verändern, ja wieder verändern mußte. Das konnte aber doch mit einer häuslichen Einrichtung nicht geschehen, wo in einem neugebauten, stattlichen Bürgerhause ein nunmehr veralteter Prunk gleichsam rückwärts die Einrichtung geleitet hatte. So hatte sich auch, selbst nach dieser gewonnenen Einwilligung, kein Verhältniß der Eltern unter einander bilden und einleiten können, kein Familienzusammenhang. Andere Religionsgebräuche, andere Sitten! und wollte die Liebenswürdige einigermaßen ihre Lebensweise fortsetzen, so fand sie in dem anständig geräumigen Hause keine Gelegenheit, keinen Raum. — Hatte ich bisher von allem diesem abgesehen,

so waren mir zur Beruhigung und Stärkung von außen her schöne Ansichten eröffnet, zu irgend einer gedeihlichen Anstellung zu gelangen. Ein rühriger Geist faßt überall Fuß; Fähigkeiten, Talente erregen Vertrauen; jedermann denkt, es komme ja nur auf eine veränderte Richtung an. Zudringliche Jugend findet Gunst, dem Genie traut man alles zu, da es doch nur ein Gewisses vermag. Das Deutsche, geistig-literarische Terrain war damals ganz eigentlich als ein Neubruch anzusehen. Es fanden sich unter den Geschäftsleuten kluge Menschen, die für den neu aufzuwühlenden Boden tüchtige Anbauer und kluge Haushälter wünschten. Selbst die angesehne wohl gerundete Freimaurer-Loge, mit deren vornehmsten Gliedern ich eben durch mein Verhältniß zu Lili bekannt geworden war, wußte auf schickliche Weise meine Annäherung einzuleiten; ich aber, aus einem Unabhängigkeitsgefühl, welches mir später als Verrücktheit erschien, lehnte jede nähere Verknüpfung ab, nicht gewahrend, daß diese Männer, wenn schon in höherem Sinne verbunden, mir doch bei meinen, den ihrigen so nah verwandten Zwecken, hätten förderlich sein müssen." —

In diesen Mittheilungen beginnen schon Anklänge von Zweifeln. Diese Zweifel treten allmälig immer stärker hervor. Endlich will er einen Versuch machen, ob er Lili entbehren könne; denn eine gewisse peinliche Unruhe macht ihn zu allen bestimmten Geschäften untauglich. Die Aufforderung der Brüder Stolberg, sie nach der Schweiz zu begleiten, ist ihm daher sehr willkommen, und sein Vater empfiehlt ihm, bis in Italien hineinzugehn. Mit einiger Andeutung, aber ohne Abschied trennt er sich von Lili. „Sie war mir, sagt er, so ins Herz gewachsen, daß ich mich gar nicht von ihr zu entfernen glaubte." — Zu allen seinen eignen Zweifeln und Schwankungen kam nun endlich gar noch der Rath seiner Schwester Kornelia*), die, von ihm sehr geliebt und hochgeehrt, mit außergewöhnlicher Anhänglichkeit an ihm hing. Ihr Rath, durch Klätschereien über Lili und falsche Berichte um so dringender geworden, ging ihm sehr zu Herzen. Er erzählt:

*) In Eckermanns Gesprächen (II. S. 331) finden wir Göthes Schilderung des Charakters seiner Schwester und besonders ihrer Abneigung gegen die Ehe. Am Schlusse heißt es: „Und da sie nun, obgleich mit einem der bravsten Männer verheiratet, in der Ehe nicht glücklich war, so widerrieth sie so leidenschaftlich meine beabsichtigte Verbindung mit Lili." —

„Sie selbst hatte an einem langwierigen Brautstande viel gelitten; Schlosser, nach seiner Redlichkeit, verlobte sich nicht eher mit ihr, als bis er seiner Anstellung im Großherzogthum Baden gewiß, ja wenn man es so nehmen wollte, schon angestellt war. Die eigentliche Bestimmung aber verzögerte sich auf eine unbenkliche Weise. Soll ich meine Vermuthung hierüber eröffnen, so war der wackere Schlosser, wie tüchtig er zum Geschäft sein mochte, doch wegen seiner schroffen Rechtlichkeit dem Fürsten als unmittelbar berührender Diener, noch weniger den Ministern als naher Mitarbeiter wünschenswerth. Seine gehoffte und dringend gewünschte Anstellung in Karlsruhe kam nicht zu Stande. Mir aber klärte sich diese Zögerung auf, als die Stelle eines Oberamtmanns in Emmendingen ledig ward, und man ihn alsobald dahin versetzte. Es war ein stattliches, einträgliches Amt nunmehr ihm übertragen, dem er sich völlig gewachsen zeigte. Seinem Sinn, seiner Handlungsweise däuchte es ganz gemäß hier allein zu stehen, nach der Ueberzeugung zu handeln und über alles, man mochte ihn loben oder tadeln, Rechenschaft zu geben. Dagegen ließ sich nichts einwenden, meine Schwester mußte ihm folgen, freilich nicht in eine Residenz, wie sie gehofft hatte, sondern an einen Ort, der ihr eine Einsamkeit, eine Einöde scheinen mußte; in eine Wohnung, zwar geräumig, amtsherrlich, stattlich, aber aller Geselligkeit entbehrend. Einige junge Frauenzimmer, mit denen sie früher Freundschaft gepflogen, folgten ihr nach, und da die Familie Gerock mit Töchtern gesegnet war, wechselten diese ab, so daß sie wenigstens bei so vieler Entbehrung, eines längstvertrauten Umgangs genoß. — Diese Zustände, diese Erfahrungen waren es, wodurch sie sich berechtigt glaubte, mir aufs Ernsteste eine Trennung von Lili zu befehlen. Es schien ihr hart, ein solches Frauenzimmer, von dem sie sich die höchsten Begriffe gemacht hatte, aus einer wo nicht glänzenden, doch lebhaft bewegten Existenz herauszuzerren, in unser zwar löbliches, aber doch nicht zu bedeutenden Gesellschaften eingerichtetes Haus, zwischen einen wohlwollenden, ungesprächigen, aber gern didaktischen Vater, und eine in ihrer Art höchst häusliche thätige Mutter, welche doch nach vollbrachtem Geschäft, bei einer bequemen Handarbeit nicht gestört sein wollte, in einem gemüthlichen Gespräch mit jungen herangezogenen und auserwählten Persönlichkeiten. Dagegen setzte sie mir Lili's Verhältnisse lebhaft ins Klare; denn ich hatte ihr theils schon in Briefen, theils aber in leidenschaftlich geschwätziger

Vertraulichkeit alles haarklein vorgetragen. Leider war ihre Schilderung nur eine umständliche wohlgesinnte Ausführung dessen, was ein Ohrenbläser von Freund, dem man nach und nach nichts Gutes zutraute, mit wenigen charakteristischen Zügen einzuflüstern bemüht gewesen. — Versprechen konnt' ich ihr nichts, ob ich gleich gestehen mußte, sie habe mich überzeugt. Ich ging mit dem räthselhaften Gefühl im Herzen, woran die Leidenschaft sich fortnährt; denn Amor das Kind hält sich noch hartnäckig fest am Kleide der Hoffnung, eben als sie schon starken Schrittes sich zu entfernen den Anlauf nimmt." —

Er gab sich nun alle Mühe, die lieben Erinnerungen zu verscheuchen (s. das Lied „Auf dem See" §. 16, Nr. 3). Aber überall hin folgt ihm ihr Bild, und er kann sich nicht bewogen finden nach Italien zu gehn, sondern kehrt alsbald nach Hause zurück. Neue Pein und Qual!

„Ich vermied nicht und konnte nicht vermeiden, Lili zu sehen; es war ein schonender, zarter Zustand zwischen uns beiden. Ich war unterrichtet, man habe sie in meiner Abwesenheit völlig überzeugt, sie müsse sich von mir trennen, und dieses sei um so nothwendiger, ja thunlicher, weil ich durch meine Reise und eine ganz willkürliche Abwesenheit mich genugsam selbst erklärt habe. Dieselben Lokalitäten jedoch in Stadt und auf dem Land, dieselben Personen, mit allem Bisherigen vertraut, ließen denn doch kaum die beiden noch immer Liebenden, obgleich auf eine wundersame Weise auseinander Gezogenen, ohne Berührung. Es war ein verwünschter Zustand, der sich in einem gewissen Sinne dem Hades, dem Zusammensein jener glücklich unglücklichen Abgeschiedenen, verglich. Es waren Augenblicke, wo die vergangenen Tage sich wieder herzustellen schienen; aber gleich, wie wetterleuchtende Gespenster verschwanden. Wohlwollende hatten mir vertraut, Lili habe geäußert, indem alle die Hindernisse unsrer Verbindung ihr vorgetragen worden: sie unternehme wohl aus Neigung zu mir alle dermaligen Zustände und Verhältnisse aufzugeben und mit nach Amerika zu gehen. Amerika war damals vielleicht noch mehr als jetzt das Eldorado derjenigen, die in ihrer augenblicklichen Lage sich bedrängt fanden. Aber eben das, was meine Hoffnungen hätte beleben sollen, drückte sie nieder. Mein schönes väterliches Haus, nur wenig hundert Schritte von dem ihrigen, war doch immer ein leidlicherer, zu gewinnender Zustand, als die über das Meer entfernte ungewisse Umgebung; aber ich leugne nicht, in ihrer Gegenwart traten alle Hoffnungen,

alle Wünsche wieder hervor, und neue Unsicherheiten bewegten sich in mir. Freilich sehr verbietend und bestimmt waren die Gebote meiner Schwester; sie hatte mir mit allem verständigen Gefühl, dessen sie fähig war, die Lage nicht nur ins Klare gesetzt, sondern ihre wahrhaft schmerzlich mächtigen Briefe verfolgten immer mit kräftigerer Ausführung denselben Text. Gut, sagte sie, wenn ihrs nicht vermeiden könntet, so müßtet ihrs ertragen; dergleichen muß man dulden, aber nicht wählen. — Einige Monate gingen hin in dieser unseligsten aller Lagen, alle Umgebungen hatten sich gegen diese Verbindung gestemmt; in ihr allein glaubt' ich, wußt' ich, lag eine Kraft, die das alles überwältigt hätte. Beide Liebende, sich ihres Zustandes bewußt, vermieden sich allein zu begegnen; aber herkömmlicher Weise konnte man nicht umgehen, sich in Gesellschaft zu finden. Da war mir denn die stärkste Prüfung auferlegt, wie eine edle fühlende Seele einstimmen wird, wenn ich mich näher erkläre. — Gestehen wir im Allgemeinen, daß bei einer neuen Bekanntschaft, einer neu sich anknüpfenden Neigung, über das Vorhergegangene der Liebende gern einen Schleier zieht. Die Neigung kümmert sich um keine Antecedentien, und wie sie blitzschnell genialisch hervortritt, so mag sie weder von Vergangenheit noch Zukunft wissen. Zwar hatte sich meine nähere Vertraulichkeit zu Lili gerade dadurch eingeleitet, daß sie mir von ihrer frühern Jugend erzählte: wie sie von Kind auf durchaus manche Neigung und Anhänglichkeit, besonders auch in fremden ihr lebhaftes Haus Besuchenden, erregt und sich daran ergetzt habe, obgleich ohne weitere Folge und Verknüpfung. — Wahrhaft Liebende betrachten alles, was sie bisher empfunden, nur als Vorbereitung zu ihrem gegenwärtigen Glück, nur als Base, worauf sich erst ihr Lebensgebäude erheben soll. Vergangene Neigungen erscheinen wie Nachtgespenster, die sich vor dem anbrechenden Tage wegschleichen. — Aber was ereignete sich! Die Messe kam, und so erschien der Schwarm jener Gespenster in ihrer Wirklichkeit; alle Handelsfreunde des bedeutenden Hauses kamen nach und nach heran, und es offenbarte sich schnell, daß keiner einen gewissen Antheil an der liebenswürdigen Tochter völlig aufgeben wollte noch konnte*). Die Jüngeren, ohne zudringlich zu sein, erschienen doch

*) In dem Schwarm von Verehrern befand sich auch ihr späterer Gatte, v. Türckheim, der aber noch lange an der Erfüllung seiner Wünsche zweifeln mußte. Vergl. W. v. Humboldt „Briefe an eine Freundinn“ II. 257.

als Wohlbekannte; die Mittlern mit einem gewissen verbindlichen Anstand, wie solche, die sich beliebt machen und allenfalls mit höhern Ansprüchen hervortreten möchten. Es waren schöne Männer darunter, mit dem Behagen eines gründlichen Wohlstandes. Nun aber die alten Herren waren ganz unerträglich mit ihren Onkelsmanieren, die ihre Hände nicht im Zaum hielten, und bei widerwärtigem Tätscheln sogar einen Kuß verlangten, welchem die Wange nicht versagt wurde. Allein auch die Gespräche erregten manches bedenkliche Erinnern. Von jenen Lustfahrten wurde gesprochen zu Wasser und zu Lande, von mancherlei Fährlichkeiten mit heiterem Ausgang, von Bällen und Abendpromenaden, von Verspottung lächerlicher Werber, und was nur eifersüchtigen Aerger in dem Herzen des Liebenden aufregen konnte, der gleichsam das Facit so vieler Jahre auf eine Zeit lang an sich gerissen hatte. Aber unter diesem Zudrang, in dieser Bewegung, versäumte sie den Freund nicht, und wenn sie sich zu ihm wendete, so wußte sie mit wenigem das Zarteste zu äußern, was der gegenseitigen Lage völlig geeignet schien." —

In seinen weiteren Mittheilungen über dies Verhältniß fährt er also fort:

„Ich hatte auf Lili mit Ueberzeugung Verzicht gethan, aber die Liebe machte mir diese Ueberzeugung verdächtig. Lili hatte in gleichem Sinne von mir Abschied genommen, und ich hatte die schöne zerstreuende Reise angetreten; aber sie bewirkte gerade das Umgekehrte. So lange ich abwesend war, glaubte ich an die Trennung, glaubte nicht an die Scheidung. Alle Erinnerungen, Hoffnungen und Wünsche hatten ein freies Spiel. Nun kam ich zurück und wie das Wiedersehen der frei und freudig Liebenden ein Himmel ist, so ist das Wiedersehen von zwei nur durch Vernunftgründe getrennten Personen ein unleidliches Fegefeuer, ein Vorhof der Hölle. Als ich in die Umgebung Lilis zurückkam, fühlte ich alle jene Mißhelligkeiten doppelt, die unser Verhältniß gestört hatten; als ich wieder vor sie selbst hintrat, fiel mirs hart aufs Herz, daß sie für mich verloren sei. Ich entschloß mich daher abermals zur Flucht, und es konnte mir deshalb nichts erwünschter sein, als daß das junge herzoglich Weimarsche Paar von Karlsruhe nach Frankfurt kommen und ich, früheren und späteren Einladungen gemäß, ihnen nach Weimar folgen sollte." —

Er konnte sich zwar nicht überwinden, noch einmal wenigstens in ihrer Nähe zu sein.

„Seit mehreren Jahren gewohnt unter freiem Himmel zu leben, gesellt zu Freunden, mit denen ich in dem aufrichtigsten, geschäftigsten Wechselverhältnisse stand, in der Nähe einer Geliebten, von der ich zwar mich zu trennen den Vorsatz gefaßt, die mich aber doch, so lange noch die Möglichkeit war mich ihr zu nähern, gewaltsam zu sich forderte, — alles dieses fing an, mich dergestalt zu beunruhigen, daß die Anziehungskraft meiner Tragödie sich zu vermindern und die poetische Produktionskraft durch Ungeduld aufgehoben zu werden drohte. Schon einige Abende war es mir nicht möglich gewesen zu Haus zu bleiben. In einen großen Mantel gehüllt schlich ich in der Stadt umher, an den Häusern meiner Freunde und Bekannten vorbei, und versäumte nicht auch an Lilis Fenster zu treten. Sie wohnte im Erdgeschoß eines Eckhauses, die grünen Rouleaux waren niedergelassen; ich konnte aber recht gut bemerken, daß die Lichter am gewöhnlichen Platze standen. Bald hörte ich sie zum Klaviere singen; es war das Lied: „Ach wie ziehst du mich unwiderstehlich!" das nicht ganz vor einem Jahr an sie gedichtet ward. Es mußte mir scheinen, daß sie es ausdrucksvoller sänge als jemals, ich konnte es deutlich Wort vor Wort verstehn; ich hatte das Ohr so nahe angedrückt, wie nur das auswärts gebogene Gitter erlaubte. Nachdem sie es zu Ende gesungen, sah ich an dem Schatten, der auf die Rouleaux fiel, daß sie aufgestanden war; sie ging hin und wieder, aber vergebens suchte ich den Umriß ihres lieblichen Wesens durch das dichte Gewebe zu erhaschen. Nur der feste Vorsatz mich wegzubegeben, ihr nicht durch meine Gegenwart beschwerlich zu sein, ihr wirklich zu entsagen und die Vorstellung, was für ein seltsames Aufsehen mein Wiedererscheinen machen müßte, konnte mich entscheiden, die so liebe Nähe zu verlassen." —

Demnach blieb für immer die Entfernung von Lili bestimmt*), und

---

*) Ueber seine damaligen Herzenszustände sprechen sich wunderbar offen seine Briefe an seine Freundinn Auguste Stolberg aus. Vergl. unten §. 18. — Die schönen, der Liebe und der geselligen Freundschaft gewidmeten Tage in Offenbach hat Göthe in dem vortrefflichen Gedicht „Bundeslied" („In allen guten Stunden") aufs Schönste geschildert. Dies Gedicht, ursprünglich dem Hochzeitstage des Pfarrers Ewald gewidmet, enthält eine Andeutung über die Trennung von dem

die Heilung seiner Herzenswunde war um so leichter, da er bald darauf nach Weimar ging, wo ihn eine neue Welt erwartete.

Viele Züge von Lili nahm er in Egmonts Klärchen auf: in diese Zeit fällt gerade seine erste Arbeit an Egmont.

Lili war die Tochter eines reichen Kaufmanns in Frankfurt und hieß Anna Elisabeth Schönemann, geboren den 23. Juni 1758. Ihr Vater starb schon 1763; die Wittwe setzte das Bankgeschäft fort und machte unverändert ein großes Haus. Elisabeth heiratete 1778 einen Bankier v. Türckheim in Straßburg, einen edeln und geistreichen Mann, und ist den 6. Mai 1817 gestorben.

Auf seiner Schweizerreise, die Göthe im Herbst 1779 mit dem Herzoge unternahm, besuchte er Friederike in Sesenheim und Lili in Straßburg. Ueber den Besuch bei Letzterer schreibt er an Frau von Stein (I. 246): „Den 26. (September) traf ich wieder mit der Gesellschaft zusammen, und gegen Mittag waren wir in Straßburg. Ich ging zu Lili und fand den schönen Grasaffen*) mit einer Puppe von 7 Wochen spielen und ihre Mutter bei ihr. Auch da wurde ich mit Verwunderung und Freude empfangen, erkundigte mich nach Allem und sah in alle Ecken. Da ich denn zu meinem Ergetzen fand, daß die gute Kreatur recht glücklich verheiratet ist. Ihr Mann, aus Allem, was ich höre, scheint brav, vernünftig und beschäftigt zu sein, er ist wohlhabend, ein schönes Haus, ansehnliche Familie, einen stattlichen bürgerlichen Rang u. s. w., Alles was sie brauchte. Er war abwesend, ich blieb zu Tisch. — Dann aß ich wieder bei Lili und ging in schönem Mondschein weg. Die schöne Empfindung, die mich begleitet, kann ich nicht sagen. So prosaisch als ich nun mit diesen Menschen bin, so ist doch in dem Gefühl von durchgehendem, reinem Wohlwollen, und wie ich diesen Weg her gleichsam einen Rosenkranz der treusten, bewährtesten, unauslöschlichsten Freundschaft abgebetet habe, eine recht ätherische Wollust. Ungetrübt

---

Freundschaftskreise und vielleicht auch von Lili und überhaupt spezielle Beziehungen auf damalige Verhältnisse, wurde aber späterhin von Göthe selbst zu einem allgemeinen Gesellschaftsliede umgeändert.

*) Dieser Ausdruck war damals ein Lieblingsausdruck Göthes zur Bezeichnung von geliebten Kindern. Daher hat er auch hier nichts Anstößiges, noch weniger wirft er ein schlechtes Licht auf Göthes Herz.

von einer beschränkten Leidenschaft treten nun in meine Seele die Verhältnisse zu den Menschen, die bleibend sind, meine entfernten Freunde und ihr Schicksal liegen nun vor mir wie ein Land, in dessen Gegenden man von einem hohen Berge oder im Vogelflug sieht." —

Lili hatte vier Söhne und eine Tochter: die beiden ältesten Söhne leben noch, eben so die Tochter, die an einen Französischen Civilbeamten, Namens Brunk, verheiratet ist. 1795 floh ihr Gemahl, um der Guillotine zu entgehn, mit dreien seiner Kinder nach Frankfurt. Auch Lili stand, wie sie noch zu rechter Zeit erfuhr, auf der Liste der Geächteten und rettete sich nur dadurch, daß sie als Bäuerinn verkleidet, den jüngsten Sohn auf dem Arme, den älteren an der Hand, aus der Stadt ging und den größten Theil des Weges zu Fuß zurücklegte. Im folgenden Jahre kehrte sie nach Straßburg zurück. —

Sehr rührend muß es für Göthe gewesen sein, 30 Jahre später in den Kriegsunruhen (am 14. Oktober 1806) mitten unter dem schreckenden Getümmel hereinstürmender Feinde einen Sohn Lilis, einen Französischen Husarenoffizier*), gesehn und gesprochen zu haben. Sehr Schade, daß wir über dieses interessante Zusammentreffen nichts weiter wissen als folgende magre Mittheilung Riemers („Mittheilungen über Göthe" I. S. 363): „Zu gleicher Zeit oder bald darauf bemerkte ich, daß Göthe zu Fuß an der Seite eines Husarenoffiziers nach dem Markte zu, also vermuthlich auf das Schloß ging. Erst lange nachher erfuhr ich, dieser Offizier, der mir als ein Bekannter Göthes bezeichnet wurde, habe sich sehr geheimnißvoll nach ihm erkundigt; es war ein Baron v. Türckheim, Sohn der unter dem Namen Lili als Göthes frühere Geliebte berühmt gewordnen Frau v. Türckheim, geb. Schönemann." — Es ist das derselbe Türckheim, von welchem Bettina in ihrem Göthischen Briefwechsel (I. S. 100) spricht. Sie erzählt also:

Am andern Tage führte ich ihr (Günderode) einen jungen Französischen Husarenoffizier zu mit hoher Bärenmütze; es war der Wilhelm v. Türckheim, der schönste aller Jünglinge, das wahre Kind voll Anmuth und Scherz; er war unvermuthet angekommen; ich sagte: Da habe ich dir einen Liebhaber gebracht, der soll dir das Leben wieder lieb machen.

---

*) Er ist der jüngste von Lilis Söhnen und starb 1840 als Obristlieutenant, 60 Jahre alt.

Er vertrieb uns allen die Melancholie; wir scherzten und machten Verse, und da der schöne Wilhelm die schönsten gemacht zu haben behauptete, so wollte die Günderode, ich sollte ihm den Lorbeerkranz schenken; ich wollte mein Erbtheil nicht geschmälert wissen, doch mußte ich ihm endlich die Hälfte des Kranzes lassen" rc.

Im Verfolg des Briefwechsels (I. 137) erzählt Bettina sehr naiv dem Göthe auch ihre „fünftägige Liebe" zu diesem „Sohne der ersten Heißgeliebten ihres geliebten Freundes." —

Im März 1830 war eine Verwandte Lilis einige Zeit in Weimar. Es ist höchst interessant, was bei dieser Gelegenheit Eckermann im dritten Theil seiner Gespräche mit Göthe S. 297—300 niedergeschrieben hat. Er erzählt also:

Ich drückte heute gegen Göthe mein Bedauern über ihre (Fräulein v. Türckheim) Abreise aus. Sie ist so jung, sagte ich, und zeigt eine so erhabne Gesinnung und einen so reifen Geist, wie man ihn bei solchem Alter selten findet. Ihr Erscheinen hat überhaupt in Weimar großen Eindruck gemacht. Wäre sie länger geblieben, sie hätte für manchen gefährlich werden können.

Wie sehr thut es mir Leid, erwiederte Göthe, daß ich sie nicht öfter gesehen und daß ich anfänglich immer verschoben habe sie einzuladen, um mich ungestört mit ihr zu unterhalten und die geliebten Züge ihrer Verwandten in ihr wieder aufzusuchen.

Der vierte Band von Wahrheit und Dichtung, fuhr er fort, wo Sie die jugendliche Glücks- und Leidensgeschichte meiner Liebe zu Lili erzählt finden werden, ist seit einiger Zeit vollendet. Ich hätte ihn längst früher geschrieben und herausgegeben, wenn mich nicht gewisse zarte Rücksichten gehindert hätten, und zwar nicht Rücksichten gegen mich selber, sondern gegen die damals noch lebende Geliebte. Ich wäre stolz gewesen, es der ganzen Welt zu sagen, wie sehr ich sie geliebt; und ich glaube, sie wäre nicht erröthet, zu gestehn, daß meine Neigung erwiedert wurde. Aber hatte ich das Recht, es öffentlich zu sagen, ohne ihre Zustimmung? Ich hatte immer die Absicht sie darum zu bitten; doch zögerte ich damit hin, bis es denn endlich nicht mehr nöthig war.

Indem Sie, fuhr Göthe fort, mit solchem Antheil über das liebenswürdige junge Mädchen reden, das uns jetzt verläßt, erwecken Sie in mir alle meine alten Erinnerungen. Ich sehe die reizende Lili wieder in

aller Lebendigkeit vor mir, und es ist mir, als fühlte ich wieder den Hauch ihrer beglückenden Nähe. Sie war in der That die Erste, die ich tief und wahrhaft liebte. Auch kann ich sagen, daß sie die Letzte gewesen; denn alle kleinen Neigungen, die mich in der Folge meines Lebens berührten, waren mit jener ersten verglichen, nur leicht und oberflächlich.

Ich bin, fuhr Göthe fort, meinem eigentlichen Glück nie so nahe gewesen, als in der Zeit jener Liebe zu Lili. Die Hindernisse, die uns auseinander hielten, waren im Grunde nicht unübersteiglich — und doch ging sie mir verloren!

Meine Neigung zu ihr hatte etwas so Delikates und etwas so Eigenthümliches, daß es jetzt, in Darstellung jener schmerzlich glücklichen Epoche auf meinen Stil Einfluß gehabt hat. Wenn Sie künftig den vierten Band von Wahrheit und Dichtung lesen, so werden Sie finden, daß jene Liebe etwas ganz Anderes ist, als eine Liebe in Romanen.

Dasselbige, erwiederte ich, könnte man auch von Ihrer Liebe zu Gretchen und Friederike sagen. Die Darstellung von Beiden ist gleichfalls so neu und originell, wie die Romanschreiber dergleichen nicht erfinden und ausdenken. Es scheint dies von der großen Wahrhaftigkeit des Erzählers herzurühren, der das Erlebte nicht zu bemänteln gesucht, um es zu größerem Vortheil erscheinen zu lassen, und der jede empfindsame Phrase vermieden, wo schon die einfache Darlegung der Ereignisse genügte. Auch ist die Liebe selbst, fügte ich hinzu, sich niemals gleich; sie ist stets original und modifizirt sich stets nach dem Charakter und der Persönlichkeit derjenigen, die wir lieben.

Sie haben vollkommen Recht, erwiederte Göthe; denn nicht bloß wir sind die Liebe, sondern es ist es auch das uns anreizende liebe Objekt. Und dann, was nicht zu vergessen, kommt als ein mächtiges Drittes noch das Dämonische hinzu, das jede Leidenschaft zu begleiten pflegt und das in der Liebe sein eigentliches Element findet. In meinem Verhältniß zu Lili war es besonders wirksam; es gab meinem ganzen Leben eine andre Richtung, und ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß meine Herkunft nach Weimar und mein jetziges Hiersein davon eine unmittelbare Folge war.

---

§. 16.

Gedichte.

1. Neue Liebe neues Leben.

Herz, mein Herz, was soll das geben?
Was bedränget dich so sehr?
Welch ein fremdes neues Leben!
Ich erkenne dich nicht mehr.
Weg ist Alles, was du liebtest,
Weg, warum du dich betrübtest,
Weg dein Fleiß und deine Ruh' —
Und wie kamst du nur dazu!

Fesselt dich die Jugendblüthe,
Diese liebliche Gestalt,
Dieser Blick voll Treu' und Güte
Mit unendlicher Gewalt?
Will ich rasch mich ihr entziehen,
Mich ermannen, ihr entfliehen,
Führet mich im Augenblick
Ach, mein Weg zu ihr zurück.

Und an diesem Zauberfädchen,
Das sich nicht zerreißen läßt,
Hält das liebe lose Mädchen,
Mich so wider Willen fest;
Muß in ihrem Zauberkreise
Leben nun auf ihre Weise.
Die Veränderung, ach wie groß!
Liebe! Liebe! laß mich los!

Das Lied stellt vortrefflich das ganze Leben und Wesen der neuen Liebe des Dichters (zu Lili) dar. Er fühlt sich bedrängt, und weiß nicht,

was daraus werden soll; fremd der Liebe, fängt er ein neues Liebesleben an. Seine früheren Neigungen und Betrübnisse sind vergessen, sein literarischer Thätigkeitstrieb, seine Ruhe und Behaglichkeit haben ihn verlassen. Er versteht sich selbst nicht mehr; er weiß nicht, ob ihn ihre Schönheit oder ihr Herz fesselt; er will ihr entfliehn und muß doch nur zu bald zu ihr zurückkehren. Wider Willen sieht er sich von ihr bezaubert und in ihr Leben verflochten und sehnt sich, in diesem Sturm und dieser Pein sich von ihr loszureißen.

Göthe erzählt (48. 38—41): „Ein wechselseitiges Bedürfniß, eine Gewohnheit, sich zu sehn, trat nun ein; wie hätte ich aber manchen Tag, manchen Abend bis in die Nacht hinein entbehren müssen, wenn ich mich nicht hätte entschließen können, sie in ihren Zirkeln zu sehen? Hieraus erwuchs mir mannigfaltige Pein. Mein Verhältniß zu ihr war von Person zu Person, zu einer schönen, liebenswürdigen, gebildeten Tochter; es glich meinen früheren Verhältnissen und war noch höherer Art. An die Aeußerlichkeiten jedoch, an das Mischen und Wiedermischen eines geselligen Zustandes hatte ich nicht gedacht. Ein unbezwingliches Verlangen war herrschend geworden; ich konnte nicht ohne sie, sie nicht ohne mich sein; aber in den Umgebungen und bei den Einwirkungen einzelner Glieder ihres Kreises, was ergaben sich da oft für Mißtage und Fehlstunden! Die Geschichte von Lustpartien, die zur Unlust ausliefen, ein retardirender Bruder, mit dem ich nachfahren sollte, welcher seine Geschäfte erst mit der größten Gelassenheit, ich weiß nicht ob mit Schadenfreude, langsamst vollendete, und dadurch die ganze wohldurchdachte Verabredung verdarb, auch sonstiges Antreffen und Verfehlen, Ungeduld und Entbehrung, alle diese Peinen, die in irgend einem Roman umständlicher mitgetheilt gewiß theilnehmende Leser finden würden, muß ich hier beseitigen. Um aber doch diese betrachtende Darstellung einer lebendigen Anschauung, einem jugendlichen Mitgefühl anzunähern, mögen einige Lieder, zwar bekannt, aber vielleicht besonders hier eindrücklich, eingeschaltet stehen."

Und nun läßt er dies und das nächste Gedicht folgen und fährt dann also fort:

„Hat man sich diese Lieder aufmerksam vorgelesen, lieber noch mit Gefühl vorgesungen, so wird ein Hauch jener Fülle glücklicher Stunden gewiß vorüber wehen."

Ausgezeichnet schön und charakteristisch dem Sturm und der Unstätigkeit der Gedanken und Gefühle sich anschmiegend ist Beethovens Komposition dieses Liedes. Auch Zelter hat es komponirt.

---

2. An Belinden.

Warum ziehst du mich unwiderstehlich
Ach, in jene Pracht?
War ich guter Junge nicht so selig
In der öden Nacht?

Heimlich in mein Zimmerchen verschlossen
Lag im Mondenschein
Ganz von seinem Schauerlicht umflossen,
Und ich dämmert' ein;

Träumte da von vollen goldnen Stunden
Ungemischter Lust,
Hatte schon das liebe Kind empfunden
Tief in meiner Brust.

Bin ichs noch, den du bei so viel Lichtern
An dem Spieltisch hältst?
Oft so unerträglichen Gesichtern
Gegenüber stellst?

Reizender ist mir des Frühlings Blüthe
Nun nicht auf der Flur;
Wo du, Engel, bist, ist Lieb' und Güte,
Wo du bist, Natur.

Belinde ist hier (wie auch in den Widmungsversen von Erwin und Elmire) Lili. Die Mittheilungen bei dem vorhergehenden Liede und im

vorigen Paragraphen geben über den Inhalt den genauesten Aufschluß. — Den Ausdruck Junge gebraucht Göthe hier vom Jünglingsalter, wie auch im Gedicht „Die Bekehrte" (§. 28, Nr. 2): „Und der gute Junge blies". Auf gleiche Weise steht bei ihm auch Knabe für Jüngling, z. B. im „Heidenröslein" (§. 17, Nr. 4): „Sah' ein Knab' ein Röslein stehn"; ferner in der Ballade „Der Junggesell und der Mühlbach" (§. 28, Nr. 8. B.): „Was still der Knabe fühlt und hofft"; ferner in dem Liede „Am Flusse" (§. 28, Nr. 7): „Kein Knabe sing' entzückt euch wieder" und in der Ballade „Der Müllerin Reue" (§. 28, Nr. 8. D.) u. s. w. — Lag für lag ich; die Auslassung des ich ist nur in diesem Konstruktionszusammenhange etwas anstößig; sie kommt sonst bei Göthe in Gedichten und noch häufiger in seinen Briefen unzähligemal vor und ist von Anderen noch häufiger nachgeahmt und nachgeäfft worden.

---

3. Auf dem See.

Und frische Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt;
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!
Die Welle wieget unsern Kahn
Im Rudertakt hinauf,
Und Berge, wolkig himmelan,
Begegnen unserm Lauf. —

Aug', mein Aug', was sinkst du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?
Weg, du Traum! so Gold du bist;
Hier auch Lieb' und Leben ist.

Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne;
Weiche Nebel trinken
Rings die thürmende Ferne,

[illegible]
[illegible]
[illegible] [illegible]
[illegible] Frauen.

[illegible] Gedicht mit der Konjunktion [illegible]*) deutet [illegible] einen (kleineren) Theil von der [illegible] des [illegible] dem Leser überläßt, das [illegible] und [illegible] des Theils mit dem Ganzen sich selbst zu [illegible]. Diese Ergänzung ist schon aus dem [illegible] [illegible] Göthes [illegible]. [illegible] aus dem [illegible] selbst [illegible]

[illegible] zu einem Verhältniß, welches [illegible] dem welchem er nun mehr gewesen [illegible] kommt ihr wieder [illegible]. Dies Verhältniß und [illegible] seinen weiten Blick zu begrenzt („Welt"), [illegible] zu beengend („sang' ich aus freier [illegible] und Ideen und Rathschlüsse, welche [illegible] des Verhältnisses entstandnen [illegible] Schwanken und Wanken und [illegible] haben, hemmen seine [illegible] wieder nur die alte, [illegible] seine Geister [illegible] Seele gewurzelt [illegible] Gemüthe auch der [illegible] mein Aug', [illegible] nach [illegible] der [illegible] in der [illegible]

[illegible] Programms- [illegible] 1840", [illegible]

feste Entschluß, frei von der Liebe und ihrem Traum zu werden, aus seinem träumenden Schwanken heraus. Der Dichter macht seinem Herzen Luft, verscheucht die Beengung seiner Brust, entflieht der Begrenzung seines Zimmers, wandert ins Freie hinaus — — und frische Nahrung, neues Blut saugt er aus freier Welt! Da ergetzen in der liebenden Natur seine frei gewordene Seele wieder der wiegende Wellenschlag beim Takte der Ruder und die Berge, die gleich den Wolken himmelan streben. — Aber die Erinnerung an die goldnen Träume kehrt zurück; er drängt sie aus seinem Herzen trotz ihres Goldes*); er findet ja auch in der allliebenden Natur**) Liebe und Leben wieder, welches ihn rings nah und fern in tausendfachen Gestalten tröstet und erhebt und neu beseligt, wie bei der schwebenden Welle und ihren Sternen und wie bei dem weichen Nebel, der die thürmende Flut trinkt, so bei dem Morgenwinde, der die beschattete Bucht umweht, und bei dem See, der die reifende Frucht abspiegelt.

Ist hienach das Gedicht als Bruchstück und in seinem Zusammenhange mit der ganzen Seelenszene des Dichters auch ohne spezielle Be-

*) Die Worte „so Gold du bist" bedeuten wohl: „falls du auch wirklich Gold bist oder mir wieder als Gold in meiner Einbildung und Erinnerung erscheinen willst." Es liegt also darin der geheime Zweifel über dies Liebesverhältniß, den er immer mit sich herumtrug, der Zweifel, ob er auch wirklich liebe und wiedergeliebt werde. Und schon dieser Zweifel an sich trägt mit zur Begründung des Entschlusses, den Traum zu verscheuchen, wesentlich bei. Daher erscheint auch dieser Entschluß minder auffallend: eine Liebe, die noch irgend wann und irgend wie zweifeln kann, ist keine wahre Liebe und ihre Auflösung sonach minder schmerzlich.

**) Göthes unendlicher Liebe zur Natur kommt nur noch seine unendliche Meisterschaft in der Darstellung der Natur gleich. A. v. Humboldt sagt in seinem Kosmos (II. S. 75): Wo ist das südlichere Volk, welches uns nicht den großen Meister der Dichtung beneiden sollte, dessen Werke alle ein tiefes Gefühl der Natur durchdringt, in den Leiden des jungen Werther wie in den Erinnerungen an Italien, in der Metamorphose der Gewächse wie in seinen vermischten Gedichten? Wer hat beredter seine Zeitgenossen angeregt, „des Weltalls heilige Räthsel zu lösen", das Bündniß zu erneuern, welches im Jugendalter der Menschheit Philosophie, Physik und Dichtung mit Einem Bande umschlang? Wer hat mächtiger hingezogen in das ihm geistig heimische Land, wo

Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht? —

Morgenwind umflügelt
Die beschattete Bucht,
Und im See bespiegelt
Sich die reifende Frucht.

Die Einleitung des Gedichts mit der Konjunktion: und*) deutet darauf hin, daß es nur einen (kleineren) Theil von der Seelenszene des Dichters mittheilt und dem Leser überläßt, das Vorangegangene und somit den Zusammenhang des Theils mit dem Ganzen sich selbst zu bilden und zu ergänzen. Diese Ergänzung ist schon aus dem Gedichte selbst möglich, noch bestimmter aber in Göthes Autobiographie dargeboten. Vervollständigen wir uns zunächst aus dem Gedichte selbst die ganze Seelenszene.

Der Dichter befindet sich in einem Verhältniß, welches nicht mehr so wie früher fesselt und von welchem er nicht mehr gefesselt sein möchte („Goldne Träume, kommt ihr wieder?"). Dies Verhältniß und was aus ihm gefolgt, ist für seinen weiten Blick zu begrenzt („Welt"), für seine jugendliche Freiheitslust zu beengend („saug' ich aus freier Welt") geworden. Die Gedanken und Ideen und Rathschlüsse, welche in seiner Seele, bei dem über die Lösung des Verhältnisses entstandnen innern Kampf hervorgerufen, ein ewiges Schwanken und Wanken und dadurch ein peinigendes Mißbehagen zur Folge haben, hemmen seine freiere Seelenthätigkeit, sie gewähren ihm immer wieder nur die alte, gewohnte Nahrung („frische Nahrung") und erschlaffen seine Geister („neues Blut"). So tief dies Verhältniß auch in der Seele gewurzelt hat („goldne Träume"), und so schwer seinem Gemüthe auch der Kampf und seinem Gewissen die Entscheidung wird („Aug', mein Aug', was sinkst du nieder?"): er widersteht nicht seinem Drange nach Freiheit. Der frische Morgenwind („Morgenwind umflügelt") treibt ihn zu frischer That. Wie sich die Frucht bereits aus der schwankenden Blüthe gedrängt („die reifende Frucht"): so drängt sich der

*) Erklärungen zu solcher ein Bruchstück bezeichnenden Einleitungsart im Allgemeinen und zu obigem Gedicht insbesondere habe ich in einer Programmsabhandlung („Ueber Göthes Lieblingswendungen und Lieblingsausdrücke, 1840", erster Abschnitt) dargeboten.

feste Entschluß, frei von der Liebe und ihrem Traum zu werden, aus seinem träumenden Schwanken heraus. Der Dichter macht seinem Herzen Luft, verscheucht die Beengung seiner Brust, entflieht der Begrenzung seines Zimmers, wandert ins Freie hinaus — — und frische Nahrung, neues Blut saugt er aus freier Welt! Da ergetzen in der liebenden Natur seine frei gewordene Seele wieder der wiegende Wellenschlag beim Takte der Ruder und die Berge, die gleich den Wolken himmelan streben. — Aber die Erinnerung an die goldnen Träume kehrt zurück; er drängt sie aus seinem Herzen trotz ihres Goldes*); er findet ja auch in der alliebenden Natur**) Liebe und Leben wieder, welches ihn rings nah und fern in tausendfachen Gestalten tröstet und erhebt und neu befeligt, wie bei der schwebenden Welle und ihren Sternen und wie bei dem weichen Nebel, der die thürmende Flut trinkt, so bei dem Morgenwinde, der die beschattete Bucht umweht, und bei dem See, der die reifende Frucht abspiegelt.

Ist hienach das Gedicht als Bruchstück und in seinem Zusammenhange mit der ganzen Seelenszene des Dichters auch ohne spezielle Be-

*) Die Worte „so Gold du bist" bedeuten wohl: „falls du auch wirklich Gold bist oder mir wieder als Gold in meiner Einbildung und Erinnerung erscheinen willst." Es liegt also darin der geheime Zweifel über dies Liebesverhältniß, den er immer mit sich herumtrug, der Zweifel, ob er auch wirklich liebe und wiedergeliebt werde. Und schon dieser Zweifel an sich trägt mit zur Begründung des Entschlusses, den Traum zu verscheuchen, wesentlich bei. Daher erscheint auch dieser Entschluß minder auffallend: eine Liebe, die noch irgend wann und irgend wie zweifeln kann, ist keine wahre Liebe und ihre Auflösung sonach minder schmerzlich.

**) Göthes unendlicher Liebe zur Natur kommt nur noch seine unendliche Meisterschaft in der Darstellung der Natur gleich. A. v. Humboldt sagt in seinem Kosmos (II. S. 75): Wo ist das südlichere Volk, welches uns nicht den großen Meister der Dichtung beneiden sollte, dessen Werke alle ein tiefes Gefühl der Natur durchdringt, in den Leiden des jungen Werther wie in den Erinnerungen an Italien, in der Metamorphose der Gewächse wie in seinen vermischten Gedichten? Wer hat beredter seine Zeitgenossen angeregt, „des Weltalls heilige Räthsel zu lösen", das Bündniß zu erneuern, welches im Jugendalter der Menschheit Philosophie, Physik und Dichtung mit Einem Bande umschlang? Wer hat mächtiger hingezogen in das ihm geistig heimische Land, wo

Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht? —

ziehungen schon an sich durchaus verständlich, so gewinnt diese Verständlichkeit noch mehr eben durch die historischen Beziehungen, die wir aus Göthes Autobiographie kennen lernen. **48.** S. 113 theilt Göthe das Gedicht mit den einführenden Worten mit: „Möge ein eingeschaltnes Gedicht von jenen glücklichen Momenten einige Ahnungen herüberbringen." Und die vorhergehenden Worte: „Wir schifften uns ein und fuhren an einem glänzenden Morgen den herrlichen See hinauf" beweisen deutlich, daß unser Gedicht nach dem Zusammentreffen mit seinem Landsmanne Passavant bei der Fahrt auf dem Zürcher See im Juli 1775 oder bald nachher entstanden ist. Warum Göthe diese ganze Schweizerreise unternommen und wie er, schon früher in Zweifel über sein Liebesverhältniß zu Lili verfallen, auf dringendes Anrathen seiner Schwester immer mehr zum Entschluß der Auflösung dieses Verhältnisses getrieben wurde, erzählt der vorige Paragraph. Und somit ist die Beziehung des obigen Gedichts auf Lili eben so klar, als seine Pointe, der Entschluß sich von ihr und den Erinnerungen an sie loszureißen. — Daß er, wenigstens zunächst, nicht im Stande war, diesen Entschluß sofort auszuführen, geht aus dem in §. 15 mitgetheilten weitern Verlauf seiner Schweizerreise und seiner Rückkehr nach Frankfurt hervor.

Wie melodiös und klangreich das Gedicht gleitet, welche treffliche Malerei im Wechsel der Rhythmen und Verse liegt, hört ein jeder sogleich heraus. Aber auch wie bedeutungsvoll und gedankenreich jeder Ausdruck und jede Wendung ist, liegt nicht minder zu Tage, was die obige Darlegung des Inhaltes und seiner Ergänzung zum vollständigen Bilde bezeugt. Und die Frische und Lebendigkeit der Anschauungen und Empfindungen verbindet sich auf eine wunderbar schöne Weise mit der mannigfaltigen Thätigkeit der zwischen den Zeilen zu lesenden Handlung. Erst reißt er sich heraus aus der Enge der Umgebung, und zwar gewaltsam („Und"), in die frische Natur, in die freie Welt. Dann wiegt er sich auf dem Kahn den Bergen vorbei („die Welle wieget" 2c.). Nun senkt er das Auge nieder und wandelt in goldnen Träumen umher („Aug', mein Aug'" 2c.). Endlich verscheucht er die Träumereien („Weg du Traum") und genießt in tausend Zügen die mannigfachen Wonnen der Natur rings um sich. So ist Alles in ihm und um ihn lebensvoll und thätig, sein Geist, sein Herz, sein Auge, sein Ohr, seine Hand, sein Fuß. Und alles dies Leben, alle diese Thätigkeit, äußerlich

und innerlich, mit so wenigen Zügen, mit so kurzen Andeutungen doch so reich und schön und klar geschildert! —

Wir besitzen, so viel ich weiß, nur zwei Kompositionen dieses vortrefflichen Liedes, von Hauptmann und von F. Mendelssohn-Bartholdy.

---

4. Vom Berge.

Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieser Blick!
Und doch, wenn ich, Lili, dich nicht liebte,
Fänd' ich hier und fänd' ich dort mein Glück?

Der Zauber der Natur schwindet vor der Allgewalt der Liebe! sagen diese schönen, sinnigen Zeilen, die Göthe bei nochmaligem Anblick des Zürcher Sees in ein Gedenkheft niederschrieb. Sie widersprechen der Pointe des vorhergehenden Gedichts, die den Entschluß zur Entsagung in sich trägt, und stimmen dagegen mit der Schlußstrophe des Liedes „An Belinde" überein:

Reizender ist mir des Frühlings Blüthe
Nun nicht auf der Flur;
Wo du, Engel, bist, ist Lieb' und Güte,
Wo du bist, Natur. —

Der schöne Klang, besonders die lieblichen Alliterationen des l in Verbindung mit den durchherrschenden Assonanzen des i (— ich, liebe, Lili, dich, nicht, liebte, dieser, Blick, ich, Lili, dich, nicht, liebte, ich, hier, ich —) so wie die Alliteration des w (— wenn, welche, Wonne, wenn —) fallen aufs Angenehmste ins Ohr und malen vortrefflich das Wehen der Liebe und den Gleichklang der Herzen. Die beiden Gegensätze bei gleichen Voraussetzungen, der Gleichlaut dieser Voraussetzungen und die Verschiedenheit der Einkleidung jener

Gegensätze geben in ihrer Kürze und Klarheit ein unvergleichlich schönes Bild kunstreichster Einfachheit und Natürlichkeit, die mit dem Inhalt des Gedankens, mit der Allgewalt der Liebe, in harmonischem Einklange steht.

---

5. Blumengruß.

Der Strauß, den ich gepflücket,
Grüße dich viel tausendmal!
Ich habe mich oft gebücket,
Ach, wohl ein tausendmal,
Und ihn ans Herz gedrücket
Wie hunderttausendmal!

Dies zarte Gedicht, von Göthe mit dem vorhergehenden zusammengestellt, ist mit demselben von gleichem Charakter und bezieht sich wohl ebenfalls auf Lili. Sehr schön ist die Verbindung des Antiklimax mit dem Klimax: viel tausendmal, ein tausendmal, wie hunderttausendmal. In dieser Verbindung liegt der tiefe Sinn und die zärtliche Bedeutung seiner Liebe und ihrer Aeußerung ausgeprägt.

Zelter und Curschmann haben dies Gedicht komponirt.

---

6. Herbstgefühl.

(Im Herbst 1775.)

Fetter grüne, du Laub'
Am Rebengeländer,
Hier mein Fenster herauf!
Gedrängter quellet,
Zwillingsbeeren, und reifet
Schneller und glänzet voller!

Euch brütet der Mutter Sonne
Scheideblick, euch umsäuselt
Des holden Himmels
Fruchtende Fülle;
Euch kühlet des Mondes
Freundlicher Zauberhauch,
Und euch bethauen, ach!
Aus diesen Augen
Der ewig belebenden Liebe
Vorschwellende Thränen!

Göthes tiefe Liebeswehmuth spricht sich in diesem Gedicht, das am weinumrankten Fenster seines Zimmers entstand, deutlich aus. Die Thränen erscheinen ihm hier auf sinnige und zarte Weise wie eine belebende Naturkraft, die zum Gedeihen der Beeren mitwirkt. Sehr passend nicht bloß in Bezug auf das dargebotene Anschauungsbild sondern auch auf seine Herzensstimmung ist die Ueberschrift „Herbstgefühl" gewählt. Die Frühlings- und Sommersonne seiner Liebe war dahin; der düstre Herbst war in seine Seele eingekehrt.

Die Lesart glänzend voller (statt glänzet voller) ist älter und offenbar besser. — Zwillingsbeeren deutet wohl auf rothe und weiße Trauben hin, welche neben einander wuchsen und deren Verschlingung vielleicht gleichfalls symbolisch zu verstehn ist.

Das Gedicht erschien zuerst in der Iris mit der Ueberschrift: „Im Herbst 1775." Wir besitzen eine Zeltersche Komposition dieses Wehmuthsliedes. —

7. Liebeslieder aus den Singspielen: „Erwin und Elmire" und „Claudine von Villa Bella."

Die fünf nächsten Liebeslieder (A. bis E.) finden sich in dem Singspiel: Erwin und Elmire (1775), das sechste (F.) in dem Singspiel: Claudine von Villa Bella. Als Göthe von Lili sich trennen zu müssen glaubte und mit sich einiger geworden war, wurde sein Schmerz etwas

milder und machte sich in den beiden genannten Singspielen Luft. Er erzählt (**48.** 162) also: „Doch! Wenden wir uns von dieser noch in der Erinnerung beinahe unerträglichen Qual zur Poesie, wodurch einige geistreich herzliche Linderung in den Zustand eingeleitet wurde. — Nachstehendes Lied (hier Nr. A.) drückt eher die Anmuth jenes Unglücks aus. — Die Oper: Erwin und Elmire war aus Goldsmiths liebenswürdiger, im Landprediger von Wakefield eingefügten Romanze entstanden, die uns in den besten Zeiten vergnügt hatte, wo wir nicht ahneten, daß uns etwas Aehnliches bevorstehe." —

Es erscheint daher zweckmäßig, diesen 6 Liebesliedern hier einen Platz anzuweisen, da eine Anregung zu ihnen aus Göthes Liebe zu Lili und ihre Beziehung auf Lili deutlich hervortritt. Das zweite, „das Veilchen", hat Göthe unter seinen Balladen (**1.** 180) mit aufgenommen; die übrigen sind in dem siebenten Band seiner nachgelassenen Werke (**47.** 15 2c.) unter der Rubrik „Lieder für Liebende" mitgetheilt, mit der Bemerkung: „Für die Zwecke des Komponisten und Sängers neu zusammengestellt." —

A. Ihr verblühet, süße Rosen.

Ihr verblühet, süße Rosen,
Meine Liebe trug euch nicht;
Blühtet, ach, dem Hoffnungslosen,
Dem der Gram die Seele bricht!

Jener Tage denk' ich trauernd,
Als ich, Engel, an dir hing,
Auf das erste Knöspchen lauernd
Früh zu meinem Garten ging,

Alle Blüthen, alle Früchte
Noch zu deinen Füßen trug,
Und vor deinem Angesichte
Hoffnung in dem Herzen schlug.

Ihr verblühet, süße Rosen,
Meine Liebe trug euch nicht;
Blühtet, ach, dem Hoffnungslosen,
Dem der Gram die Seele bricht!

Dies Lied singt Erwin (im Singspiel: Erwin und Elmire) am Anfang des zweiten Aufzugs, im Garten arbeitend. Seine Beziehung auf Lili geht aus den obigen Worten Göthes hervor*).

Sowohl an dieser Stelle als auch im 47sten Bande S. 27 enthält der dritte Vers der ersten und der letzten Strophe einen Druckfehler: blühet statt blühtet**). Auch im Singspiel selbst (**10.** 311) begegnet dieser Druckfehler in der ersten Strophe, dagegen in der vierten nicht. In der Gesammtausgabe von 1840 ist er korrigirt.

B. Das Veilchen.

Ein Veilchen auf der Wiese stand,
Gebückt in sich und unbekannt;
Es war ein herzig's Veilchen,
Da kam eine junge Schäferinn
Mit leichtem Schritt und munterm Sinn
Daher, daher,
Die Wiese her und sang.

Ach! denkt das Veilchen, wär' ich nur
Die schönste Blume der Natur,
Ach, nur ein kleines Weilchen,
Bis mich das Liebchen abgepflückt,
Und an dem Busen matt gedrückt!
Ach nur, ach nur
Ein Viertelstündchen lang!

*) Viehoff (Göthes Leben II. 249) meint, daß dies Lied offenbar einer frühern Zeit angehöre.

**) Auch in der Schäferschen Auswahl Göthischer Gedichte für Schule und Haus (Stuttgart und Tübingen 1846) findet sich dieser Druckfehler.

Ach! aber ach! das Mädchen kam
Und nicht in Acht das Veilchen nahm,
Ertrat das arme Veilchen.
Es sang und starb' und freut sich noch:
Und sterb' ich denn, so sterb' ich doch
Durch sie, durch sie,
Zu ihren Füßen doch!

Dies zarte Lied singen im ersten Aufzug des Singspiels: Erwin und Elmire (**10.** 297) Rosa, Valerio und Elmire im Wechselgesang. Die Allegorie stellt den Gedanken dar, daß die zarte Liebe auch in ihrem Schmerze über Unzartheit, ja im Tode noch liebt und bescheiden glücklich ist. Der Dichter hat auch hier wahrscheinlich an Lili gedacht, die ihm, wie er wenigstens glaubte, Veranlassung zu tiefem Schmerz und zu der ihm schweren Entsagung gegeben; und doch konnte er nicht aufhören sie zu lieben. Auch im tiefsten Schmerze fühlt er sich noch glücklich.

Wir besitzen eine Komposition dieses Gedichts von S. v. Seckendorf und von Mozart.

C. Höret alle mich, ihr Götter.

Höret alle mich, ihr Götter,
Die ihr auf Verliebte schauet:
Dieses Glück, so schön gebauet,
Reiß' ich voll Verzweiflung ein.

Ach! ich hab' in deinen Armen
Mehr gelitten als genossen!
Nun es sei! Es ist beschlossen!
Ende, Glück, und ende, Pein!

Der Liebende reißt sich verzweiflungsvoll von seiner Geliebten los und hofft so mit dem Glück auch die Pein zu endigen. Die Beziehung auf Lili stellt sich leicht heraus.

Valerio singt dies Lied im ersten Aufzuge von Erwin und Elmire (**10.** 307).

D. Sie liebt mich!

Sie liebt mich!
Sie liebt mich!
Welch schreckliches Beben!
Fühl' ich mich selber?
Bin ich am Leben?
Sie liebt mich!
Sie liebt mich!

Ach, rings so anders!
Bist du's noch, Sonne?
Bist du's noch, Hütte?
Trage die Wonne,
Seliges Herz!
Sie liebt mich!
Sie liebt mich!

Die Wonne, geliebt zu werden, läßt ihm jetzt Alles anders erscheinen und kann von seinem seligen Herzen kaum ertragen werden.

Erwin singt diese Verse im achten Auftritt des zweiten Aufzugs von Erwin und Elmire (**10.** 329).

E. Ein Schauspiel für Götter.

Ein Schauspiel für Götter,
Zwei Liebende zu sehn!
Das schönste Frühlingswetter
Ist nicht so schön.

Wie sie stehn, nach einander sehn!
In vollen Blicken
Ihre ganze Seele strebt!
In schwebendem Entzücken
Zieht sich Hand und Hand,
Und ein schauervolles Drücken
Knüpft ein dauernd Seelenband.

Wie um sie ein Frühlingswetter
Aus der vollen Seele quillt!
Das ist euer Bild, ihr Götter!
Götter, das ist euer Bild!

Im ersten Aufzuge von Erwin und Elmire singt Valerio seiner Geliebten dies Lied (**10.** 291). Göthe dichtete dies Lied an dem Abende, da er Nicolais bekannten Oppositionsroman: „Die Freuden des jungen Werther" erhielt.

F. Lebet wohl, geliebte Bäume*).

Lebet wohl, geliebte Bäume!
Wachset in der Himmelsluft.
Tausend liebevolle Träume
Schlingen sich durch euren Duft.

Doch was steh' ich und verweile?
Wie so schwer, so bang ists mir?
Ja, ich gehe, ja, ich eile!
Aber, ach! mein Herz bleibt hier.

Dies liebliche Lied, welches die Bangigkeit und Schwere der Trennung und das Zurückbleiben des Herzens darlegt, singt Pedro im zweiten

*) Vergl. unten §. 20, Nr. 8.

Aufzuge des Singspiels: Claudine von Villa Bella (**10.** 230). Göthe hat diese Töne oft genug in seinem Herzen wiederholt, am Innigsten wohl bei Friederike und bei Lili; aber seine weiteren Bahnen und namentlich Weimar drängten diese Herzensklänge in den Hintergrund zurück, aus dem sie in ruhigen Zeiten der Erinnerung häufig sich selbst hervordrängten. —

---

§. 17.

Drei Lieder. 1774 und 1775.

Wir schalten hier drei Lieder ein, welche wahrscheinlich in den Jahren 1774 und 1775 gedichtet sind. Das erstere steht in spezieller Verbindung mit dem innern Leben des Dichters, die beiden anderen gehn zwar ins Allgemeine, hängen aber (Nr. 2) mit der Tiefe und (Nr. 3) mit dem Sturme seiner damaligen Herzensgefühle aufs Innigste zusammen.

1. Der Musensohn. 1774.

Durch Feld und Wald zu schweifen,
Mein Liedchen wegzupfeifen,
So gehts von Ort zu Ort!
Und nach dem Takte reget
Und nach dem Maß beweget
Sich alles an mir fort.

Ich kann sie kaum erwarten
Die erste Blum' im Garten,
Die erste Blüth' am Baum.
Sie grüßen meine Lieder,
Und kommt der Winter wieder,
Sing' ich noch jenen Traum.

Ich sing' ihn in der Weite,
Auf Eises Läng' und Breite,
Da blüht der Winter schön!
Auch diese Blüthe schwindet,
Und neue Freude findet
Sich auf bebauten Höhn.

Denn wie ich bei der Linde
Das junge Völkchen finde,
Sogleich erreg' ich sie.
Der stumpfe Bursche bläht sich,
Das steife Mädchen dreht sich
Nach meiner Melodie.

Ihr gebt den Sohlen Flügel
Und treibt durch Thal und Hügel
Den Liebling weit von Haus.
Ihr lieben holden Musen,
Wann ruh' ich ihr am Busen
Auch endlich wieder aus?

Das Gedicht fällt in die Zeit zu Frankfurt, wo Göthe ein Wanderleben führte, ins Frühjahr 1774, also nach den Verhältnissen zu Charlotte und vor der Liebe zu Lili. Er spricht selbst von der Entstehung desselben: „Ich war dazu gelangt, das mir inwohnende dichterische Talent ganz als Natur zu betrachten, um so mehr, als ich darauf gewiesen war, die äußere Natur als den Gegenstand desselben anzusehn. Die Ausübung dieser Dichtergabe konnte zwar durch Veranlassung erregt und bestimmt werden; aber am Freudigsten und Reichlichsten trat sie unwillkürlich, ja wider Willen hervor:

Durch Feld und Wald zu schweifen,
Mein Liedchen wegzupfeifen,
So gings den ganzen Tag.

Auch beim nächtlichen Erwachen trat derselbe Fall ein," u. s. w.

Frisches Leben in und außer ihm athmet dies Lied, und der Titel bezeichnet aufs Passendste den Hauptcharakter. Die Form ist vollendet schön. —

Sing' ich nach jenem Traum vom Erwachen der ersten Blüthen. — Auf Eises Läng' und Breite. Schon oben in §. 11 haben wir seine Erzählung über den Beginn seines Schlittschuhlaufens, das er gleich Klopstock sehr liebte, mitgetheilt. Vom Winter 1774—1775 erzählt er also (48. 21): „Ein sehr harter Winter hatte den Main völlig mit Eis bedeckt und in einen festen Boden verwandelt. Der lebhafteste, nothwendige und lustig gesellige Verkehr regte sich auf dem Eise. Grenzenlose Schlittschuhbahnen, glattgefrorne weite Flächen wimmelten von bewegter Versammlung. Ich fehlte nicht vom frühen Morgen an" u. s. w. — Denn wie ich rc. Er selbst fühlte den Mangel „einer gewohnten erquicklichen Liebe"; sein warmes Herz nahm daher um so inniger an den frohen Verhältnissen andrer Menschen Theil. Vergl. oben §. 11. — Wann ruh' ich rc. Die Sehnsucht nach Liebesglück fand bald im Verhältniß zu Lili Befriedigung. — Zelter hat dies Gedicht komponirt.

---

2. Der König in Thule. 1774.

Es war ein König in Thule
Gar treu bis an das Grab,
Dem sterbend seine Buhle
Einen goldnen Becher gab.

Es ging ihm nichts darüber,
Er leert' ihn jeden Schmaus;
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

Und als er kam zu sterben,
Zählt' er seine Städt' im Reich,
Gönnt' Alles seinem Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Er saß beim Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Vätersaale
Dort auf dem Schloß am Meer.

Dort stand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensgluth
Und warf den heil'gen Becher
Hinunter in die Flut.

Er sah ihn stürzen, trinken,
Und sinken tief ins Meer.
Die Augen thäten ihm sinken,
Trank nie einen Tropfen mehr.

Diese allberühmte Ballade ist 1774 entstanden. Gretchen singt sie dem Faust vor. Sie wird von dem Gedanken: Treue bis in den Tod! getragen und vereinigt auf schönste Weise den gemüthlichen Volksliederton mit der Würde und Weihe einer feierlichen Ballade.

Thule ist bei den Alten im Allgemeinen das nördlichste ihnen bekannte Land Europas, ausgeschmückt mit allerlei fabelhaften Erzählungen. Viele halten es für die Insel Mainland, die gröste der Schottlandsinseln, andre für Island oder Norwegen. — Buhle. Der und die Buhle ist soviel als der und die Geliebte, wird aber oft in nachtheiligem Sinne von einer unerlaubten, unreinen Liebe verstanden. Hier hat es natürlich diese Nebenbedeutung nicht. — Die Augen gingen ihm über vor Freude und Freudenthränen in der Erinnerung an sie. — Als er kam zu sterben ist eine ältere Redeweise; die neuere „als es kam zum Sterben" ist mehr der platten Alltagssprache eigen. — Der alte Zecher nicht in der schlechten Nebenbedeutung als leidenschaftlicher Liebhaber des Trinkens. Solche Bedeutung würde die Weihe des Balladentons sehr schlecht unterbrechen. — Er sah ihn stürzen, trinken. Ungewöhnlich, aber höchst poetisch ist die Phantasie, daß der Becher aus den Wellen des Meers trinkt. Nicht ungewöhnlich, aber nicht minder poetisch ist der Gedanke, daß das Gefäß, aus welchem man in treuester Erinnerung an geliebte Verstorbne oder an ferne Freunde oder in heiliger

Begeisterung erhabener Ideen und Gefühle trinkt, nicht fernerhin bei anderen minder würdigen und heiligen Gedanken und Empfindungen berührt werden dürfe und demnach zertrümmert oder überhaupt dem ferneren Gebrauch entzogen werden müsse.*) —

*) Die frühere Fassung dieser Ballade findet man in der dritten Sammlung der Lieder, die 1782 unter dem Titel erschien: „Volks- und andre Lieder, mit Begleitung des Fortepiano in Musik gesetzt von Siegmund Freiherrn von Seckendorf." Wie bedeutend Göthes Verbesserung geworden, leuchtet aus der Vergleichung beider Fassungen ein (vergl. Blätter für literarische Unterhaltung, 1849, Nr. 230). Die ältere Fassung ist folgende:

Es war ein König in Thule.
Einen goldnen Becher er hätt'
Empfangen von seiner Buhle
Auf ihrem Todesbett.

Den Becher hätt' er lieber,
Trank draus bei jedem Schmaus.
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

Und als er kam zu sterben,
Zählt' er seine Städt' und Reich',
Gönnt' alles seinem Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Am hohen Königsmahle
Die Ritter um ihn her
Im alten Vätersaale
Auf seinem Schloß am Meer,

Da saß der alte Zecher,
Trank neue Lebensglut
Und warf den heiligen Becher
Hinunter in die Flut.

Er sah ihn sinken und trinken
Und stürzen tief ins Meer.
Die Augen thäten ihm sinken,
Trank keinen Tropfen mehr.

Komponirt ist diese Ballade oft, namentlich von v. Seckendorf, Zelter, v. Radziwil, Bernh. Klein und Löwe.

---

3. Heidenröslein. 1774.

Sah' ein Knab' ein Röslein stehn,
Röslein auf der Heiden!
War so jung und morgenschön,
Lief er schnell es nah zu sehn,
Sah's mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden!

Knabe sprach: Ich breche dich,
Röslein auf der Heiden!
Röslein sprach: Ich steche dich,
Daß du ewig denkst an mich,
Und ich wills nicht leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden!

Und der wilde Knabe brach
's Röslein auf der Heiden;
Röslein wehrte sich und stach,
Half ihm doch kein Weh und Ach,
Mußt' es eben leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden!

Dies Lied ist eine, obwohl nur auf weniges sich beschränkende, doch höchst glückliche Veränderung des durch Herder bekannten Volks-

liebes*). Kurz (in seinem Kommentar S. 217) sagt: „Es ist das zarte Sinnbild der Jungfrau, deren Bestimmnng es ist, des Mannes Eigenthum zu werden; je schöner und reizender sie emporblüht, desto mehr erregt sie den Wunsch nach ihrem Besitz in der Seele des Jünglings, dem sie endlich, wenn auch widerstrebend, zu eigen werden muß." Viehoff stimmt dieser Erklärung bei, ich nicht: denn ich möchte in diesem Sinnbilde zwar auch die Allgewalt der Liebe, aber zugleich auch den Leichtsinn, die Wildheit und den Uebermuth der Jugend dargelegt finden, der das zarte Gemüth und das reine Herz erschüttert oder zerknickt. Und in dieser Auffassung finden wir uns um so mehr zu der Vermuthung

*) Das Herdersche Lied lautet also:

Röschen auf der Haide.

(Aus der mündlichen Sage.)

Es sah ein Knab' ein Röslein stehn,
Röslein auf der Haiden:
Sah, es war so frisch und schön,
Und blieb stehn es anzusehn,
Und stand in süßen Freuden:
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden!

Der Knabe sprach: Ich breche dich,
Röslein auf der Haiden!
Röslein sprach: Ich steche dich,
Daß du ewig denkst an mich,
Daß ichs nicht will leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden!

Doch der wilde Knabe brach
Das Röslein auf der Haiden;
Röslein wehrte sich und stach,
Aber er vergaß darnach
Beim Genuß das Leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden! —

hingezogen, daß Göthe hier unter der allegorischen oder parabolischen Form wirklich an eigne Zustände und Erfahrungen gedacht, vielleicht an Sesenheim. Der Sturm dieser jugendlich wilden, zerknickenden Leidenschaft ist sehr klar und anschaulich entgegengesetzt jener sorgsam hegenden Liebe, wie sie sich so schön sinnbildlich in der Parabel „Gefunden" (vergl. unten §. 30, Nr. 11) darstellt.

Das Lied an sich ist vollendet schön und erscheint noch schöner, wenn man an keine Allegorie oder Parabel denkt*) (vergl. unten die Bemerkungen zu Nr. 11 und 12 in §. 30). Es dürfte nicht uninteressant sein, auch zum gründlichern Verständniß des Liedes wesentlich beitragen, zu untersuchen, wie höchst glücklich die Veränderungen Göthes in demselben zu nennen sind.

Sah ein Knab'**) und Knabe sprach. Die Herderschen Anfänge: Es sah ein Knab' und der Knabe sprach sind nicht so kurz und volkstonartig, auch stören sie durchs Eindrängen des jambischen

*) Sehr richtig sagt Kurz S. 218: „Man könnte sich leicht bestimmen lassen, diese drei Balladen (Heidenröslein, Veilchen, König in Thule) für Allegorieen zu halten, weil sie allerdings Zustände des menschlichen Lebens in sinnbildlicher Form darstellen; aber so wenig sich der allegorische Sinn verkennen läßt, so sind diese Gedichte deshalb noch keine Allegorieen, weil sie ein selbstständiges Leben haben, das auch ohne die allegorische Beziehung und Deutung sein vollkommnes Dasein findet. So enthält auch jede Sage einen tiefern Sinn, der ihre Gestaltung hervorgerufen haben mag; aber es hat sich die ihr zu Grunde liegende Idee so verkörpert, sie hat sich so ganz in der Welt des Realen eingebürgert, daß sie in dieser, wie jede äußere Erscheinung fortwuchert und ihre reelle Existenz geltend macht. Es ist z. B. nicht unwahrscheinlich, daß in der Sage vom Erlkönig die tödtende Kraft feuchter Nachtluft, in der vom Fischer die verlockende Kraft des verschlingenden Elements, das die Menschen gern hinabzieht, im König von Thule endlich das tiefe Gefühl von Liebe und Treue bis über das Grab hinaus versinnlicht ist, wie das Leben der Jungfrau im Heidenröslein und „Gefunden" oder das Loos bescheidner Liebe im Veilchen u. s. w. Der einzige Unterschied besteht darin, daß in jenen die Idee durch geistige Wesen, in diesen aber durch Blumen dargestellt ist, ein Unterschied, der übrigens nur für den Zustand der Zivilisation besteht, nicht aber für das poetische Gemüth des Volkes, für welches alle Natur selbstständiges Leben hat." —

**) Ueber den Ausdruck: Knabe (Jüngling) siehe oben §. 16, Nr. 2.

Rhythmus. Göthe hat auch im fünften Vers der ersten und im ersten Vers der dritten Strophe die Jamben vermieden und mit vollstem Recht den trochäischen Rhythmus durchgängig ohne alle Ausnahmen herrschen lassen. Dadurch bekommt das ganze Lied einen einheitlichen Klang und bessern musikalischen Takt. — Echt liederartig und bei Göthe sehr beliebt ist die Auslassung des Artikels der vor Knabe sprach; Göthe sah, wie alle Volksdichter, gewisse Substantiva, namentlich Vater, Mutter, Sohn u. dgl. als Eigennamen an und ließ daher bei ihnen oft den Artikel aus. Die Umgangssprache und noch mehr die Sprache des Kindes und der Kindlichkeit sagt ja noch heute Vater statt der Vater, Mutter für die Mutter. — Die Stellung „Sah ein Knab'" statt „Ein Knabe sah" (oder „Es sah ein Knab') ist ebenfalls in dem Ton des Volksliedes und überhaupt der leichten, einfachen, naiven, kindlichen, mährchenartigen Darstellung nicht ungewöhnlich. Göthe liebt diese Stellung (die sogenannte fragesätzliche) vorzugsweise. In dem Gedicht: „Amor als Landschaftsmaler" (siehe unten §. 24) gebraucht er sie viermal: „Saß ich", „Stellt' ein Knabe sich", „Sah ich an", „Fängt das Mädchen an". —

War so jung und morgenschön. Herder singt: Sah, es war so frisch und schön. Das Göthische Adjektiv morgenschön ist höchst glücklich gebildet und gewählt, auch keineswegs, wie Viehoff meint, gesucht, sondern ganz natürlich zusammengesetzt, wie morgenroth: schön, wie der rothe (und frische) Morgen. Es sagt also anschaulicher und poetischer das, was Herder abstrakter bezeichnet mit den Worten „frisch und schön." Und überdies hebt Göthe durch das vorangestellte Adjektiv jung die Bedeutung des Begriffs frisch noch deutlicher hervor. —

Lief er schnell, es nah zu sehn. Herder hat: Und blieb stehn, es anzusehn. Der Ausdruck anzusehn ist nicht sehr poetisch; auch trägt dies Kompositum die hier sehr matte Nüance der Oberflächlichkeit in sich: sehn sagt viel mehr als ansehn. Und daß er schnell läuft und es nahe sehn will, drückt ohne allen Zweifel die jugendliche Leidenschaftlichkeit viel schöner und poetischer aus, als das Stehnbleiben, sowie auch Herders folgende Worte „Und stand in süßen Freuden" wohl minder lebensvoll sind, als die Göthische Wiederholung sah's.

Und ich wills nicht leiden ist jedenfalls besser, als, was wir bei Herder lesen: „Daß ichs nicht will leiden"*). Denn erstlich ist die grammatische Beziehung dieses von daß eingeleiteten Satzes um so undeutlicher, da sein ihm übergeordneter Satz ebenfalls von daß eingeleitet wird (daß du ewig denkst an mich) und man daher in die Versuchung kommt, beide Sätze irrthümlich zu koordiniren. Ueberdies thut es der Einfachheit der Konstruktion, die im leichten Volksliede herrschen soll, Abbruch, bis zum zweiten Grade eines Nebensatzes hinabzusteigen. Die Leichtigkeit und Einfachheit des Liedes und der Volkssprache liebt am meisten Hauptsätze und ihnen subordinirte Nebensätze. Subordiniren sich diesen auch noch andre Nebensätze (des zweiten oder gar noch höherer Grade), so wird die Konstruktion zu verwickelt, zu künstlich. Zweitens bringt die Wiederholung der unmittelbar auf einander folgenden Einleitungen daß einen bedeutenden Mißklang herein.

Half ihm doch kein Weh und Ach, mußt' es eben leiden ist offenbar bei Weitem schöner, als der Herdersche Schluß: „Aber er vergaß danach beim Genuß das Leiden", und zwar aus zwiefachem Grunde. Einmal nämlich deckt der Ausdruck Genuß die sonst so zart verhüllte Bedeutung des Bildes zu grell auf. Zweitens aber soll, wie auch der Refrain deutlich zeigt, das Schicksal des Rösleins, nicht aber des Knaben, das wichtigere sein und demnach muß gerade am Schlusse des Liedes nicht das Röslein, wie bei Herder, sondern der Knabe, wie bei Göthe, in den Hintergrund treten.

Diese Veränderungen, die durchgängig bedeutende Verschönerungen zu nennen sind, haben wohl Göthen veranlassen können, seine Bearbeitung, trotz der innern und äußern Gleichheiten mit dem von Herder „aus der mündlichen Sage" mitgetheilten Volksliede, als ein eignes Gedicht unter seine übrigen Musenerzeugnisse zu setzen, auch wenn er nicht, wie Viehoff vermuthet, schon bei der ersten Aufzeichnung und Fassung dieses Volksliedes durch Herder betheiligt gewesen**).

Wir besitzen mehrere sehr gelungne Kompositionen dieses ungemein schönen Gedichts, namentlich von H. Werner und Hauptmann.

---

*) Viehoff verschlimmert diese Stelle noch sehr durch eine andre Lesart: „Daß ich wills nicht leiden."

**) Vergl. Schölls Briefe und Aufsätze von Göthe, S. 123 u. fg.

§. 18.

Auguste Stolberg.

Die Gräfinn Auguste Stolberg, welche als verwittwete Gräfinn von Bernstorf in Kiel 1835, 82 Jahre alt, verstorben ist, war die Schwester der beiden berühmten Grafen Leopold und Christian zu Stolberg, mit denen Göthe schon in den ersten Jahren seines Ruhms in ein inniges Verhältniß getreten war und lebhafte Korrespondenz fortgesetzt hatte, bis das Verhältniß allmälig erkaltete und zuletzt sich ganz auflöste. Durch ihre enthusiastischen Brüder war die liebenswürdige, für Poesie glühende Auguste in den Austausch der freundlichsten Gesinnungen zu Göthe mit hineingezogen worden, so daß sie, Anfangs ohne Nennung ihres Namens, späterhin unter ihrem Namen mit Göthe einen zärtlichsten Briefwechsel einging, welcher fast ein Jahr vor seiner Uebersiedelung nach Weimar begann und im März 1782 aufhörte. Da sich die Gräfinn und Göthe niemals im Leben gesehn haben, so kann ihr Verhältniß zu einander nicht mit dem Namen der Liebe im gewöhnlichen Sinne des Worts bezeichnet werden, aber eben um so geistigerer Natur war ihr Verhältniß zu einander, das wunderbarerweise zu gleicher Zeit mit Göthes Liebesverhältniß zu Lili erblühte, besonders glühend aber erscheint, seitdem Göthe ἑκὼν ἀέκοντίγε θυμῷ sich hatte bewegen lassen, das Verhältniß zu Lili gänzlich aufzugeben.

Göthe bekundet sich in seinen Briefen als den leidenschaftlichen, stürmenden, feurigen, kindlich offenherzigen Jüngling, der seiner Freundinn Auguste selbst die tiefsten Geheimnisse seiner Liebe zu Lili und auch sogar in der ersten Weimarischen Zeit noch sein buntes Treiben offenbart und in ihr Ruhe und Trost sucht. Um so auffallender ist es, daß er dieser Freundinn in seiner Autobiographie auch nicht mit einer Sylbe erwähnt, und daß er in seinen Gedichten nirgend eine Beziehung zu ihr hervortreten läßt.

Eben so auffallend ist es, daß er Augustens Briefe nicht aufbewahrt hat. Wir würden daher sehr wenig von diesem zärtlich wunderbaren Verhältniß wissen, wären nicht seine Briefe an sie von ihr selbst

aufbewahrt und nach ihrem Tode durch den Druck (1839) veröffentlicht worden *).

Diese Briefe gewähren einen sehr schätzbaren Beitrag zur Kenntniß der damaligen innern Zustände Göthes: die Wonnen und Qualen, die Stürme und Thränen seiner Liebe tief empfunden und in kurzen, treffenden Zügen meist poetisch erfaßt und mitgetheilt. Sehr schön hat A. Jung diese Briefe charakterisirt. Er sagt namentlich (in seinen geistreichen Charakteren rc. 1848) von diesen Briefen Folgendes: „Hier habt ihr ganz die Sprache, in der Göthe Bettinan auf ihre Gluthbriefe hätte antworten können, wenn er ihr gegenüber noch der Jugend angehört. Hier ist Göthe, wie Bettina später, selbst das Kind. Hier könntet ihr, wenn das überhaupt der rechte Maßstab wäre für solche Poesie, nur gleich wieder auch diese Göthebriefe in Verse bringen wollen, und welche Gedichte würden daraus entstehn, wenn die Briefe nicht schon solche wären! — Welch reiner und reicher, welch unmittelbarer Ausdruck des Erlebens, des Empfangens von Andern und des Gebens an den Andern! Man merkt es dieser süßen, mitten im glühenden Metallfluß des Augenblicks plötzlich starr und hie und da sogar etwas steif gewordnen Sprache und Orthographie ab, aus welch herrlichem Familienleben Göthe eben hergekommen war, in welcher Gefälligkeit der Literatur und Zeit er sich eben bewegt hatte. — Es ist die Sprache zum Theil von Klopstock und seiner Fanny und Cidli und Ebert und Giseke und Schmidt und Bodmer. Es ist die Sprache der Liebe und kindlichen Seligkeit, sich in der Liebe und im Besitz der Geliebten zu wissen. — Es ist jener einzige Seelenbund, jenes einzige Zusammenleben, jene Lebensversicherung auf das Jenseits, auf die Unsterblichkeit und doch schon zu gegenwärtiger Freude, zum unausgesetzten Glücklichsein durch den Umgang hienieden. Es ist das naiv eifrige einander Auftragen von Schattenrissen und das Empfangen derselben, und ein Hangen und Bangen in Liebe daran, und ein tief poetischer, aber doch schwärmender Aberglaube und Kindheitssinn, wie er, von Lavater an, Allen durch die Reihe so liebenswürdig eigen war. Nur bei Göthe das alles ausgeprägter, unabhängiger, männlicher, zugleich antik, und doch ganz im Geist und oft sogar in der Form des Deutschen Volksliedes geschrieben." u. s. w.

---

*) Von A. v. Binzer mit schätzenswerthen Anmerkungen.

Daß dieser so feurig und leidenschaftlich begonnene Briefwechsel flauer werden, einschlafen und ganz aufhören konnte, hat seinen Grund weniger in der allmäligen Erkaltung der Verhältnisse Göthes zu den Stolbergen oder in Augustens immer ernster werdenden Religionsrichtung und im Uebertritt seines früheren Lieblinges Leopold Stolberg zum Katholizismus, noch weniger in seiner zunehmenden Amtsthätigkeit, als vielmehr im Verrauchen seiner Jugendträume, im Erfassen neuer flüchtiger Erscheinungen der Gegenwart, und überhaupt in der neuen Richtung seines innern Lebens und Strebens so wie seiner äußern Verhältnisse. Höchst interessant aber und rührend ist es zu lesen, wie nach 40 Jahren die Gräfinn in ihrer herzlichen und aufrichtigen Seelenangst um Göthes Seelenheil, nach Ueberwindung aller Zweifel und Furcht, mißverstanden oder verspottet zu werden, an ihren Jugendfreund geschrieben, in der Hoffnung, vielleicht in ihm eine Sinnesänderung zu bewirken, und wie Göthe mit Liebe und Würde und in erhabner Weise ihr geantwortet hat. Beide Briefe sind so überaus schön, daß wir uns nicht enthalten können, sie hier mitzutheilen.

I.

Die Gräfinn Bernstorf an Göthe.

Bordesholm, den 15. Oktbr. 1822.

Würden Sie, wenn ich mich nicht nennte, die Züge der Vorzeit, die Stimme, die Ihnen sonst willkommen war, wieder erkennen? nun ja ich bins — Auguste — die Schwester der so geliebten, so heiß beweinten, so vermißten Brüder Stolberg. Könnten doch diese aus der Wohnung ihrer Seligkeit, von dort, wo sie den schauen, an den sie hier glaubten — könnten doch diese, mit mir vereint, sie bitten: „Lieber, lieber Göthe, suchen Sie den, der sich so gerne finden läßt, glauben Sie auch an den, an den wir unser Lebelang glaubten." Die selig Schauenden würden hinzufügen, „den wir nun schauen!" und ich sage: „der das Leben meines Lebens ist, das Licht in meinen trüben Tagen, und uns allen dreien Weg, Wahrheit und Leben, unser Herr und unser Gott war." Und nun, ich rede auch im Namen der verklärten Brüder, die so oft den Wunsch mit mir aussprachen: „Lieber, lieber Göthe, Freund unserer Jugend! Genießen auch Sie das Glück, was schon im

irdischen Leben uns zu Theil ward, Glaube, Liebe, Hoffnung!" und die Vollendeten setzen hinzu: „Gewißheit und ewiger seliger Frieden harrt dann auch deiner hier." — Ich lebe zwar nur noch in Hoffnung dessen, was zukünftig ist, aber in seliger Hoffnung, die mir so zur Gewißheit geworden ist, daß ich Mühe habe, die unendliche Sehnsucht darnach zu stillen. — Ich las in diesen Tagen wieder einmal alle Ihre Briefe nach — the Songs of other times — die Harfe von Selma ertönte — Sie waren der kleinen Stolberg sehr gut — und ich Ihnen auch so herzlich gut — das kann nicht untergehen — muß aber für die Ewigkeit bestehen — diese unsre Freundschaft — die Blüthe unsrer Jugend, muß Früchte für die Ewigkeit tragen, dachte ich oft — und so ergriff es mich beim letzten Ihrer Briefe, und so nahm ich die Feder. — Sie bitten mich einmal in Ihren Briefen, „Sie zu retten;" — nun maße ich mir wahrlich nichts an, aber so ganz einfältigen Sinnes bitte ich Sie, retten Sie sich selbst. Nicht wahr, Ihre Bitte giebt mir dazu einiges Recht? — und ich bitte Sie immer, hören Sie in meinen Worten, die Stimme meines Bruders, die sie so herzlich liebten. — Ich habe dann einen Wunsch, einen dringenden Wunsch ausgesprochen, den ich so oft wollte laut werden lassen: o ich bitte, ich flehe Sie, lieber Göthe! abzulassen von Allem, was die Welt Kleines, Eitles, Irdisches und nicht Gutes hat, — Ihren Blick und Ihr Herz zum Ewigen zu wenden. — Ihnen ward viel gegeben, viel anvertraut, wie hat es mich oft geschmerzt, wenn ich in Ihren Schriften fand, wodurch Sie so leicht andern Schaden zufügen — O machen Sie das gut, weil es noch Zeit ist — Bitten Sie um höhern Beistand und er wird Ihnen, so wahr Gott ist, werden. — Ich dachte oft, ich könnte nicht ruhig sterben, wenn ich nicht mein Herz so gegen den Freund meiner Jugend ausgeschüttet hätte — und ich denke, ich schlafe ruhiger darum ein, wann mein Stündlein schlägt — die Jahre nicht nur, sondern viel früher haben unsägliche Leiden mein Haar schneeweiß gebleicht — aber nie wankte in mir das feste Vertrauen zu Gott, und die Liebe zu meinem Erlöser — Bei allem was mich traf tönte es tief und stark in meinem Innern: „Der Herr hat alles wohlgemacht!" — Der Gott meiner Jugend, ist auch der Gott meines Alters — Als wir uns schrieben, war ich mir das glücklichste Geschöpf auf Erden, wie reich war ich! früh durch die besten Eltern — geliebt von den besten Geschwistern — später das geliebte

Weib des Mannes meines Herzens — Mutter der besten Kinder. — Aber welche Trübsale wurden mir zu Theil — der einzige von mir geborne Knabe, ein Kind von 4 Jahren, der die Wonne der Eltern und der Stolz der Mutter — ich sage nicht daß ich ihn verlor, — was für ihn Gewinn war, sah mein Mutterherz nie für Verlust an; er gewann den Himmel, und nur mir ward der unsägliche Schmerz zu Theil, und so konnte ich selbst im heißen Schmerz Gott danken; und später — verlor ich den angebeteten Gatten — O dies war mir ein ganz neuer, eigens, mit nichts zu vergleichender Schmerz — mir blieben noch die lieben Geschwister. Ach die herrlichen, die unaussprechlich geliebten Brüder! Ein Sturm riß den Jüngern hin und zerstörte die vorher noch jugendvolle Lebenskraft des Aeltern — durch diesen doppelten, so schnell auf einander folgenden Verlust, fühlte ich mich wie aufs neue verwaiset, — Aber dennoch pries ich Gott — Ich finde sie ja alle wieder, Eltern, Geschwister, Freunde, Kinder und den geliebten Gatten — So gerne nähme ich auch die Hoffnung mit mir hinüber, Sie, lieber Göthe, auch einst da kennen zu lernen — Noch einmal bitte ich Sie — schlagen Sie es der nicht ab, die Sie einst Freundinn, Schwester, nannten. — Ich bete für Sie, daß Sie es ganz erfahren mögen, wie freundlich und gütig der Herr ist, wie glücklich die auf ihn trauen.

Bitte, lassen Sie dieß unter uns bleiben. — Wollen Sie mir antworten? Ich möchte wissen wo Sie sind, was Sie treiben. Ich lebe meistens still auf dem Lande — meine liebe Enkelin, Tochter meines jüngsten Sohnes, ist bei mir — Sie ist 13 Jahre — meine Liebe, meine Freude. Ich reiche Ihnen freundschaftlich meine Hand. Ihr Andenken ist nie in mir erloschen und meine Theilnahme für Sie immer lebendig geblieben. Meine Wünsche für Ihr wahres Wohl auch. — Manches betrübte mich oft — Ich will so lange ich lebe, noch recht für Sie beten — Möchten Sie sich darin noch recht mit mir vereinigen — Mein Erlöser ist ja auch der Ihrige, es ist auch in keinem andern Heil und Seligkeit zu finden. Ob Sie wohl noch an mich dachten? Bitte schreiben Sie ein Paar Worte.

Die Adresse ist: An Auguste Bernstorf — Stolberg in Bardeshelm, durch Hamburg.

Den 23sten: Sie bitten mich in einem Ihrer Briefe, nach dem Sie

so lange geschwiegen hatten: „den alten Faden wieder anzuspinnen, es sei dieß ja ohnehin ein weibliches Geschäft." Da ist er denn wieder angesponnen, und o! möge er sich denn nun bis in die Ewigkeit hineinspinnen! — So leben Sie denn wohl, und verkennen Sie meine Absicht nicht — Laßen Sie, ich bitte Sie, dieß ganz unter uns bleiben. — —

Die Antwort war folgende.

II.

Göthe's letzter Brief an Auguste Stolberg.

Von der frühsten, im Herzen wohlgekannten, mit Augen nie gesehenen theuren Freundinn endlich wieder einmal Schriftzüge des traulichsten Andenkens zu erhalten, war mir höchst erfreulich-rührend; und doch zaudre ich unentschlossen, was zu erwiedern sein möchte. Laßen Sie mich im Allgemeinen bleiben, da von besonderen Zuständen uns wechselseitig nichts bekannt ist.

Lange leben heißt gar vieles überleben, geliebte, gehasste, gleichgültige Menschen, Königreiche, Hauptstädte ja Wälder und Bäume, die wir jugendlich gesäet und gepflanzt. Wir überleben uns selbst und erkennen durchaus noch dankbar, wenn uns auch nur einige Gaben des Leibes und Geistes übrig bleiben. Alles dieses Vorübergehende lassen wir uns gefallen; bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit.

Redlich habe ich es mein Lebelang mit mir und andern gemeint und bei allem irdischen Treiben immer aufs höchste hingeblickt; Sie und die Ihrigen haben es auch gethan. Wirken wir also immerfort, so lang es Tag für uns ist, für andere wird auch eine Sonne scheinen, Sie werden sich an ihr hervorthun und uns indessen ein helleres Licht erleuchten *)

*) Im Oktober 1782 schrieb Göthe an Lavater: „Großen Dank verdient die Natur, daß sie in die Existenz jedes lebendigen Wesens so viel Heilungskraft gelegt hat, daß es sich, wenn es an dem einen oder andern Ende zerrissen wird, selbst wieder zusammenflicken kann; und was sind die tausendfältigen Religionen anders, als tausendfache Aeußerungen dieser Heilungskraft? Mein Pflaster schlägt bei Dir nicht an, Deines nicht bei mir; in unsers Vaters Apotheke sind viele Rezepte."

Und so bleiben wir wegen der Zukunft unbekümmert! In unseres Vaters Reiche sind viel Provinzen, und, da er uns hier zu Lande ein so fröhliches Ansiedeln bereitete, so wird drüben gewiß auch für beide gesorgt sein; vielleicht gelingt alsdann, was uns bis jetzo abging, uns angesichtlich kennen zu lernen und uns desto gründlicher zu lieben. Gedenken Sie mein in beruhigter Treue.

Vorstehendes war bald nach der Ankunft Ihres lieben Briefes geschrieben, allein ich wagte nicht es wegzuschicken, denn mit einer ähnlichen Aeußerung hatte ich schon früher Ihren edlen, wackern Bruder wider Wissen und Willen verletzt. Nun aber, da ich von einer tödtlichen Krankheit ins Leben wieder zurückkehre, soll das Blatt dennoch zu Ihnen, unmittelbar zu melden: daß der Allwaltende mir noch gönnt, das schöne Licht seiner Sonne zu schauen; möge der Tag ihnen gleichfalls freundlich erscheinen und Sie meiner im Guten und Lieben gedenken, wie ich nicht aufhöre mich jener Zeiten zu erinnern, wo das noch vereint wirkte, was nachher sich trennte.

Möge sich in den Armen des alliebenden Vaters alles wieder zusammen finden.

Weimar den 17ten April 1833.

Wahrhaft anhänglich
Goethe.

Auch hier führen wir A. Jungs Urtheil über diese Briefe an (Charaktere ꝛc. S. 101—103):

„Es ist nichts Geringeres als ein Brief, so zu sagen: vor den Pforten des Todes, der Ewigkeit geschrieben, und zwar — Göthe zu mahnen, ihm das Auge zu öffnen, ihn zu beschwören, sein bisher dem Eiteln gewidmetes Leben aufzugeben, und sich zu den Füßen, in die Wunden des Erlösers zu flüchten. Führwahr, ein schöner Brief, ein Brief in dem Sinne geistreich, schon aus himmlischem Aether gewoben, wie es jene feuchten Physiognomien sind, welche wir in der Brüdergemeinde, unter den Pietisten so häufig bemerken, wie es jener Jung-Stilling'sche Teint ist, dessen weißes Incarnat blaue Aederchen durchkreuzen, dessen verweintes Fleisch kaum mehr Materie zu nennen. Ein

solcher Brief mußte Göthen erschüttern, denn wer war Goethe! Nicht aber so, daß er auch nur einen Augenblick an seinem Reiseplan, an der Richtigkeit seines innern Gnadenbriefes irre geworden wäre. — Nein, das Phänomen traf ihn nur deshalb so schmerzhaft, weil es aus einem seltsamen Erschrecken vor Gott sich in nothwendigem Prozeß gebildet hatte, aus einem Erschrecken vor Gott, das in der Geschichte aller Bekehrungen eine so krank- und krampfhafte Rolle spielt. — Was Göthe antwortet? Lest es, und lest es wieder; es ist eine der größten, treffendsten, erhabensten Antworten, welche je ein Mensch gegeben. — Wir bemerken nur dieses noch. — Das Gemüth, das bloße Gemüth stößt in Bezug auf Gott und die Natur auf denselben dunkeln Grund, welchen, wie wir eben schon erwähnten, dieselben Objekte für den Verstand haben. Die Vernunft aber, in der allein der Riß und das Verständniß, keineswegs aber die Ausführung und Erlösung der Welt zu finden ist, dringt auf Tilgung dieses dunkeln Grundes. Es ist die Tiefe und Kraft der Mystik, daß sie bis zu diesem Grunde hinzubringen vermag, während viele andere Richtungen keine Ahnung von dem haben, was noch ein solcher Grund sein könnte. Aber es ist zugleich die Unselbstständigkeit und Ohnmacht der Mystik, daß sie diesen Grund nicht zu beleuchten, nicht wegzuschaffen vermag. — Jener dunkle Grund indessen gebiert allemal das Erschrecken, und das Erschrecken ist Schwäche und bewirkt Schwäche, und so entsteht bei minder gebildeten Individuen, als Gustchen, eine vollig grausame Bekehrungs-Wuth. — Wo nur überhaupt die Verklärung des Irdischen durch das Himmlische, des Menschlichen durch das Göttliche (Christus), welches allein verklären kann, da es allein das Licht ist, gewonnen worden, gleichviel, in welcher Form, da ist dasjenige, was die ewige, nothwendig aus sich herausgehende Substanz der Erlösung bildet, da ist die Erlösung als Person, welche dem Wesen, dem Geiste nach die Person des Einen Gottes selber ist. Und daran sollte man bei sich und bei Anderen genug haben, und nicht mehr rechten und richten in der Weise, wie sie sich der Pietismus so oft zu Schulden kommen läßt. — Was Göthe betrifft, so müssen wir demjenigen erst die eigene Erleuchtung und Verklärung wünschen, welcher zweifeln wollte, daß Göthe als Mensch des ewigen Lichtes inne geworden, des ewigen Lichtes, nicht bloß des Lichtes, aus dem er eine neue Farbentheorie entwickeln könnte. Göthe kannte ein anderes Licht, als

das ist, welches die Frommen par excellence unter den Scheffel ihres stolzen Bewußtseins zu stellen pflegen, Göthe, der, wie er mit dem Aufgang, dem steigenden Lichte, seine Laufbahn begann, mit den Worten: „der Morgen kam, es scheuchten seine Tritte," mit der Sehnsucht nach einem neuen Aufgang', nach einem erhöheten Lichte endete, mit den Worten: „mehr Licht!" —

Wie innig und zart das Verhältniß Göthes zu Augusten in den Tagen der Jugend gewesen war, kann auch noch aus dem „Anfang eines Reisetagebuchs im Spätherbst 1775" entnommen werden, welchen Schöll („Briefe und Aufsätze von Göthe von 1766—1786. Weimar 1846 S. 143 rc.) bekannt macht. Göthe sagt hier von ihr, daß er sie „wie eine Frühlingsblume am Herzen trage". Die bezügliche Stelle lautet also:

„Lili Adieu! Lili zum zweitenmal! Das erste Mal schied ich noch hoffnungsvoll, unsre Schicksale zu verbinden. Es hat sich geschieden, wir müssen einzeln unsre Rollen ausspielen. Mir ist in dem Augenblicke weder bange für dich noch für mich, so verworren es aussieht! — Adieu! — Und du! wie soll ich dich nennen, dich, die ich wie eine Frühlingsblume am Herzen trage! Holde Blume sollst du heißen! — Wie nehme ich Abschied von dir? Getrost! denn noch ist es Zeit! Noch die höchste Zeit — einige Tage später — und schon — O lebe wohl! — bin ich denn in der Welt, mich in ewiger unschuldiger Schuld zu winden — —?" — —*).

---

*) Viehoff (Göthes Leben II. 254) bezieht diese Stelle nicht auf Auguste, sondern sagt in einer Note: „Offenbar hatte sich in der letzten Zeit schon wieder ein neues Verhältniß angeknüpft." Ich finde durchaus keinen Grund dafür, die obigen Worte nicht auf Auguste zu beziehn.

Zweiter Abschnitt.

1775 bis 1806.

---

§. 19.

Weimar. Freundinnen. Frau von Stein (Lida).

Durch den edeln v. Knebel, den damaligen Hofmeister des Prinzen Konstantin von Weimar, war Göthe mit diesem und seinem ältern Bruder, dem Erbprinzen, schon in Frankfurt bekannt geworden; beide hatten ihn gar bald und für immer lieb gewonnen. Daher rief der Erbprinz, sobald er die Regierung in Weimar angetreten, Göthen an seinen Hof und in seine nächste Umgebung. Göthe aber hatte viele Gründe diesem Rufe zu folgen; auch sein Verhältniß zu Lili gehörte nicht zu den unwichtigsten. Und so traf er am 7. November 1775 in Weimar ein, „von wo die Thore und Straßen nach allen Enden der Welt gehn."

Der Weimarische Hof bildete damals eine Tafelrunde für Geist und Gemüth, für Wissenschaft und Kunst, für Ernst und Heiterkeit. Heroen wie Wieland, Herder, Knebel, Heldinnen wie Fräulein v. Imhof, v. Göchhausen, auswärtshin schon bekannt durch Werke und Thaten, hatten sich hier niedergelassen, und unter den Alles belebenden, Alles erheiternden Panieren der geistreichen und liebenswürdigen Herzoginn Anna Amalia*),

---

*) Diese ausgezeichnete Frau, ein Schutzgeist für Weimars Größe, hatte von jeher auf schönste Weise nach höherer Bildung gestrebt, vom regsten Lerneifer

die sich nunmehr von den äußern Regierungsgeschäften zurückzog, reihten sich die schönsten Musenturnire und Festlichkeiten und Ritterfahrten nach den nächsten Umgebungen in ununterbrochner Folge an einander, an denen alle, die irgend einen Namen hatten und die Straße gezogen kamen, als wohlempfangne Gäste würdigen Antheil nahmen, theils zuschauend, theils selbst eine Lanze brechend.

Göthes Geist und Sinn und Wesen war zur Theilnahme an solchem musischen Treiben und zur erhöhteren Förderung desselben geschaffen, und der junge, edle Fürst, heiter und geistreich, wußte ihm und sich auf alle Weise ein fröhliches Leben zu bereiten. Wie liebenswürdig, wie allbelebend sich Göthe in diesen Zirkeln gezeigt, geht unter andern auch aus Wielands Briefen hervor, welche Göthes Schönheit und Herrlichkeit in allen Beziehungen des innern und äußern Lebens nicht begeistert genug schildern können *).

---

getrieben; noch spät lernte sie Griechisch und brachte es so weit, daß sie sogar den Aristophanes übersetzen konnte. Ihre große Liebe zur Poesie hieß sie einen Dichterkreis um sich gestalten, welcher Anfangs sie mit Wieland, Einsiedel, v. Seckendorf, v. Knebel, Musäus und Bertuch in innersten Verkehr brachte, sodann durch den Zutritt Göthes und Herders, mit denen zugleich der junge Herzog und dessen Gemahlinn eintraten, eine hohe Bedeutung und Blüthe gewann und seit ihrer und Göthes Rückkunft aus Italien so wie nach der Schweizerreise des Herzogs eine dritte Umgestaltung erfuhr. — Sie ist den 10. April 1807 gestorben.

*) Wieland schreibt an Jacobi (10. November 1775): „Dienstag — ist Göthe in Weimar angelangt. O mein bestes Brüderchen, was soll ich Dir sagen? Wie ganz der Mensch beim ersten Anblick nach meinem Herzen war! Wie verliebt ich in ihn wurde, da ich beim Geh. Rath v. Kalb (wo er wohnt) am nämlichen Tage an der Seite des herrlichen Jünglings zu Tische saß! — — Seit dem heutigen Morgen ist meine Seele so voll von Göthen, wie ein Thautropfen von der Morgensonne! — — Der göttliche Mensch wird, denke ich, länger bei uns bleiben, als er anfangs selbst dachte; und wenns möglich ist, daß aus Weimar was Gescheites wird, so wird es seine Gegenwart wirken" u. s. w. Und am 16. November 1775 schreibt er an Meusel: „Göthe, den wir seit 9 Tagen hier besitzen, ist das größte Genie und der beste, liebenswürdigste Mensch, den ich kenne." — Ferner am 8. Januar 1776 an Zimmermann: „Ich lebe nun 9 Wochen mit Göthe und lebe ganz — — in ihm. Er ist in allen Betrachtungen und von allen Seiten das größte, beste, herrlichste menschliche Wesen, das Gott geschaffen

Daß Göthe nun nicht bloß an äußerm Rang von Stufe zu Stufe stieg, sondern auch trotz aller Zerstreuungen und aller seitabliegender Beschäftigungen innerlich sich immer weiter förderte, war natürlich. Daß bei dem Allen seine Neigung zu Verhältnissen der Liebe häufig genug Gelegenheit und Nahrung fand, war eben so natürlich, d. h. seinem innersten Wesen nach sowohl an sich als auch für seine Produktivität ein dringendes Bedürfniß. Wachsmuth sagt in seinen vortrefflichen Schilderungen „Weimars Musenhof von 1772 bis 1807" S. 40 also:

---

hat. — Möchte alle Welt den liebenswürdigsten der Menschen so kennen, so durchschauen, so lieben, wie ich. Heute war eine Stunde, wo ich ihn erst in seiner ganzen Herrlichkeit, der ganzen schönen, gefühlvollen, reinen Menschheit sah. Außer mir kniete ich neben ihn, drückte meine Seele an seine Brust, und betete Gott an." — Ferner an Gleim: „Von Göthe schreibe ich Ihnen nichts. Komm und siehe! Genug, daß ich nichts Besseres, Edleres, Herzlicheres, Lieberes und Größeres in der Menschheit kenne, als ihn, so wild und siebenseltsam der holde Unhold auch zuweilen ist oder scheint." — Ferner an Merk: „Er (Göthe) grüßt Sie. Der Hof oder vielmehr seine liaison mit dem Herzog verderbt ihm viel Zeit, um die es herzlich Schade ist. Und doch bei diesem herrlichen Gottesmenschen geht nichts verloren." — Und in seinem Gedicht an Psyche vom Jahr 1776 schildert er mit gleicher Begeisterung den holden „Zaubrer" und „Geisterkönig" und „Hexenmeister." —

Wie Herder nicht bloß bei seinem ersten Zusammentreffen mit Göthe in Straßburg denselben liebgewonnen, sondern auch späterhin noch nicht bloß sein Genie sondern auch sein tiefes Gemüth gewürdigt hat, ist bekannt. Von Weimar aus schreibt er am 2. März 1785 an v. Knebel: „— Er (Göthe) trägt seinen Kopf und sein Herz immer auf der rechten Stelle und ist in jedem Schritt seines Lebens ein Mann. Wie viele giebts solcher?" — Ueberhaupt giebt es wohl keinen Klassiker des vorigen wie des jetzigen Jahrhunderts, der nicht Göthes persönliche Liebenswürdigkeit und Anziehungskraft zu rühmen hätte, nicht nur in Göthes Jugendjahren, sondern auch in seinem Mannes- und Greisenalter. — W. v. Humboldt sagt (in einer Vorlesung bald nach Göthes Tode): „Zu den schönsten Eigenthümlichkeiten Göthes gehört sein Bemühen, auf die Geistesthätigkeit seiner Zeitgenossen hinzuwirken, ja man kann mit gleicher Wahrheit hinzusetzen, daß er ohne alle Absicht, gleichsam unbewußt, bloß durch sein Dasein und sein Wirken an sich den mächtigen Einfluß darauf ausübte, der ihn vorzugsweise auszeichnet. Es ist dies noch geschieden von seinem geistigen Schaffen, als Denker und Dichter, es liegt in seiner großen und einzigen Persönlichkeit." —

„Daß Göthes männliche Unwiderstehlichkeit bei den Weimarischen Frauen Verwirrung anrichtete, würde man in der Geschichte, auch wenn sie davon schwiege, zwischen den Zeilen lesen. Der stolze, schlanke und doch nervige Gliederbau, die prachtvolle Stirn, das glühende Auge, die gebieterische Nase und die zauberischen Lippen Göthes schienen ihres gleichen nicht zu haben; er war Virtuos als Reiter, Tänzer, Fechter, Schwimmer, Schlittschuhfahrer; selbst die Werther-Uniform, in der Göthe nach Weimar kam, half zur Eroberung der Herzen und Sinne*)."

Leider aber fehlen uns von jetzt ab seine eignen Mittheilungen und Bekenntnisse in seinen Herzensangelegenheiten fast gänzlich, auch sonstige Nachrichten sind sehr kurz und unsicher. Nur über Ein Verhältniß der Liebe und Freundschaft haben wir durch Schölls sehr werthvolle Herausgabe der Briefe Göthes an Frau von Stein (Weimar 1848) genaue Aufschlüsse erhalten, die um so interessanter und belehrender sind, je länger dies innige Verhältniß gewährt und je einflußreicher es auf seine Entwickelung in der Zeit seines Reisens gewesen. Der Herausgeber sagt mit Recht (Einleitung S. XI.): „Wenn sie (diese Briefe) nicht bergen, daß der Tiefe und gemüthlichen Macht dieses Verhältnisses auch das Leidenschaftliche und Gefährliche nahe lag, so wird reinen Augen desto mehr die Besonnenheit und Wachsamkeit der Frau entgegenleuchten, die den jugendlich lebhaften und geistreich anhaltenden Verehrer, nicht ohne ihn zu prüfen und zu zähmen, in wohlthätiger Theilnehmung mit äußeren und inneren Anfechtungen versöhnte, auf seinen schönsten Beruf eingehend, ihn darin bestärkte, und dann durch so viele Jahre ihn zugleich in schwunghafter Stimmung und in der Beruhigung sichrer Freundschaft erhielt."

Mehr als 50 Jahre umfassen diese Briefe (von 1775 bis 1826). Schölls**) Einleitungen zu den einzelnen Jahrgängen, mit sehr dankenswerther und sachkundiger Genauigkeit verfaßt, gewähren für diesen Liebes-

*) Schreibt Göthe doch selber einmal an Frau v. Stein (II. 74): „Ich bin und bleibe einmal der Frauen Günstling, und als einen solchen mußt Du mich auch lieben." —

**) Der Verfasser des Buchs „Aus Göthes Leben. Wahrheit und keine Dichtung" versteht sehr wenig, diese Göthischen Briefe und die Erläuterungen Schölls zu würdigen.

und Freundschaftsweg eine sehr klare Uebersicht, durch welche eine tiefere Einsicht in Göthes Herz und Geist um so mehr ermöglicht wird. Wenn wir Göthes Selbstbiographie ausnehmen, so besitzen wir nirgend über eine seiner Herzensangelegenheiten so authentische Quellen und so genaue Nachrichten, als in diesem Werke, auf das wir die Leser um so mehr verweisen müssen, als wir hier nur kürzere Notizen aus demselben zusammenstellen können.

Charlotte Albertine Ernestine, älteste Tochter des Hofmarschalls v. Schardt, geboren den 25. Dezember 1742 (also 7 Jahre älter als Göthe), von schöner Gestalt, einnehmenden und redenden Zügen, von einem natürlich lebhaften, leicht fassenden, wohlwollend offnen Wesen und sittlicher Würde, war als Hofdame der Herzoginn Amalia eine der anmuthigsten Gestalten in Weimar und seit 1764 vermält mit dem Stallmeister Baron von Stein, Erbherrn auf Kochberg. Gesellig und freundschaftlich blieb sie dem Hofe verbunden, auch die beiden Herzöge waren und blieben ihr anhänglich und vertrauend. Sie lebte meistens im Sommer auf ihrem Gute Kochberg mit ihren Kindern, wo sie heitre Gesellschaften um sich versammelte. Sie kannte und liebte Musik und Zeichnung und war besonders der sogenannten schönen Literatur zugänglich.

Schon seit dem Erscheinen des Götz und noch mehr seit Werthers Leiden verehrte sie Göthen, der den 7. November 1775 in Weimar ankam. Diese Epoche für ganz Weimar war es auch für Frau v. Stein. Ihre Berührungen mit dem Hofe, mit Wieland und v. Knebel, späterhin mit Herder, wurden überflügelt von dem bedeutungsvolleren und reichhaltigeren Verhältniß mit Göthe in den ersten 12 Jahren seines Aufenthalts zu Weimar. Wechselndere und dauerndere Neigungen hatten in ihrem Durcheinander seine Unruhe vermehrt, die nicht durch die heitern Bewegungen und huldigenden Begegnungen in Weimar gesänftigt werden konnte. Der 26jährige Götterliebling sah sich zu gesteigerten Aufregungen hingezogen und hingerissen, fühlte aber um so mehr das Bedürfniß, eine Stätte des Vertrauens, der Besänftigung, der Aufklärung und des Rathes für solche neue Verhältnisse und für die Erinnerung an frühere zu finden, namentlich an das Verhältniß mit Lili, die ihn durch unaussprechliche Reize zur feurigsten Liebesglut entflammt, aber auch durch ihre Glanz- und Gefallsucht ihm den schweren Kampf der Entsagung erleichtert hatte. Solch eine Stätte fand er in der Frau von Stein,

deren einnehmendes und wohlthuendes Wesen ihn gar bald ergriffen hatte und um so mehr gefesselt hielt, da sie so überaus empfänglich für sein Dichten und seinen Kunstsinn war. Er theilt ihr seine neue Dichtungen mit, giebt und empfängt Ermunterung im Zeichnen, macht sie mit Lavaters Physiognomik bekannt, und außer diesen geistigen Berührungen verbindet beide der Austausch von Fürsorge für beider Angehörige und Freunde. Immer vertrauter geworden mit dem innern Werth der neuen Freundinn fand er seine Neigung gar bald zu einer leidenschaftlichen Wärme gesteigert*), die durch den Kontrast mit der angenommenen „Wildfangsnatur" um so mehr angefacht wurde und, bei besonnener, sittlicher Ablehnung Seitens der Frau von Stein, in das Extrem des trotzenden Humors sich hineinwarf, so daß er zwischen Zärtlichkeit und Wildheit, Wehmuth und Ausgelassenheit taumelt, wie auch noch seine Briefe an A. v. Stolberg**) bezeugen. Die ernste Besonnenheit, zarte

*) Im April 1776 schreibt er (I. 23): „Warum soll ich Dich plagen, liebstes Geschöpf? Warum mich betrügen und Dich plagen und so fort. Wir können einander nichts sein und sind einander zu viel. — Glaub mir, wenn ich so klar wie Faden mit Dir redte, Du bist mit mir in Allem einig. Aber eben weil ich die Sachen nur sah wie sie sind, das macht mich rasend. Gute Nacht, Engel, und guten Morgen. Ich will Dich nicht wiedersehn, nur — Du weißt Alles. — Ich hab mein Herz — Es ist Alles dumm, was ich sagen könnte. — Ich seh Dich aber künftig wie man Sterne sieht. — Denk das durch." —

**) In einem Briefe an A. v. Stolberg am 17. Mai 1776 schreibt Göthe: „Nach Tische ging ich zu Frau v. Stein, einem Engel von einem Weibe, der ich so oft die Beruhigung meines Herzens und manche der reinsten Glückseligkeiten zu verdanken habe." — Wie Frau v. Stein allgemein für geehrt und liebenswürdig gegolten, geht auch aus Herders Distichen hervor:

Herder an Frau v. Stein,
den 25. Dezember 1789.

Nur der Dichter der Grazien kann am heutigen Tage
Dir, wie dir es gebührt, bringen den lieblichen Gruß.
Und so sag' er dir denn, was dem mit dir geborenen Knaben
Heut' ein fröhlicher Chor segnender Engel gesagt.
Friede sang er der Erde: der sanften Gefälligkeit Blume
Binde die Guten darauf mit unverwelklichem Kranz!

Strenge und innerlichste Sanftheit der Frau von Stein machte wohl hin und wieder seine Unruhe steigen, hatte aber den wohlthätigsten Einfluß auf Gewinnung einer gesetzten und ernsten Stimmung und einer sittlichen Würdigung ihrer gegenseitigen Verhältnisse. Seine Sehnsucht nach Friede des Herzens spricht sich so schön in „Wandrers Nachtlied" (s. §. 20, Nr. 1) und die unerwünschte Klarheit in der Auffassung des Verhältnisses in dem Gedicht vom 14. April 1776 (s. §. 20, Nr. 3) aus. Seine schmerzensreichen Uebungen in Entfernung und Entsagung, durch der Freundinn sittliche Würde und den imponirenden Ernst ihrer Ermahnungen, die hemmenden Schranken im Auge zu behalten, veranlaßt, in den Briefen an Auguste Stolberg leise angedeutet, und durch mannigfache Ausflüge und Stürmereien (zu denen er zum Theil auch als Freund, Günstling und Mentor des Herzogs sich veranlaßt fand) und vielleicht durch andre Schwärmerei ein wenig erleichtert, sind wahre Feuerproben, gewiß schwieriger und härter als die Versuchungen in Wetzlar und Frankfurt und späterhin in Rom.

Aber diese Uebungen in Entfernung und Entsagung haben auch den erwünschten Erfolg, wenigstens zunächst in der Form des Verhältnisses zur Freundinn: er nimmt die Grenzen an, in welche ihre Haltung ihn weist, und so wird schon im zweiten Jahr der Bekanntschaft und Korrespondenz (1777) sein Uebergang aus wilder Genialität und kühner Natürlichkeit zur besonnenen Selbstprüfung und überlegten Pflege alles Edeln und Schönen immer sichtlicher. Und wenn auch hie und da noch Unruhe wühlen und Leidenschaftlichkeit aufflackern möchte, so weiß er wie im Dichten so im Lieben sich an Selbstbeherrschung immer mehr zu gewöhnen*), nicht ohne Wink und Besänftigung seiner Freundinn, aber

---

*) Aus Eisenach schreibt er am 12. September 1777 (I. S. 115): „Nun gute Nacht, bester Engel; was für wunderbare Operationen muß mein Kopf machen! Und doch sind nur wenig Dinge, die drinnen auf und abgehn wies Firmament über unsern Häuptern. Den ganzen Nachmittag habe ich mit tollen Imaginationen gewirthschaftet, diesen Abend mit einem sehr braven Manne von unsrer Landschaft unzähliges geschwätzt. Stündlich sehe ich mehr, daß man sich aus diesem Strome des Lebens ans Ufer retten, drinne mit allen Kräften arbeiten, oder ersaufen muß." — Und am 13. September (I. 115—117): „Hier wohne ich nun, Liebste, und singe Psalmen dem Herrn, der mich aus Schmerzen und

auch nicht ohne Wachsthum in freundschaftlichem Vertrauen, in offenherziger Mittheilung, die sich durch mancherlei Prüfungen beiderseits nicht hemmen läßt.

Er sah in seiner Seelenfreundinn den Halt*) seiner Seele**).

In seiner Amtsgeschäftigkeit, die trotz aller seiner redlichen Bestrebungen doch dem Uebergewicht innerer Entfaltungen weichen muß***),

---

Enge wieder in Höhe und Herrlichkeit gebracht hat. Der Herzog u. s. w. — Hier oben! Wenn ich Ihnen nur diesen Blick, der mich nur kostet aufzustehn vom Stuhl, hinübersegnen könnte! In dem grausen, linden Dämmer des Monds die tiefen Gründe, Wieschen, Büsche, Wälder und Waldbläßchen, die Felsenabhänge davor, und hinten die Wände, und wie der Schatten des Schloßberges und Schlosses unten alles finster hält und drüben an den sachten Wänden sich noch anfaßt; wie die nackten Felsspitzen im Monde röthen, und die lieblichen Auen und Thäler ferner hinunter, und das weite Thüringen hinterwärts im Dämmer sich dem Himmel mischt. Liebste, ich habe eine rechte Fröhlichkeit dran, ob ich gleich sagen mag, daß der belebende Genuß mir heute mangelt; wie der lange Gebundene recke ich erst meine Glieder. Aber mit dem echten Gefühl von Dank, wie der Durstige ein Glas Wasser nimmt, und die Heiligkeit des Brunnens, und die Liebheit der Welt, nur nebenweg schaut. — — O, man sollte weder zeichnen noch schreiben! — Indeß wollte ich doch, daß Sie wüßten, daß ich lebe! und Sie gleich wieder recht liebe, da mirs anfängt wieder wohl zu sein. Und zu Trost in der Oede bilde ich mir ein, Sie freuen sich über einen Brief oder sonst ein Gekritzel von mir." —

*) Im Jahr 1782 schreibt Göthe an Knebel: „Ich danke Gott, daß er mich bei meiner Natur in eine so engweite Situation gesetzt hat, wo die mannigfaltigen Fasern meiner Existenz alle durchgebeizt werden können und müssen. Die Stein hält mich wie ein Korkwamms über dem Wasser, daß ich mich auch mit Willen nicht ersäufen könnte." —

**) Am 2. Juni 1778 schreibt er (I. 171): „Sie sollten schon einen guten Morgen von mir haben. In meinem Thal ist mirs lieber und wohler, als in der weiten Welt. Gestern Abend dachte ich, daß mich die Götter wohl für ein schönes Gemälde halten mögen, weil sie so einen überkostbaren Rahm drum machen wollten. Daß Sie mich lieb haben, glaube ich und fühls. Sie und der Herzog wohnen über mir wie Nagel und Schleife, daran Rahm und Gemälde hängt." —

***) Was in den Wahlverwandtschaften der Hauptmann sagt, kommt aus Göthes Seele: „Trenne Alles, was eigentlich Geschäft ist, vom Leben. Das Geschäft verlangt Ernst und Strenge, das Leben Willkür; das Geschäft die reinste

tröstet und ermuthigt sie ihn, und er wird durch sie immer wieder zu den Menschen und der Welt, von der er sich so gerne entfernen möchte, und zu ihrer Kennntniß hingeführt, während ihm der Genuß der Naturbetrachtung unendlich hoch stehn bleibt und seine Neigung und Kraft zum Dichten sich dem Höhepunkt nähert, wie Iphigenie, Tasso, Egmont und Meister bezeugen. Seine Schweizerreise hat eine günstige Bedeutung für sein Selbstgefühl und sein Verhältniß zu Frau von Stein und wirkt beim Wiedersehn Friederikens (vgl. §. 9) und Lilis (vgl. §. 15) wohlthätig im Abschluß mit der Vergangenheit und im Anschluß an die Gegenwart, wobei auch das Zusammensein mit Lavater, welches er „das Siegel, die oberste Spitze" der Reise nennt*), unverkennbar auf ihn eine sittliche Wirkung ausübt. Wie hoch er sein Verhältniß zu Frau von Stein anschlägt, geht aus seinem unumwundenen Geständniß in einem Briefe an Lavater**) hervor. Er schließt also: „Auch thut der Talisman einer schönen Liebe, womit die Stein mein Leben würzt, sehr viel. Sie hat meine Mutter, Schwester und Geliebten nach und nach geerbt, und es hat sich ein Band geflochten, wie die Bande der Natur sind." Und bei den ätherischen Gestalten der Iphigenie und vorzugsweise der Prinzessinn des Tasso***) hat wohl sein Magnet ihn am meisten

---

Folge; dem Leben thut eine Inconsequenz oft noth; ja sie ist liebenswürdig und erheiternd."

*) Vergl. I. S. 276 und 277.

**) Hirzel, Göthes Briefe an Lavater S. 101.

***) Hier hat Göthe den Spiegel seiner eignen Dichterseele, wie sie durch die Erziehungs- und Anziehungskraft der Frau von Stein sich weiter und höher entfaltete, in dem auf den Dichter Tasso wohlthätig einwirkenden Erziehungselement der Prinzessin am Schönsten und Klarsten und im reinsten Selbstbewußtsein dargelegt. Sehr richtig sagt F. Gregorovius („Göthes Wilhelm Meister in seinen sozialistischen Elementen", Königsberg 1849, S. 128): „— Göthe aber vor allen, weil ihn die Natur mit einem fast weiblichen Gemüthe ausstattete, daher er wie kein zweiter fähig war, gerade Frauengestalten mit unnachahmlicher Grazie und Vollendung idealisch darzustellen, als der Praxiteles unter den Dichtern. Kein andrer auch hat, wie er, die seltene Gunst erfahren, im Umgange mit den edelsten Frauen sein Wesen zu jener Kalokagathie zu gestalten, wie sie den Griechen eigen war zur Zeit der Diotima und Aspasia. Er wußte, daß, wie der Mann überhaupt nur am schönen Weibe sich schön vollendet, im Besondern der Dichter nur

zu Frau von Stein hingezogen und den Kampf der Freundschaft und der Liebe aufs Zarteste dargestellt, nach eignem Erlebniß, nach eigner Zügelung und Besänftigung und Beruhigung*). (Vergl. die Anmerkung am Schlusse dieses Paragraphen.)

Wenn nun auch sein Wesen milder und klarer und seine Gemüthsstimmung zarter geworden war, so blitzten hin und wieder doch noch seine Tassoschen Leidenschaftlichkeiten und Wehmuth, obwohl spärlicher als früher, mündlich und schriftlich durch. Allein je mehr sich sein Tasso

---

mit Hülfe des Weibes sich vollenden könne. Denn was in der Poesie mit Wettergewalten fortreißt und das Innere der Seele erschüttert und aufregt, das ist das Männliche; was aber mit dem Zauber der sittigen Schönheit das Leben idealisirt und liebend erhält, was den tragischen Widerstreit der Natur mild versöhnt, das ist in ihr weiblich. Nur das edle Weib, als geborne Priesterinn der Schönheit, kann daher den edeln Dichter pflegen und zur Harmonie erziehn. Göthe hat dies tiefe Verhältniß des Weibes zu dem Dichter auf das Herrlichste im Tasso darzustellen gewußt, dessen erste Szene gleich diese Schutzherrlichkeit der Frauen über die Dichter meisterhaft ausdrückt. Man erinnre sich nur, welche Frauengestalten Göthe durch das Leben geführt haben, von seiner Mutter an bis zu den Frauen von Weimar, unter denen neben so vielen reich begabten und schön gebildeten Amalie und später Luise von Weimar, welche letztere selbst die Frau von Staël neidlos bewundern mußte, auf die Bildung des Jahrhunderts überhaupt den grösten Einfluß ausgeübt haben; und man wird es gern zugeben, daß Göthe, der Dichter eines Gretchen, einer Leonore, Iphigenie und Makarie, dem Weibe, worin ihm die Schönheit körperliches Ideal gewann, nichts anders als die höchste Verehrung und die höchste Stelle in der Menschheit geben konnte." —

Es ist auffallend, daß Gregorovius gar nicht der Frau v. Stein hiebei gedacht hat, da ihre Neigung und ihr Talent zur Erziehung und Förderung des Dichters so bedeutsam vor allen andern hervorragt und durch die That sich bestätigt hat. —

*) Im März 1778 sandte Göthe mit einigen Briefzeilen an Auguste Stolberg auch eine Grabschrift:

Ich war ein Knabe, warm und gut,
Als Jüngling hatt' ich frisches Blut,
Versprach einst einen Mann.
Gelitten hab' ich und geliebt
Und liege nieder ohnbetrübt,
Da ich nicht weiter kann.

und schickte eine Abschrift hievon auch an Frau von Stein. —

aus seiner Seele ablöst und der Vollendung reift, desto mehr fühlt er die Beseligung, von dem Drang der Liebe immer weiter in die Harmonie der Freundschaft, die auch noch für die nächsten 5 Jahre die Weihe seiner Lebensgenüsse blieb und ihn in seiner poetischen Weltbetrachtung förderte, hinüber wandern zu können. Und so wird auch sein Tasso wieder eine Seelenbeichte, die ihn frei macht, reinigt und läutert.

Die Seelen-Verbindung Göthes mit Frau v. Stein erreichte im Jahre 1781 die höchste Harmonie, mit der ganzen Lebhaftigkeit wie vor 5 Jahren, aber in dem höhern Aether der Besonnenheit und Reinheit; seine Vertraulichkeit ist jetzt erst recht der endliche Lohn des bestandenen langen „Noviziats“, das ihm die edle Frau mit weiser Zartheit auferlegt hatte. Seine Beschäftigungen mit Wissenschaft und Kunst, besonders seine poetischen Erzeugnisse finden Entstehung und Förderung in ihr und durch sie, namentlich entwickelt sich Wilhelm Meister, der überall die Analogie zur Lage des Dichters darbietet; die sonstigen Beziehungen des Romans gehn deutlich auf seinen damaligen Umgang hinaus.

Besonnenheit und Begeisterung bringt er auch ins Jahr 1782 und nimmt sie mit ins folgende. Doch wird seine Liebe stiller als früherhin, vielleicht auf Veranlassung der Lasten seines Amtes. Ihren zehnjährigen Sohn Fritz nimmt er in liebende Aufsicht und Führung*). Der Friede und die Eintracht im Steinschen Hause ist durch Göthes Verhältniß niemals gestört worden. Der Gemahl der Frau v. Stein, ein Mann von sehr strenger Rechtschaffenheit und Frömmigkeit, blieb immer im besten Verhältniß mit Göthe, der am 9. Dezbr. 1781 selbst schreibt: „Es wird mir recht natürlich Steinen leben zu helfen und ihm gefällig zu sein. Ich bin es Dir schuldig; und was bin ich Dir nicht jeden Tag

---

*) Vgl. Ebers und Kahlert, Briefe von Göthe und dessen Mutter an Frau v. Stein, 1846. Friedr. v. Stein schreibt in seinem spätern Alter: „Unendlich war die Sorge und Liebe, mit der er (Göthe) mich behandelte, und ich verdanke ihm sehr viel in dieser glücklichen Epoche von 1782—86, wo er nach Italien reiste.“ — Göthe schrieb 1781 an Frau v. Stein: „Meine Liebste, ich habe mich immer mit Dir unterhalten und Dir in Deinem Knaben Gutes und Liebes erzeigt. Ich habe ihn gewärmt und weichgelegt, mich an ihm ergötzt und seiner Bildung nachgedacht.“ — Und dieser Fritz ist ein tüchtiger Mann geworden. Vgl. Viehoff, Leben Göthes III. 365.

und den Deinigen schuldig! Was hilft all das Kreuzigen und Segnen der Liebe, wenn sie nicht thätig wird?" —

Nur bis zum Schlusse des Jahrs 1783 gehn die bis jetzt von Schöll mitgetheilten Briefe Göthes an Frau v. Stein. Wir sehn mit gespannter Hoffnung der Fortsetzung dieser Herausgabe entgegen. Aus der Einleitung entnehmen wir, daß ein großer Unterschied zwischen den ersten 11 Jahrgängen (1776—86) und den spätern ist. „Jene stellen (sagt Schöll S. V.) in sehr zahlreichen Zettelchen und Briefen ein Verhältniß der Neigung und Freundschaft dar, welches allmälig sich bis zur größten Innigkeit und ununterbrochnen Theilnahme steigert und auf dieser Höhe während der letzten 5 Jahre vor Göthes Reise nach Italien sich behauptet. So auch die Briefe aus Italien (Herbst 86 bis Frühjahr 88), nur daß die große Zahl derselben in dieser Herausgabe fehlt, weil sie Göthe zurück erhielt und sie in seiner „Italienischen Reise" verarbeitete. Nach der Rückkehr aber geben aus dem Sommer 88 und dem Frühjahr 89 nur wenige Briefe die Vorandeutung und dann den sichtlichen Ausdruck von der Lösung dieses vieljährigen Verhältnisses. Und von einer Wiederanknüpfung, obwohl sie in gewissem Sinne schon früher stattfand, ist das erste schriftliche Zeugniß in dieser Sammlung aus 1796. Aus den darauf folgenden 7 Jahren liegen sehr wenige Briefchen vor. 1804 sieht man die gesellige Begegnung regelmäßig und die Zuschriften durch die nächsten 5 Jahre etwas zahlreicher werden. Und dies Verhältniß verbindlicher Mittheilung, das für Freundschaft gelten könnte, ließe sich der Maßstab des ehedem so viel tieferen Antheils fernhalten, bestand wohl von da an, minder unterbrochen, als es die Daten der wenigen, meist unbedeutenden Billetchen sind, bis zum Tode der Freundinn zu Anfang 1827." *)

*) In meiner Programmsabhandlung Ueber Göthes Novelle „das Kind mit dem Löwen" (1846) habe ich (Seite 18) es für nicht unwahrscheinlich erklärt, daß Göthe auch in dieser Novelle wieder etwas selbst Erlebtes schildre und bei Honorio vielleicht an eigne Entsagung und Ueberwindung und Läuterung gedacht habe. Jetzt, nach Bekanntmachung seiner Briefe an Frau v. Stein, kann ich die Vermuthung nicht zurückdrängen, daß Göthe bei dem Verhältniß zwischen Honorio und der Fürstinn und somit bei der Hauptpointe der Novelle wohl mit seiner poetischen Erinnerung in seine Weimarischen Wertherjahre herabgestiegen sein und an die sittliche Erziehungskraft der Frau v. Stein sich erinnert haben mag.

Was die Lockerung und Lösung dieses vieljährigen innigsten Verhältnisses veranlaßt habe, erfahren wir also noch nicht. Wohl möglich, daß die Ursache in Göthes ganz verändertem innern Wesen seit seiner Italienischen Reise, vielleicht auch in seinem Verhältniß zu Christiane Vulpius (vgl. §. 27) und in der Art und Form dieses Verhältnisses gelegen hat. — —

Daß inzwischen auch einige andre Neigungen in Göthes Herzen rege geworden, läßt sich nicht leugnen, deutet er selbst es doch gelegentlich in den Briefen auch an Frau v. Stein an. Doch waren diese Neigungen ruhiger, spielender, flüchtiger, oberflächlicher; die Nachrichten hierüber sind sehr dürftig und zum Theil auch sehr unsicher.

Ueber sein Verhältniß zu Fräulein v. Kalb, der Tochter des Kammerpräsidenten v. Kalb und Schwester des damaligen Kammerjunkers v. Kalb, die sich nachher mit Herrn v. Seckendorf vermält hat, so wie über sein Verhältniß zu der schönen und liebenswürdigen Mariane v. Kotzebue *), der Schwester des bekannten A. v. Kotzebue, späterhin verehelichten Gildemeister, giebt Böttiger in seinen „Literarischen Zuständen und Zeitgenossen" (I. 52) einige Notiz; er erzählt: „So kam Göthe in Triumph in Weimar an, und Kalb logirte ihn, bis er selbst eine bequemere Wohnung hatte, bei seinem Vater, dem damaligen alten Kammerpräsidenten, ein, erwies ihm, da er bald merkte, daß dies der allvermögende Liebling des achtzehnjährigen Herzogs werden würde, alle mögliche Gefälligkeit und Gastfreundschaft und hatte selbst gegen die Liebelei, die der schmucke Göthe mit seiner damals noch unverheirateten Schwester trieb, nichts einzuwenden. Nur der alte Kalb rief seiner Tochter ein „Mädchen mit Rath" zu und rettete sie. Göthe vertauschte bald diese Liebe mit der Seladonschaft bei der damals reizend aufknospenden Kotzebue, der zu Gefallen er auch damals das liebliche kleine Stück „Die Geschwister" schrieb, worin er sich mit seiner Geliebten selbst kopirte." —

Von einer Gräfinn v. E., welche ebenfalls an dem regelmäßigen

*) Schöll (I. S. XXXIII.) sagt: „Ob wirklich, wie man sagt, eine Neigung (Göthes) zu Letzteren (Mariane v. Kotzebue) dabei im Spiele gewesen, sei dahingestellt."

geistreichen Abendzirkel in Göthes Hause im Winter 1801 *) theilnahm, erzählt uns Falk (in seinem Werke „Göthe aus näherm Umgange dargestellt") als von einer Herzensdame Göthes am Weimarischen Hofe. Doch gehört sie offenbar einer weit späteren Neigungsepoche als die vorhergenannten Damen an, wie das Gedicht „Schäfers Klagelied" (s. unten §. 28, Nr. 10) beweist. Göthe selbst nennt dies Verhältniß eine „Neigung ohne Leidenschaft." Diese Gräfinn v. E. ist die Gräfinn v. Egloffstein, die, getrennt von ihrem Gemahl, damals mit ihren Kindern bei ihrer Mutter in Weimar lebte, späterhin den General a. D. Forstmeister v. Boilieu in Hannover heiratete und nachher bei Hildesheim wohnte. Sie war von ausgezeichnetem Geist und allgemein geschätzt. —

Die berühmte Corona Schröter, Amaliens Kammersängerinn, (durch Schönheit und Kunstsinn ausgezeichnet) zu der Göthe in seiner überwiegenden Bühnenneigung in nähere Berührung trat, dürfen wir hier nicht unerwähnt lassen. Er hatte sie schon in Leipzig, wo sie gleichzeitig mit der berühmten Mara (geb. Schmehling) **) in Konzerten gesungen, kennen und werthschätzen gelernt und ward nun die Veranlassung, daß sie nach Weimar als Hofsängerinn gezogen wurde. Ihre Würde hat er trefflich in dem Gedicht „Auf Miedings Tod" geschildert. ***) Vergl. G. W. **31.** 130. — Von seinem Verhältniß zu ihr gilt wohl dasjenige, was er im Allgemeinen über sein Verhältniß zu vielen schönen Schauspielerinnen so aufrichtig dem Eckermann im Jahr 1825 (III. S. 67) mittheilt: „Ich hatte mich vor zwei Feinden (bei der Leitung des Weimarischen Theaters) zu hüten, die mir hätten gefährlich werden können. Das Eine war meine leidenschaftliche Liebe des Talents, das leicht in den Fall kommen konnte, mich parteiisch zu machen. Das Andre will ich nicht aussprechen, aber Sie werden es errathen. Es fehlte bei unserm Theater nicht an Frauenzimmern, die schön und jung und dabei

---

*) Vergl. G. W. **31.** 127—128 und unten §. 28. Nr. 10.

**) Göthe hatte, wie er selbst schreibt, sie in Hasseschen Oratorien gehört und ihr „als ein erregbares Studentchen wüthend applaudirt."

***) An Frau v. Stein schreibt Göthe (I. 20): „Die Schröter ist ein Engel — wenn mir doch Gott so ein Weib bescheren wollte, daß ich Euch könnte in Frieden lassen — doch sie sieht Dir nicht ähnlich genug." —

von großer Anmuth der Seele waren. Ich fühlte mich zu Mancher hingezogen; auch fehlte es nicht, daß man mir auf halbem Wege entgegenkam. Allein ich faßte mich und sagte: Nicht weiter! — Ich kannte meine Stellung und wußte, was ich ihr schuldig war. Ich stand hier nicht als Privatmann, sondern als Chef einer Anstalt, deren Gedeihen mir mehr galt, als mein augenblickliches Glück. Hätte ich mich in irgend einen Liebeshandel eingelassen, so würde ich geworden sein wie ein Kompaß, der unmöglich recht zeigen kann, wenn er einen einwirkenden Magnet an seiner Seite hat. Dadurch aber, daß ich mich durchaus rein erhielt und immer Herr meiner selbst blieb, blieb ich auch Herr des Theaters, und es fehlte mir nie die nöthige Achtung, ohne welche jede Auktorität sehr bald dahin ist." —

Und so mögen noch sehr viele theils freundschaftliche theils liebevolle Beziehungen Göthes *) existirt haben und in seiner geistigen Hei-

---

*) Im Jahr 1827 erzählt Göthe (bei Eckermann III. 201) Folgendes: „Unter Liebenden ist diese magnetische Kraft besonders stark und wirkt sogar sehr in die Ferne. Ich habe in meinen Jünglingsjahren Fälle genug erlebt, wo auf einsamen Spaziergängen ein mächtiges Verlangen nach einem geliebten Mädchen mich überfiel und ich so lange an sie dachte, bis sie mir wirklich entgegenkam. Es wurde mir in meinem Stübchen unruhig, sagte sie, ich konnte mir nicht helfen, ich mußte hieher. — So erinnere ich mich eines Falles aus den ersten Jahren meines Hierseins (Weimar), wo ich sehr bald wieder in leidenschaftliche Zustände gerathen war. Ich hatte eine größere Reise gemacht und war schon seit einigen Tagen zurückgekehrt, aber durch Hofverhältnisse, die mich spät bis in die Nacht hielten, immer behindert gewesen, die Geliebte zu besuchen. Auch hatte unsre Neigung bereits die Aufmerksamkeit der Leute auf sich gezogen, und ich trug daher Scheu, am offnen Tage hinzugehn, um das Gerede nicht zu vergrößern. Am vierten oder fünften Tage aber konnte ich es nicht länger aushalten, und ich war auf dem Wege zu ihr und stand vor ihrem Hause, ehe ich es dachte. Ich ging leise die Treppe hinauf und war im Begriff in ihr Zimmer zu treten, als ich an verschiednen Stimmen hörte, daß sie nicht allein war. Ich ging unbemerkt wieder hinab und war schnell wieder in den dunkeln Straßen, die damals noch keine Beleuchtung hatten. Unmuthig und leidenschaftlich durchstreifte ich die Stadt in allen Richtungen wohl eine Stunde lang und immer einmal wieder vor ihrem Hause vorbei, voll sehnsüchtiger Gedanken an die Geliebte. Ich war endlich auf dem Punkte, wieder in mein einsames Zimmer

mat auch jetzt noch vielleicht bekannter sein als in der Fremde. Am Bedeutsamsten und zugleich geheimer und geheimnißvoller als alle andren

---

zurückzukehren, als ich noch einmal an ihrem Hause vorbeiging und bemerkte, daß sie kein Licht mehr hatte. Sie wird ausgegangen sein! sagte ich zu mir selber, aber wohin in dieser Dunkelheit der Nacht? und wo soll ich ihr begegnen? Ich ging abermals durch mehrere Straßen, es begegneten mir viele Menschen, und ich war oft getäuscht, indem ich ihre Gestalt und ihre Größe zu sehn glaubte, aber bei näherem Hinzukommen immer fand, daß sie es nicht war. Ich glaubte schon damals fest an eine gegenseitige Einwirkung, und daß ich durch ein mächtiges Verlangen sie herbeiziehn könne. Auch glaubte ich mich unsichtbar von höheren Wesen umgeben, die ich anflehte, ihre Schritte zu mir oder die meinigen zu ihr zu lenken. Aber was bist du für ein Thor! sagte ich dann wieder zu mir selbst. Noch einmal es versuchen und noch einmal zu ihr gehn wolltest du nicht, und jetzt verlangst du Zeichen und Wunder! — Indessen war ich an der Esplanade hinuntergegangen und bis an das kleine Haus gekommen, das in spätern Jahren Schiller bewohnte, als es mich anwandelte umzukehren und zurück nach dem Palais und von dort eine kleine Straße rechts zu gehn. Ich hatte kaum hundert Schritte in dieser Richtung gethan, als ich eine weibliche Gestalt mir entgegenkommen sah, die der Ersehnten vollkommen gleich war. Die Straße war nur von dem schwachen Licht ein wenig dämmerig, das hin und wieder durch ein Fenster drang, und da mich diesen Abend eine scheinbare Aehnlichkeit schon oft getäuscht hatte, so fühlte ich nicht den Muth, sie aufs Ungewisse anzureden. Wir gingen dicht an einander vorbei, so daß unsre Arme sich berührten; ich stand still und blickte mich um, sie auch. Sind Sie es? sagte sie. Und ich erkannte ihre liebe Stimme. Endlich! sagte ich und war beglückt bis zu Thränen. Unsre Hände ergriffen sich. Nun! sagte ich, meine Hoffnung hat mich nicht betrogen. Mit dem größten Verlangen habe ich Sie gesucht, mein Gefühl sagte mir, daß ich Sie sicher finden würde, und nun bin ich glücklich und danke Gott, daß es wahr geworden. Aber Sie Böser! sagte sie, warum sind Sie nicht gekommen? Ich erfuhr heute zufällig, daß Sie schon seit drei Tagen zurück, und habe den ganzen Nachmittag geweint, weil ich dachte, Sie hätten mich vergessen. Dann vor einer Stunde ergriff mich ein Verlangen und eine Unruhe nach Ihnen, ich kann es nicht sagen. Es waren ein Paar Freundinnen bei mir, deren Besuch mir eine Ewigkeit dauerte. Endlich, als sie fort waren, griff ich unwillkürlich nach meinem Hut und Mäntelchen, es trieb mich in die Luft zu gehn, in die Dunkelheit hinaus, ich wußte nicht wohin. Dabei lagen Sie mir immer im Sinn, und es war mir nicht anders, als müßten Sie mir begegnen. — Indem sie so aus

Neigungen ist und bleibt seine Neigung zu Frau v. Stein, die er poetisch auch Lida anruft.

Die meisten der folgenden Gedichte beziehn sich unmittelbar auf Frau v. Stein oder sind Mittheilungen für sie. Viele lassen allerdings das echt lyrische Element gar sehr vermissen, sie sind bald Nachahmung antiker Tändelei und Sinnlichkeit, in Anakreontischer Leichtigkeit und Einfachheit des Klanges und der Rhythmik (der Reim ist oft verbannt), bald mehr epigrammatisch als lyrisch hingeworfne Andeutungen von Ideen und Empfindungen, mehr reflektirend als melodiös, mehr ästhetisch und plastisch dargestellte Momente als feurige Seelenbedürfnisse, daher im Allgemeinen nicht den echt lyrischen Liebesliedern*) des vorigen Abschnitts gleichzustellen. Vielleicht goß er zu freigebig seine ganze Lyrik in die Briefe an Frau v. Stein, vielleicht auch mochte die Muse der dramatischen Poesie mit ihrem hohen, großartigen Kothurn die süß lispelnden Geister des einfacheren Liedes zurückscheuchen.**)

Wir hätten mehrere, als zu unbedeutende oder als minder poetische Kleinigkeiten, hier ganz weggelassen, wenn es uns nicht daran gelegen gewesen wäre, die obigen Mittheilungen über Göthes inneres Verhältniß zu Frau v. Stein durch die folgenden Gedichte noch innerlicher zu ergänzen. —

---

treuem Herzen sprach, hielten wir unsre Hände noch immer gefaßt und drückten uns und gaben uns zu verstehn, daß die Abwesenheit unsre Liebe nicht erkaltet. Ich begleitete sie bis vor die Thür, bis in ihr Haus. Sie ging auf der finstern Treppe mir voran, wobei sie meine Hand hielt und mich ihr gewissermaßen nachzog. Mein Glück war unbeschreiblich, sowohl über das endliche Wiedersehn als auch darüber, daß mein Glaube mich nicht betrogen und mein Gefühl von einer unsichtbaren Einwirkung mich nicht getäuscht hatte." —

*) Den meisten dichterischen, lyrischen Werth haben folgende: Nr. 1. Wanderers Nachtlied. Nr. 2. Ein Gleiches. Nr. 6. An den Mond. Nr. 8. An meine Bäume und Nr. 19. Erster Verlust.

**) Wie Göthe in seinen „Geschwistern" die wunderbare Poesie der Wirklichkeit aufs Treulichste wiedergegeben, hat A. Schöll in seinem trefflichen Aufsatz „Zu Göthes Leben" (Deutsches Museum, 1851, I. 1) gründlich und treffend dargelegt. —

§. 12.

Gedichte.

---

1. Wanderers Nachtlied.

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Dem, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest:
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust.

Es haben einige Erklärer, wie z. B. Viehoff, die Sehnsucht nach Ruhe und Frieden darauf bezogen, daß um jene Zeit Göthes gährende Dichterseele sich zu klären und zu beruhigen begann, und daß seine Ahnungen in den nächsten Jahren wirklich in Erfüllung gegangen. Allein die Stelle, welche dies Gedicht in Göthes Briefen an Frau v. Stein (vom 12. Februar 1776) gefunden, bezeugt deutlich genug die Beziehung auf Göthes Liebesunruhe und seine schmerzensreichen Uebungen in Entfernung und Entsagung bei seinem Verhältniß zu der Frau, welche in ernster, strenger Besonnenheit, aber auch innerlichster Sanftheit einen so wohlthätigen Einfluß auf Göthes Gewinnung einer ernsten Stimmung und sittlichen Haltung ausübte (vergl. §. 19). Wenn auch die Worte „Ach, ich bin des Treibens müde" nicht bloß auf seine Liebeskämpfe und Liebesstürme im Innern, sondern auch auf seine Stürmereien, in die ihn das neue Leben in Weimar zumal Anfangs gezogen hatte, mit hindeuten: so zeugen die unmittelbar darauf folgenden Worte „Was soll all der Schmerz und Lust" doch zu klar von einer zärtlicheren Unruhe, als das geräuschvolle äußere Leben, von einem seelenvolleren Frieden, als die Klärung dichterischer Ideen, und erinnern an der Liebe Leid und Lust, die nicht

schöner ausgedrückt werden kann, als mit Klärchens Worten: „Himmelhoch jauchzen, zur Erde betrübt." — Der Titel „Wanderers Nachtlied" könnte eine Beziehung auf die Unruhe einer andern Liebe zulassen und nach Frankfurt hinweisen, da Göthe nach der Rückkehr aus Straßburg sich selbst „den Wanderer" zu nennen pflegte. Allein Göthe befand sich wirklich auf einer Wanderung, als er dies Gedicht der Frau v. Stein übersandte; unter dem Gedicht stehn die Worte: „Am Hang des Ettersberges" und das Datum: den 12. Februar 1876." — Auf der Rückseite dieses Briefblattes steht von andrer Hand: „Den Frieden laß ich euch, meinen Frieden gebe ich euch, nicht geb ich euch wie die Welt giebt, euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht. Ev. Joh. 14. 27. Dies als Antwort von der Hand meiner Großmutter Schardt, einer ernsten, frommen, gefühlvollen Frau — v. St." —

Es ist merkwürdig, daß dies Göthische Lied in das Bremische Gesangbuch vom Jahr 1812 (unter Nr. 286) aufgenommen worden. Hier hat es die ersten 4 Verse ganz unverändert behalten, die letzten 4 aber sich also abändern lassen müssen:

Ach! ich bin des Wogens müde
Banger Schmerzen, wilder Lust,
Gottes Friede, Gottes Friede,
Komm und wohn' in meiner Brust! —

Sehr kühn, obwohl in charakteristischem Einklange mit dem lyrischen Erguß, erscheint die grammatische Konstruktion in diesem Liede*). Ist es schon ungewöhnlich, den appositionellen Relativsatz vor seinem Vokativ zu setzen (der du von dem Himmel bist, o Friede), so ist es noch kühner, diesen zugehörigen Vokativ durch 2 parenthetische Hauptsätze und Hauptgedanken (ich bin — müde, was soll all der Schmerz und Lust?) von seinem vorausgeschickten Relativsatz zu trennen. Diese Zerrissenheit der Konstruktion wird noch dadurch ver-

*) Ueber die Kühnheit und Freiheit in Göthes Sprache vergl. meine Programmsabhandlung von 1849: „Ueber Göthes Sprache und ihren Geist. Zweites Heft." —

wickelter, daß nicht bloß Ein, sondern sogar drei appositionelle Relativsätze (der du von dem Himmel bist, alles Leid — stillest, den doppelt — füllest) bis an die Stirne des Gedichts vorgeschoben werden, von denen der zweite sogar noch einen Relativsatz des zweiten Grades sich unterordnet und einschaltet (den, der doppelt elend ist, doppelt mit Erquickung füllest). Diese Zerreißung und Verwickelung der Konstruktion ist in der That ein lebendig veranschaulichendes Bild des zerrissnen, in mannigfache Gefühle verwickelten Herzens, welches der Ruhe und der Sammlung bedürftig ist und nach innerm Frieden sich sehnt. Wenn wir hiebei nun noch die Kürze und Einfachheit der Sätze an sich und der Ausdrücke, so wie ihre Wahl und Bedeutung mit in Erwägung ziehn: so werden wir eingestehn, daß wohl selten Inhalt und Form, Gefühl und Wort zu einem so schönen, klaren Gemälde harmonisch sich die Hand geboten haben, wie in diesem kleinen, unvergleichlich schönen Liede, das denn auch, eben weil es durch und durch Melodie und Harmonie ist, häufig genug zu Kompositionen aufgefordert hat. Es ist unter Anderen von C. G. Reissiger, Reichardt, Zelter, Becher, Hauptmann, Schnyder v. Wartensee und von Löwe komponirt werden.

Das Lied ist 1776 gedichtet, wie oben gesagt, aber erst 1789 durch den Druck bekannt geworden.

---

2. Ein Gleiches.

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh'
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde,
Warte nur, balde
Ruhest du auch!

Nicht, weil Göthe dies Lied mit dem vorigen zusammengestellt hat, sondern weil beide genau mit einander zusammenhangen, lassen wir das obige Gedicht schon hier folgen, obwohl es viel später als das vorige entstanden ist. Göthe hat nämlich dies Lied, wie man erzählt,*) am 7. September 1783 mit Bleistift auf den hölzernen Fensterpfosten eines auf dem Gickelhahn (einem Berge bei Ilmenau) stehenden Herzoglichen Sommerhäuschens geschrieben. Die Züge sind später noch einmal mit Bleistift überzogen, und Göthe hat mit eigener Hand darunter geschrieben: „Ren. 23. Aug. 1813."

Des Dichters Gemüth fühlt sich beruhigter und befriedigter in seiner Versenkung und Auflösung in die Stille der schönen Natur, doch zieht ein leise athmender Wehmuthshauch durch seine Seele in dem Gedanken an seine Freundinn, Frau v. Stein. Im Jahr 1776 war der Anfang seiner schmerzensreichen Uebungen in Entfernung und Entsagung, und in diesem schwersten Kampfe ist seine Sehnsucht nach innerm Frieden um so größer, je weniger er zur Ruhe, zur Klärung und Läuterung schon gelangt ist. Diese Sehnsucht spricht sich in dem vorhergehenden Liede aus. Im Jahr 1783 hat sich seine Leidenschaft schon längst beruhigt, besänftigt, seine Feuerproben haben ihn frei gemacht und geläutert, seine heiße Liebe hat sich in das reinere, harmonische Gefühl der Freundschaft abgeklärt, und wo die Wunde noch blutet, legt die allliebende Natur, an deren Busen ihr liebender Sohn so gerne und so oft ruht, lindernden Balsam, so daß die Wehmuth leiser athmet und die Stille der Natur auch ihm die zuversichtliche Hoffnung auf baldige Ruhe und ersehnten Frieden darreicht. Und so ist diese Zuversicht und in ihrem Gefolge die Ruhe des Gemüths der Hauptgedanke des vorliegenden Gedichts, während die Sehnsucht nach Frieden und deren Unruhe aus dem vorigen uns entgegenathmet. Beide Gedichte schildern also vortrefflich seine innerlichste Neigung zu seiner Freundinn, das ältere, wie er sich zu läutern beginnt, das spätere, wie er sich geläutert hat.

*) Vergl. Riemers Mittheilung. II. 172, ferner Falk Göthe aus näherm Umgange dargestellt, S. 134, und Schöll Briefe G. a. Fr. v. St. II. 289 und 334.

Daß der Dichter bei den Worten „balde ruhest du auch" nicht an Grabesruhe, sondern an die Ruhe des Sieges über sich nach schwerem Kampfe, ja vielleicht sogar an Ruhe des Schlafs, der ihm in seiner Leidenschaft oft gefehlt, gedacht haben muß, leuchtet aus dem Vorangeschickten so wie aus den hieher bezüglichen Briefen an Frau v. Stein deutlichst ein.

Die glückliche Form, sowohl hinsichts der verschiedenen Länge der Verse, hinsichts der Abwechselung der Rhythmen und des abwechselnden männlichen und weiblichen Reims, als auch hinsichts der Kürze und Bildung des Satzbaues (— alles sind Hauptsätze, einfach und ohne Schmuck an einander gereiht —) und der ganzen Klangverbindung, vereinigt sich auch hier mit dem schönen Gedanken zur innigsten und sinnigsten Harmonie. Sehn wir im vorigen Liede die Zerrissenheit und bange, lange Sehnsucht deutlich in Inhalt und Form ausgeprägt, so tritt uns hier die zuversichtliche Hoffnung in ihrem ruhigen, klaren Gewande entgegen. Beide Lieder sind meisterhafte Gemälde.

Wie es da noch möglich ist, durch Hinzufügung andrer Strophen, sei es auch nur um des Gesanges Willen, das unübertreffliche Gemälde noch fortsetzen zu wollen, (was Falk gethan), mag der begreifen, welcher das Gemälde nicht begreift.

Komponirt ist dies Lied von Löwe, Kuhlau und Zelter. Der Letzte schreibt an Göthe 1814 (II. S. 109): „Das Ruhelied ist herrlich; unser Tenor trägt es sehr gut vor, und es macht in diesen unruhigen Zeiten unsre ganze Glückseligkeit." —

8. Klarheit.

Warum gabst du uns die tiefen Blicke,
Unsre Zukunft ahnungsvoll zu schaun,
Unsrer Liebe, unserm Erdenglücke
Wähnend selig nimmer hinzutraun?

Warum gabst uns, Schicksal, die Gefühle,
Uns einander in das Herz zu sehn,
Um durch all die seltenen Gewühle
Unser wahr Verhältniß auszuspähn?

Ach, so viele tausend Menschen kennen
Dumpf sich treibend kaum ihr eigen Herz,
Schweben zwecklos hin und her und rennen
Hoffnungslos in unversehnen Schmerz,

Jauchzen wieder, wenn der schnellen Freuden
Unerwart'te Morgenröthe tagt;
Nur uns armen, liebevollen Beiden
Ist das wechselseit'ge Glück versagt,

Uns zu lieben, ohn' uns zu verstehen,
In dem Andern sehn, was er nie war,
Immer frisch auf Traumglück auszugehen,
Und zu schwanken auch in Traumgefahr.

Glücklich, den ein leerer Traum beschäftigt,
Glücklich, dem die Ahnung eitel wär';
Jede Gegenwart und jeder Blick bekräftigt,
Traum und Ahnung leiden uns noch mehr.

Sag', was will das Schicksal uns bereiten?
Sag', wie band es uns so rein genau?
Ach, du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau,

Kanntest jeden Zug in meinem Wesen,
Spähtest, wie die reinste Nerve klingt,
Konntest mich mit Einem Blicke lesen,
Den so schwer ein sterblich Aug' durchdringt;

Tropftest Mäßigung dem heißen Blute,
Richtetest den wilden, irren Lauf,
Und in deinen Engelsarmen ruhte
Die zerstörte Brust sich wieder auf;

Hieltest zauberleicht ihn angebunden
Und vergaukeltest ihm manchen Tag.
Welche Seligkeit glich jenen Wonnestunden,
Da er dankbar dir zu Füßen lag,

Fühlt' sein Herz an deinem Herzen schwellen,
Fühlte sich in deinem Auge gut,
Alle seine Sinnen sich erhellen
Und beruhigen sein brausend Blut!

Und von allem dem schwebt ein Erinnern
Nur noch um das ungewisse Herz,
Fühlt die alte Wahrheit ewig gleich im Innern,
Und der neue Zustand wird ihm Schmerz.

Und wir scheinen uns nur halb beseelet,
Dämmernd ist um uns der hellste Tag.
Glücklich, daß das Schicksal, das uns quälet,
Uns doch nicht verändern mag!

Nicht um des poetischen Werthes Willen, der in diesem fast nur reflektirenden Gedicht unbedeutend ist, hat dasselbe hier eine Stelle gefunden, sondern weil es, am 14. April 76 an Frau v. Stein gesandt (s. I. 24), ein treues Bild von dem damaligen Seelenzustande Göthes darbietet. Sein geistiges und sein Herzens-Verhältniß zu ihr und den wohlthätigen Einfluß ihrer Besonnenheit und Sanftheit auf Gewinnung einer ruhigeren, ernsteren Würdigung seiner Neigung hat er (schon 1776, vergl. §. 19) klar aufgefaßt, so unerwünscht ihm auch solche Klarheit sein mag, und so sehr er auch noch von dem völligen Umtausch der heißen Liebe in warme Freundschaft entfernt ist. Daher ist auch die

Ueberschrift „Klarheit“ für dies vom Dichter nicht betitelte Gedicht nicht unpassend.

---

4. Klage.

Ach, wie bist du mir,
Wie bin ich dir geblieben!
Nein, an der Wahrheit
Verzweifle ich nicht mehr.
Ach, wenn du da bist,
Fühl' ich, ich soll dich nicht lieben;
Ach, wenn du fern bist,
Fühl' ich, ich lieb' dich so sehr!

Am 8. August 1776 schrieb Göthe von Ilmenau aus an Frau v. Stein: „Deine Gegenwart hat auf mein Herz eine wunderbare Wirkung gehabt; ich kann nicht sagen, wie mir ist! Mir ist wohl und doch so träumig. Zeichnen konnte ich gestern nicht. Ich saß auf Witzlebens Felsen*), die herrlich sind, und konnte nichts hervorbringen, da schrieb ich Dir.“ — Und nun folgt die obige Klage, deren Beziehung auch aus den vorhergehenden Gedichten einleuchtet.

---

5. Liebebedürfniß.

Wer vernimmt mich? ach, wem soll ichs klagen?
Wers vernähme, würd' er mich bedauern?
Ach, die Lippe, die so manche Freude
Sonst genossen hat und sonst gegeben,
Ist gespalten und sie schmerzt erbärmlich.

---

*) Zu Elgersburg, damals dem Obermarschall v. Witzleben gehörig.

Und sie ist nicht etwa wund geworden,
Weil die Liebste mich zu wild ergriffen,
Hold mich angebissen, daß sie fester
Sich des Freunds versichernd ihn genösse:
Nein, das zarte Lippchen ist gesprungen,
Weil nun über Reif und Frost die Winde
Spitz und scharf und lieblos mir begegnen.
Und nun soll mir Saft der edlen Traube,
Mit dem Saft der Bienen bei dem Feuer
Meines Herds vereinigt, Lind'rung schaffen.
Ach, was will das helfen, mischt die Liebe
Nicht ein Tröpfchen ihres Balsams drunter?

Echt Anakreontisch bis auf das tändelnde, schäferartige „Lippchen." Wahrscheinlich bezieht sich die Allegorie von Reif und Frost, der den Lippen scharf begegnet, zum Theil auch auf Klätschereien, die er nur in der Liebe selbst übersehn und vergessen kann. — Auch hier ist wieder sein Verhältniß zu Frau von Stein berührt. Das Gedicht, in seiner früheren Gestalt „An den Geist des Johannes Secundus*)" betitelt und der Frau von Stein unterm 2. November 1776 überschickt, ist in der obigen Gestalt abgekürzter und zahmer erschienen**) und mit der Ueberschrift „Liebebedürfniß" zuerst 1789 gedruckt worden.

*) Joh. Secundus (Jan Everard), ein berühmter Rechtsgelehrter unter Carl V., auch gebildeter Kunstkenner, († 1536 zu Utrecht), wurde besonders bekannt durch seine Lateinischen, meist erotischen Gedichte, besonders die „Küsse." —
**) Es ist interessant, die ursprüngliche Gestalt dieses Gedichts kennen zu lernen.

An den Geist des Johannes Secundus.

Lieber, heil'ger, großer Küsser,
Der du mirs in lechzend athmender
Glückseligkeit fast vorgethan hast,
Wem soll ichs klagen, klagt' ich dirs nicht?
Dir, dessen Lieder wie ein warmes Küssen
Heilender Kräuter mir unters Herz sich legten,
Daß es wieder aus dem krampfigen Starren
Erdetreibens klopfend sich erholte.

Schöll (Vorrede zu G. Br. an Fr. v. St. S. XXXII. und XXXIII.) meint, das Gedicht sei wohl erst viel später (als am 2. November 1776) in die Hände der Freundinn gekommen und könne vermuthen lassen, daß Göthe in dieser Zeit der Versagung seinen gehemmten Gefühlen nach andern Seiten schwärmend die Zügel ließ. Mir scheint eine solche Vermuthung wenigstens nicht im Gedichte selbst nahe zu liegen, wenn sie auch an sich nicht gerade unrichtig sein mag.

---

6. An den Mond.

Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz.

Ach, wie klag' ich dirs, daß meine Lippe blutet,
Mir gespalten ist und erbärmlich schmerzet,
Meine Lippe, die so viel gewohnt ist
Von der Liebe süßem Glück zu schwellen
Und, wie eine goldne Himmelspforte,
Lallende Seligkeit aus- und einzustammeln.
Gesprungen ist sie! nicht vom Biß der Holden,
Die in voller, rings umfangender Liebe
Mehr möcht' haben von mir und möchte mich Ganzen
Ganz erküssen und fressen und was sie könnte!
Nicht gesprungen, weil nach ihrem Hauche
Meine Lippen unheil'ge Lüfte entweihten,
Ach, gesprungen, weil mich Oeden, Kalten
Ueber beizenden Reif der Herbstwind anpackt.
Und da ist Traubensaft und der Saft der Bienen
An meines Herdes treuem Feuer vereinigt,
Der soll mir helfen! Wahrlich, er hilft nicht,
Denn von der Liebe Alles heilendem
Giftbalsam ist kein Tröpfchen drunter!

Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Ueber mein Geschick.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh und trüber Zeit
Wandle zwischen Freud' und Schmerz
In der Einsamkeit.

Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh,
So verrauschte Scherz und Kuß
Und die Treue so.

Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt!

Rausche, Fluß, das Thal entlang
Ohne Rast und Ruh,
Rausche, flüstre meinem Sang
Melodieen zu.

Wenn du in der Winternacht
Wüthend überschwillst,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillst:

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt,

Was, von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

Ein wunderholder Friede weht uns aus diesem überaus schönen, seelenvollen Liede entgegen und senkt sich auch in unsre Brust nieder. Die Disharmonie der Seele, die Kämpfe des Geistes, die Stürme des Herzens haben sich aufgelöst in die zarteste Harmonie, in welche die aufheiternde Erinnerung an frohe Tage und der wehmuthsreiche Gedanke an trübe Tage sanft sich verschmelzen. Die Besonnenheit des Geistes und die Ruhe des Gemüths lassen den müden Dichter sich in sich selbst zurückziehn und vor der Welt verschließen im Genuß der Freundschaft. Solchen Frieden und solche Liebe zur Einsamkeit, innerlich begründet und geboten, gießt sanft in unsre Seele eine holde Mondnacht. In ihr wandert der Dichter, und indem er durch den Mond seine Seele endlich einmal ganz gelöst empfindet, fühlt er die Linderung seines Geschickes im sanften Glanz des Mondes, der gleich einem Freunde freundlich theilnehmend auf ihn blickt. Da klingen frohe und trübe Zeiten in seinem Herzen nach. Die trüben haften tiefer, denn wehmüthig weht die Vergangenheit der Liebe durch seine Seele, deren melodienreiche Erinnerung ihn nicht im sanften Hauch des Frühlings, nicht in der starren Wuth des Winters verläßt. Doch fühlt er sich glücklich, ohne Haß sich von der Welt zurückziehn und mit einem Freunde, was durch das Labyrinth der Brust wandelt, genießen zu können.

Die Kraft des stillen Mondes, in das Menschenherz Sanftmuth und Ruhe und Frieden zu gießen, ist oft genug von andern Dichtern und auch von Göthe in ihrer Natürlichkeit und Schönheit dargestellt, treffender und kürzer aber wohl nirgend, als in „Jägers Abendlied" (vergl. §. 10, Nr. 9):

„Mir ist es, denk' ich nur an dich,
Als in den Mond zu sehn;
Ein stiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht wie mir geschehn."

Der Ausdruck „Nebelglanz" deutet darauf hin, daß der Mond nicht ohne Nebel glänzt, wie der Friede in ihm nicht ohne Wehmuth leuchtet.

„Lösest meine Seele ganz" ist so viel als: sie geht, in deinen Glanz versunken, ganz in dem Gefühl der Ruhe und Stille auf.

„Endlich einmal", nämlich nach so vielen Stürmen und Unruhen des innern und des äußern Lebens.

„Ueber mein Geschick." Wie des Freundes Auge über mein Geschick lindernd sich breitet, so du über mein Gefild, d. h. über mein inneres Seelenleben. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß die Worte „über mein Geschick" auf den Freund zu beziehen seien. Abgesehn vom Mißklang des doppelten „über", so wäre die Beziehung auf den Mond schon deshalb nicht möglich, weil die Worte: „breitest über mein Gefild deinen Blick, über mein Geschick" nicht bloß eine unnütze, sondern auch eine störende und matte Wiederholung darböten. Wie der Mond über das Gefild (Busch und Thal) der Natur, so gießt er auch über das Gefild des Dichters (das Innere) Ruhe und Frieden.

„Froh und trüber Zeit", eine sonst nicht mehr übliche, bei Göthe aber noch oft vorkommende Zusammenziehung statt „froher und trüber Zeit."

„Fließe, lieber Fluß." Der Dichter wandelt an einem Fluß und vergleicht dessen nie zurückkehrendes, ewiges Fließen mit seiner ewigen Unruhe und Wehmuth so wie mit dem Hinschwinden der heitern, aber auch der trüben Tage.

„Ich besaß es"..., die Liebe und ihre Seligkeit, die er nie vergessen kann, für die er im rastlosen Rauschen des Flusses, sei es in der Winterkälte oder in der Frühlingsblüthe, zarte Melodieen flüstern hört, wie die beiden folgenden Strophen andeuten.

„Rausche, Fluß." Sehr schön ist die wiederholte Anrede an den Fluß mit der Steigerung „rausche"; früher hieß es „fließe". Die Wehmuth wächst, doch im lauteren Rauschen vernimmt er jetzt nur ein Zuflüstern zarter Melodie; und wie der Fluß im Winter überschwillt und im Frühling anschwillt („quillt"), so schwillt und quillt, ihm korrespondirend, im Herzen des Dichters die Liebe und ihre Melodie im Liede, so Freude und Leid, insbesondere die Wehmuth. Doch plötzlich, als hätten der Fluß und die Poesie die Wehmuth vermindert und ver-

scheucht, bricht er von ihr ab und geht zur Einsamkeit und Freundschaft über.

„Was von Menschen nicht gewußt oder nicht bedacht." Wie Göthe immer milde im Urtheil über Andre war, so auch hier. Er hat in seinem Leben oft genug erfahren, wie wenig die Menschen das tiefe Labyrinth der Brust, das geheimste, tiefste, innerlichste Leben zu durchwandern verstehn oder vermögen oder gewillt sind. —

Die Milde, die Sanftheit, die Zartheit und die weise, friedliche Ruhe dieses Liedes, das zu den schönsten lyrischen Ergüssen unsers großen Dichters gehört, weht uns nicht bloß aus den tiefen Empfindungen und klaren Gedanken, sondern auch aus der einfachen und doch bilderreichen Sprache, aus dem überaus lieblichen Klang der Worte, aus dem leichten und anschmiegenden Bau der Verse und des Reims, kurz, wie aus dem Inhalt so aus der Form wunderbar herrlich entgegen. —

Wir haben dies Gedicht bis jetzt in seiner Allgemeinheit, daß ich so sage, aufgefaßt, ohne uns in dem schönen Genuß durch seine speziellen Beziehungen unterbrechen oder stören zu lassen, und haben nun von diesen besondern Beziehungen zu sprechen.

In obiger Gestalt erschien das Gedicht zuerst 1789. In einer früheren Gestalt*) überschickte Göthe es der Frau von Stein im Februar 1778 zugleich mit einer Melodie (vielleicht von Seckendorf, die Schöll I. 157 mit hat abdrucken lassen). Wir müssen der Vergleichung halber die frühere Gestalt hier darbieten.

---

*) Schöll macht (I. 153) folgende Bemerkung: Dies Gedicht hat mit dem vorhergehenden Briefe den Bezug auf die Ertrunkene und das Gefühl von der gefährlich lockenden Tiefe gemein, schließt sich also wohl auch der Zeit nach ihm nahe an. Nicht minder paßt gleich der Anfang „Lösest endlich auch einmal meine Seele ganz" in die so rauschend bewegten ersten Monate dieses Jahres (1778). Denn wie in den 14 Tagen vor jenem erschreckenden Fall sich „Morgens Schweinhatze, Nachmittags Theaterproben, Abends fratzenhaftes Ständchen und Schlittenfahrt mit Fackeln, extemporirte Komödie in Ettersburg und allerlei Tollheiten, Tanz, Konzert, Redoute, Westindier-Aufführung und wieder Schweinhatze gedrängt hatten", so sah sich Göthe bald darauf „gezwungen zu theatralischem Leichtsinn", Proben für das Lustspiel zum Geburtstag der Herzoginn, dann aufgelegt zu öfterem Eislauf, hatte „viel fröhliche bunte Imagination" und betheiligte sich im Februar neuerdings an dramatischen Spielen.

An den Mond.

Füllest wieder 's liebe Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz.

Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie der Liebsten Auge mild
Ueber mein Geschick,

Das du so beweglich kennst;
Dieses Herz im Brand,
Haltet ihr wie ein Gespenst
An den Fluß gebannt.

Wenn in öder Winternacht
Er vom Tode schwillt
Und bei Frühlings Lebenspracht
An den Knospen quillt.

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Mann am Busen hält
Und mit dem genießt,

Was dem Menschen unbewußt
Oder wohl veracht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

Diese frühere Gestalt des Gedichts verflicht zwei Beziehungen und Empfindungen mit einander, einmal die Beziehungen Göthes zu Frau

v. Stein, sodann die Empfindungen über den Tod der „armen Christel“, von der sein Brief an jene vom 19. Januar 1778 spricht. Die ersteren Beziehungen sind aus dem Vorigen genugsam bekannt und treten im Gedicht deutlichst hervor. Ueber die „arme Christel“ ist Folgendes zu berichten. Fräulein v. Lasberg glaubte sich von ihrem Geliebten, dem Schweden v. Wrangel, verlassen und endete ihr Leben in der Ilm an einer Stelle, die Göthe alle Abend, nach seinem Garten heimkehrend, allein betrat. Die Finsterniß der dichten Linden, das Brausen des damals hohen Wehrs und die Einsamkeit der Gegend machten die Stelle ziemlich schauerlich. „Jetzt hat sich die ganze Gegend, fährt Frau v. Stein in ihrem Bericht (I. 154, Note) fort, durch die Anlagen des Parks verändert, es hat Alles ein heitres und mildes Ansehn gewonnen.“ Am 17. Januar war es, als eben Göthe mit dem Herzog sich auf dem Eise befand, daß von den Leuten die Leiche der Unglücklichen in der Ilm gefunden wurde, (s. Riemer II. 56); wie man sagt, hatte sie „Werthers Leiden“ in der Tasche. —

Göthe hat nun bei der Umarbeitung dieses Gedichts erstlich die zweite Beziehung (auf Fräulein v. Lasberg) ganz weggelassen. Und das ist die erste Verschönerung des Gedichts. Denn jene Doppelbeziehung, ja man kann sagen, jene Doppelpointe in der früheren Gestalt des Gedichts wirkt in jeder Rücksicht, vorzüglich in Bezug auf die auch im kleinsten Gedicht zu fordernde Einheit, nicht anders als störend und macht aus zwei schönen Empfindungen eine unangenehme Vermengung. Die zweite Verschönerung besteht in der weiteren echt poetischen und so einfach natürlichen Ausführung und Ausmalung des Bildes von dem Fluß und in der Beziehung dieses Bildes auf seine frohen und trüben Zeiten, auf seine Seligkeiten und seine Seelenschmerzen. Die dritte Verschönerung (und hier treten wir dem Verhältniß des Dichters zu seiner Freundinn noch näher) beruht auf der Katastrophe der spätern Gestalt des Gedichts, insofern nämlich hier der Uebergang leidenschaftlicher (sittlich verbotener) Liebe in treue Seelenfreundschaft*) und somit die Um-

*) Wie prosaisch klingt in der früheren Gestalt „Einen Mann am Busen hält“! — Der Ausdruck in der spätern Umgestaltung „Einen Freund“ ist allgemein gebraucht, d. h. er bedeutet sowohl den Freund als auch die Freundinn.

wandelung der Unruhe und des Sturms in die Seligkeit der Ruhe, des innern Friedens, endlich auch die Vertauschung des äußern bewegten, geräuschvollen Lebens mit der stillen, den Genuß treuer Freundschaft darbietenden Zurückgezogenheit und Einsamkeit als würdiger, schöner Schlußstein des einheitlichen Ganzen dargestellt ist. Wollen wir die Aufgebung einer speziellen Beziehung (also hier die Beziehung Göthes auf Frau v. Stein) zum Vortheil einer allgemeineren Auffassung und somit einer allgemeineren Gültigkeit für die Verhältnisse Anderer ebenfalls für eine Verschönerung halten, so wäre dies der vierte Vorzug der jüngeren Gestalt des Gedichts vor der älteren.

Wir haben bisher von den Verschönerungen dieses Gedichts im Allgemeinen gesprochen; sie erstrecken sich aber auch bis ins Einzelnste. Auch hiefür noch ein Paar Beispiele.

„Füllest wieder Busch und Thal" klingt voller und ungezwungener als „Füllest wieder 's liebe Thal."

„Des Freundes Auge" paßt besser zur Katastrophe als „der Liebsten Auge."

„Haltet ihr" ist undeutlich gesagt: wer? Der Mond und die Liebste? oder gar Frau v. Stein und Fräulein v. Lasberg? Eben so undeutlich heißt es in der nächsten Strophe: „Er (der Fluß) vom Tode schwillt"; der Tod (etwa der Leichnam der unglücklichen Braut) soll den Strom anschwellen? oder soll es heißen, er bringe in seiner Anschwellung um so sicherer den Tod? oder was sonst? Und welche Antithese soll, wie einerseits zwischen „öder Winternacht" und „Frühlings Lebenspracht", andrerseits zwischen „vom Tode schwillt" und „an den Knospen quillt" liegen? Wie klar und deutlich, in Antithese und Synthese, wie malerisch schön sind dagegen die dritte bis siebente Strophe der Umarbeitung!

Ueber das sehr prosaische „Einen Mann am Busen hält" ist schon in der Anmerkung gesprochen.

Endlich sind die Worte „Oder nicht bedacht" weit schöner als „Oder wohl veracht", nicht etwa bloß wegen der ungrammatisch verstümmelten Form „veracht" statt „verachtet", sondern hauptsächlich wegen der, schon oben besprochenen milderen Gesinnung, welche den Menschen nicht Verachtung der Tiefe des Gemüths, sondern höchstens eine Nichtachtung oder nur ein Nichtbedenken zutraut. —

Wir haben uns absichtlich bei der Vergleichung beider Gestalten dieses Gedichts etwas länger aufgehalten, theils um die Entstehung beider an sich weitläufiger besprechen zu können, theils um auch an diesem Beispiel darzuthun, wie meisterhaft die Meisterhand frühere Poesien zu verbessern, zu verschönern gewußt hat.

Ob Göthe übrigens bei dieser schönen Umformung — (wann sie geschehn, wissen wir nicht, vielleicht erst im Jahre der Bekanntmachung der jüngern Gestalt, also 1789, d. h. 11 Jahre nach Entstehung der früheren Gestalt) — noch für sich selbst an sein Verhältniß zu seiner Freundinn Frau v. Stein gedacht oder absichtlich die Gedanken in allgemeinere oder mehrere Freundinnen berührende Beziehungen habe hinübergleiten lassen, kann jetzt nicht mehr ergründet werden. Daran liegt am Ende auch nicht viel, das zu wissen. Wir genießen dies seelenvolle Gedicht, auch ohne spezielle Beziehungen auf dies oder jenes Neigungsverhältniß Göthes, mit reiner, geistiger, seliger Freude.

---

7. Mit einer Hyazinthe.

Aus dem Zauberthal dort nieden,
Das der Regen still umtrübt,
Aus dem Taumel der Gewässer
Sendet Blume, Gruß und Frieden,
Der dich immer treu und besser,
Als du glauben magst, geliebt.

Diese Blume, die ich pflücke,
Neben mir vom Thau genährt,
Läßt die Mutter still zurücke,
Die sich in sich selbst vermehrt.
Lang entblättert und verborgen
Mit den Kindern an der Brust,
Wird am neuen Frühlingsmorgen
Vielfach sie des Gärtners Lust.

Dies schöne Gedicht wird uns (wie auch viele andre Gedichte in diesem und dem nächsten Paragraphen) erst durch die Herausgabe der Göthischen Briefe an Frau v. Stein bekannt. Der Dichter sandte es ihr am 25. April 1778 (Schöll I. 163).

Die Zartheit und Sinnigkeit der Gedanken und die herrliche Pointe in den beiden letzten Versen stimmen mit der zarten und sinnigen Auffassung seiner Neigung zur Freundinn aufs Schönste überein.

8. An meine Bäume*).

Sag' ichs euch, geliebte Bäume,
Die ich ahndevoll gepflanzt,
Als die wunderbarsten Träume
Morgenröthlich mich umtanzt?

Ach, ihr wißt es, wie ich liebe,
Die so schön mich wiederliebt,
Die den reinsten meiner Triebe
Mir noch reiner wiedergiebt.

Wachset wie aus meinem Herzen,
Treibet in die Luft hinein,
Denn ich grub viel Freud' und Schmerzen
Unter eure Wurzeln ein.

Bringet Schatten, traget Früchte,
Neue Freuden jeden Tag,
Nur daß ich sie dichte, dichte,
Dicht bei ihr genießen mag.

*) Man vergleiche mit diesem das schöne Lied: „Lebet wohl, geliebte Bäume" oben §. 16, Nr. 7.F.

Auch dies anmuthige Gedicht lernen wir in Göthes Briefwechsel mit Frau v. Stein (I. 378) kennen. Er schickt es ihr am 16. Dezbr. 1780 zu, also in einer Zeit, da er die Beseligung schon fühlte, von dem Drang und Druck der unerlaubten Liebe immer weiter in die Harmonie der Seelenfreundschaft wandern zu können. Hienach sind denn auch die Worte „die so schön mich wiederliebt, die den reinsten meiner Triebe mir noch reiner wiedergiebt", ferner „viel Freud' und Schmerzen" zu erklären. —

9. Versuchung.

Reichte die schädliche Frucht einst Mutter Eva dem Gatten,
Ach, vom thörichten Biß kränkelt das ganze Geschlecht.
Nun, vom heiligen Leibe, der Seelen speiset und heilet,
Kostest du, Lydia, fromm, liebliches büßendes Kind.
Darum schick' ich dir eilig die Frucht voll irdischer Süße,
Daß der Himmel dich nicht deinem Geliebten entzieh'.

Lydia ist hier Göthes poetischer Name für Frau v. Stein.
Mit unbedeutender Abweichung einzelner Wörter sandte Göthe diese Distichen im Juni 1781 seiner Freundinn (II. 76).

10. Nachtgedanken.

Euch bedaur' ich, unglücksel'ge Sterne,
Die ihr schön seid und so herrlich scheinet,
Dem bedrängten Schiffer gerne leuchtet,
Unbelohnt von Göttern und von Menschen:
Denn ihr liebt nicht, kanntet nie die Liebe!
Unaufhaltsam führen ew'ge Stunden
Eure Reihen durch den weiten Himmel.
Welche Reise habt ihr schon vollendet,
Seit ich weilend in dem Arm der Liebsten
Euer und der Mitternacht vergessen!

Die Sterne sind so schön und haben einen so schönen Beruf; aber sie kennen nicht die Liebe und müssen ewig ohne Liebe wandern. Und um dieses liebelosen Wandels wegen bedauert der Dichter sie um so mehr, je glücklicher er sich in der Liebe fühlt und dabei Sterne und Mitternacht vergißt.

Göthe sendet dies Gedicht an Frau v. Stein im September 1781 mit den Worten (II. 101): „Was beiliegt, ist Dein. Wenn Du willst, geb' ichs ins Tief. Journal und sage, es sei nach dem Griechischen." Gedruckt wurde es unter den Liedern 1789.

---

11. Der Becher.

Einen wohlgeschnitzten vollen Becher
Hielt ich drückend in den beiden Händen,
Sog begierig süßen Wein vom Rande,
Gram und Sorg' auf einmal zu vertrinken.

Amor trat herein und fand mich sitzen,
Und er lächelte bescheidenweise,
Als den Unverständigen bedauernd.

„Freund, ich kenn' ein schöneres Gefäße,
„Werth die ganze Seele drein zu senken.
„Was gelobst du, wenn ich dir es gönne,
„Es mit anderm Nektar dir erfülle?"

O wie freundlich hat er Wort gehalten,
Da er, Lida, dich mit sanfter Neigung
Mir, dem lange Sehnenden, geeignet!

Wenn ich deinen lieben Leib umfasse,
Und von deinen einzig treuen Lippen
Langbewahrter Liebe Balsam koste,
Selig sprech' ich dann zu meinem Geiste:

Nein, ein solch Gefäß hat, außer Amorn,
Nie ein Gott gebildet noch besessen!
Solche Formen treibet nie Vulkanus
Mit den sinnbegabten feinen Hämmern!
Auf belaubten Hügeln mag Lyäus
Durch die ältsten, klügsten seiner Faunen
Ausgesuchte Trauben keltern lassen,
Selbst geheimnißvoller Gährung vorstehn:
Solchen Trank verschafft ihm keine Sorgfalt!

Anakreontischer Geist und Klang weht durch dies Gedicht, welches Göthe meint, wenn er (den 1. Oktober 1781) an Frau v. Stein schreibt: „Auch habe ich Dir ein Gedicht gemacht, das Du durch den Weg des Tiefurter Journals sollst zu sehn kriegen.“ Hier erschien es mit dem Zusatz: „Aus dem Griechischen.“ — „Gram und Sorge zu vertrinken.“ Es ist wohl zu gesucht und unrecht, wenn Viehoff andeutet, Göthe habe wohl manchmal in lustiger Gesellschaft bei Lyäus Gaben Erheiterung und süßes Vergessen gesucht. Wenn man nicht anderswoher dergleichen Thatsachen bestätigt finden kann, hier sind sie nicht zu suchen. Es ist bekannt, daß der seelenvolle Wandsbecker Bote, als er sein volksthümliches, schönes Rheinweinlied dichtete, noch niemals Rheinwein gesehn, viel weniger gekostet hatte; und doch schalten die damaligen theologischen Fanatiker ihn einen Trinker. Klopstock und Voß und Hagedorn und hunderttausend andre Dichter des Weins sind die mäßigsten Trinker des Weins gewesen. — „Bescheidenweise“ statt des gewöhnlicheren bescheidnerweise. — Gefäße, eine veraltete Form für Gefäß, wie Glücke für Glück u. s. w. — Geeignet so viel als zugeeignet. Alle Dichter aller Sprachen und Zeiten ziehn den Kompositis die Simplizia vor, weil sie veranschaulichender und darum poetischer sind. — Treibet geht auf getriebne Arbeit. —

12. An Lida.

Den Einzigen, Lida, welchen du lieben kannst,
Forderst du ganz für dich, und mit Recht.
Auch ist er einzig dein;
Denn seit ich von dir bin,
Scheint mir des schnellsten Lebens
Lärmende Bewegung
Nur ein leichter Flor, durch den ich deine Gestalt
Immerfort wie in Wolken erblicke:
Sie leuchtet mir freundlich und treu,
Wie durch des Nordlichts bewegliche Strahlen
Ewige Sterne schimmern.

F. Delbrück hat in seinem Werke: „Lyrische Gedichte" rc. 1800 S. 30—33 eine Entwickelung dieses Gedichts dargeboten, welche Göthe selbst gleichsam genehmigt. Sie stehe also hier.

„Ich erkläre mich noch an einem andern Beispiele. In Rousseaus Heloise fängt der erste Brief, den St. Preux nach seiner Reise um die Welt an die Frau v. Orbe schreibt, so an:

„Meine Wohlthäterinn, meine Freundinn. Ich kehre von den äußersten Enden der Erde wieder und bringe ein Herz zurück, das ganz voll von Ihnen ist. Ich bin die beiden Halbkugeln durchirret, ich habe die vier Welttheile gesehn, ich habe die Reise um die ganze Erde vollendet; und ich habe Ihnen doch keinen Augenblick entrinnen können. Wir mögen noch so sehr fliehen, was uns theuer ist: sein Bild, schneller als der Wind und die Wellen, folgt uns überall hin; und wohin wir es mit uns nehmen, nehmen wir das mit, was unser Leben fristet." —

Unter Göthens lyrischen Poesien befindet sich folgende:

„An Lida."

u. s. w. —

Was St. Preux und was Göthe sagt, ist von gleichem Inhalte. Beide schildern das treue sehnsuchtsvolle Verlangen nach dem Gegenstande

ihrer Liebe, welches die ganze Seele ganz erfüllt, und indem es den mannigfaltigsten, verschiedensten und stärksten Eindrücken einen gemeinschaftlichen Berührungspunkt giebt, unter allem Wechsel der Empfindung beharrlich dasselbe bleibt, und so eine nie versiegende Quelle von Trost und Ruhe wird. Dennoch machen beide Schilderungen einen ganz verschiedenen Eindruck auf uns. Woher rührt dieses? St. Preux schildert, was er wirklich empfand; Göthe, was er aus seiner Empfindung sich bildete. Des Freundes Worte sind wahr; des Dichters Worte sind schön. Wodurch sind sie es? Die Zeilen:

Denn seit ich von dir bin,
Scheint mir des schnellsten Lebens
Lärmende Bewegung
Nur ein leichter Flor, durch den ich deine Gestalt
Immerfort wie in Wolken erblicke —

diese Zeilen stellen uns das Gewirre des menschlichen Lebens, welches aus unendlich vielen in die Seele strömenden Eindrücken zusammengesetzt ist, vor das Auge, und in der Mitte derselben das ruhige, nur mit dem Andenken an seine Liebe beschäftigte Gemüth des Dichters. Und durch die Vergleichung der alltäglichen Erscheinungen mit den trüben Dünsten des eben so schnell verschwindenden als entstehenden Nordlichts, und durch die Vergleichung zwischen Lida's Gestalt und den unvergänglichen in nimmer verlöschendem Glanze ewig leuchtenden Sternen, schildert er uns die Flüchtigkeit und Nichtigkeit jener, und die unsterbliche Würde dieser, so daß wir uns von dem Gewirre des menschlichen Lebens, und von der ruhigen Stelle eines durch den Adel seiner Ideen über demselben emporgehaltenen Gemüths Ein großes reiches Gemälde zusammensetzen, zu welchem St. Preux's Worte eine passende Inschrift abgeben könnten. Der Dichter entzückt uns nicht durch das, was er sagt, sondern durch das, was wir hinzudenken, nicht durch die Uebereinstimmung seiner Bilder mit der Erfahrung, sondern dadurch, daß er uns über die Erfahrung hinaus in das Reich der Ideen führt; und diese so vielen und so mannigfaltigen Ideen erhalten alle Klarheit, Zusammenhang und Einheit dadurch, daß sie sich vereinigen, um des Dichters Liebe, den Adel derselben, und ihre unsterbliche Dauer zu schildern." —

Was wir noch hinzuzufügen haben, ist, daß dies Gedicht in derselben Gestalt wie oben (nur steht „Lotte" statt „Lida") von Göthe im Oktober 1781 von Gotha aus an Frau v. Stein geschickt (s. Schöll II. 106), aber erst 1789 mit der Ueberschrift „An Lida" (die Frau v. Stein) gedruckt worden. Die frühere, in den Briefen stehende Lesart „Lotte" hindert nicht, das Gedicht auf Frau v. Stein selbst zu beziehn; war sie ja doch Göthen eine zweite Lotte, und nicht selten kommt er in seinen Ergießungen gegen Frau v. Stein auf sein früheres Verhältniß mit Lotten in Wetzlar zurück, wie es bei der Aehnlichkeit der Verhältnisse natürlich war.

---

13. Ferne.

Königen, sagt man, gab die Natur vor andern Gebornen
  Eines längeren Arms weit hinaus fassende Kraft.
Doch auch mir dem Geringen verlieh sie das fürstliche Vorrecht,
  Denn ich fasse von fern, halte dich, Lida, mir fest.

Da früher nicht bekannt war, wen Göthe unter „Lida" gemeint, so haben auch diese Verse räthselhafte Beziehungen erfahren müssen; namentlich glaubte man die Ausdrücke „mir dem Geringen" und „von fern" auf Abstand des Ranges oder auf Ferne des Herzens, d. h. auf Liebesgleichgültigkeit beziehn zu müssen. Seitdem wir aber wissen, daß Frau v. Stein bei Göthe Lida heiße, und obige Distichen in Göthes Briefen an dieselbe (im April 1782, s. Schöll II. 193) finden, ist die Beziehung auf diese Freundinn unzweifelhaft. Göthe schreibt: „Hier, Beste, ein Epigramm, davon die Dichtung Dein ist." Und nun folgt dasselbe mit geringer Abweichung von dem obigen verbesserten. Statt „Lida" steht „Psyche". — Nun ist auch die Bedeutung des Zusatzes „dem Geringen" und der Ausdruck „von fern" klar. Letzterer bezieht sich auf die räumliche Entfernung (Göthe schreibt aus Meiningen), kann jedoch auch metaphorisch auf seine Entfernung und Entsagungsproben oder auf das die Entfernung gebietende Verhältniß beider gehn.

Der Zusatz „dem Geringen" kann nicht bloß durch den Gegensatz zu den „Königen", sondern auch durch das Gefühl, in welchem Göthe die außerordentliche Höhe und Würde der Sittlichkeit und Tugend seiner Freundinn, im Gegensatz zu seiner Schwäche und Leidenschaftlichkeit und Schwankung anerkennt, möglicherweise hervorgerufen sein. —

§. 21.

Fortsetzung. Gedichte.

14. An seine Spröde.

Siehst du die Pomeranze?
Noch hängt sie an dem Baume;
Schon ist der März verflossen,
Und neue Blüthen kommen.
Ich trete zu dem Baume
Und sage: Pomeranze,
Du reife Pomeranze,
Du süße Pomeranze,
Ich schüttle, fühl', ich schüttle,
O fall' in meinen Schoß!

Schon ein Uebergang zur Italienischen Plastik. Zuerst 1789 gedruckt, doch vielleicht schon 1777 entstanden und der Frau v. Stein übersandt. —

15. Süße Sorge.

Weichet, Sorgen, von mir! — Doch ach! den sterblichen Menschen
Lässet die Sorge nicht los, eh' ihn das Leben verläßt.
Soll es einmal denn sein, so kommt ihr, Sorgen der Liebe,
Treibt die Geschwister hinaus, nehmt und behauptet mein Herz!

Unserm Dichter waren in der That die Sorgen der Liebe die liebsten und die nothwendigsten. —

Auch dies Gedicht ist vielleicht schon 1777 entstanden und der Frau v. Stein brieflich übersandt. Gedruckt ist es ebenfalls erst 1789. —

---

16. Zwischen beiden Welten.

Einer Einzigen angehören,
Einen Einzigen verehren,
Wie vereint es Herz und Sinn!
Lida! Glück der nächsten Nähe,
William! Stern der schönsten Höhe,
Euch verdank' ich, was ich bin.
Tag' und Jahre sind verschwunden,
Und doch ruht auf jenen Stunden
Meines Werthes Vollgewinn.

Dies und das folgende Gedicht sind aus weit späterer Zeit, beziehn sich aber auch auf Frau v. Stein*). — William ist Shakespeare. Was Göthe diesem zu verdanken hat, ist bekannt; daß er der Freundinn „seines Werthes Vollgewinn" auch mit verdankt, ist schon in §. 19 mehrfach erwähnt. —

---

17. Für ewig.

Denn was der Mensch in seinen Erdeschranken
Von hohem Glück mit Götternamen nennt,
Die Harmonie der Treue, die kein Wanken
Der Freundschaft, die nicht Zweifelsorge kennt;
Das Licht, das Weisen nur zu einsamen Gedanken,
Das Dichtern nur in schönen Bildern brennt,
Das hatt' ich all' in meinen besten Stunden
In ihr entdeckt und es für mich gefunden.

---

*) Vergl. Schöll I. S. XXXIV. Note.

Die Einleitung „denn" deutet auf das Bruchstückartige dieses kleinen Gedichts. (Vergl. oben §. 16, Nr. 3.) Vielleicht steht dasselbe in genauem Zusammenhange mit dem vorigen Gedichte. Dann würde das begründende denn eine klare Beziehung gewinnen und somit dieses ganze Gedicht die Begründung für den Schlußgedanken des vorigen darstellen. —

18. Anliegen.

O schönes Mädchen du,
Du mit dem schwarzen Haar,
Die du ans Fenster trittst,
Auf dem Balkone stehst!
Und stehst du wohl umsonst?
O stündest du für mich
Und zögst die Klinke los,
Wie glücklich wär' ich da!
Wie schnell spräng' ich hinauf!

Eine antik naive Darstellung eines Moments des Harrens und Sehnens. —

19. Erster Verlust. 1789.

Ach, wer bringt die schönen Tage,
Jene Tage der ersten Liebe,
Ach, wer bringt nur Eine Stunde
Jener holden Zeit zurück!

Einsam nähr' ich meine Wunde,
Und mit stets erneuter Klage
Traur' ich ums verlorne Glück.

Ach, wer bringt die schönen Tage,
Jene holde Zeit zurück!

Die Verschlingung des Reims und die Wiederholung der Hauptgedanken (zwei Forderungen des Trioletts) sind in diesem tiefen Klagelaut besonders schön.

Das Triolett ist ursprünglich in das Singspiel: „Die ungleichen Hausgenossen" eingelegt und erst später, jedoch etwas verkürzt, in die Gedichtsammlung übergegangen. Was die schöne Form des Trioletts und sein Wesen betrifft, so hat darüber Poggel in seinem trefflichen Werk („Grundzüge einer Theorie des Reimes und der Gleichklänge" S. 81—87) Folgendes dargelegt.

„Was die vielen andern zum Theil sehr zusammengesetzten Reimversarten betrifft, als da sind: Terzine, Sextine, Oktave, Dezime, Madrigal u. s. w.; so darf man wohl behaupten, daß sich in ihnen das Wesen des Reimes, d. h. seine eigentlich musikalische Natur am Fühlbarsten offenbart. Sie sind in der Italienischen und Spanischen Poesie entstanden, in welchen die Sprache ihre musikalische Seite mehr als in irgend einer andern geltend macht. Sie athmen daher alle, wenn sie sich auch im derben Deutschen nicht zur ursprünglichen Leichtigkeit und Anmuth ausbilden lassen, den Hauch einer mit Worten wie mit bloßen Tönen spielenden Sprache. Sogar die Gefühlsweise des Südländers scheint sich darin abzuspiegeln. Wandelnd aber unabweichlich, gleich den Empfindungen eines unter Italischem Himmel Gebornen, tönen auch in diesen Bildungen dieselben Reimklänge zu stets erneuerter und verinnigter Wirkung ans Ohr; der Charakter des Romantischen, der sich in Italien am Ersten und Deutlichsten ausspricht, ist auch diesen Formen eingeprägt. Sie entsprechen einem sich selbst hegenden, für sich selbst bestehenden, auf sich ruhenden Gefühlszustande. Dieses aber, glaube ich, ist es eben, was uns Neuere, sofern wir christlicher Bildung gehorchen, von den Alten unterscheidet. Beim Heiden diente das Gefühl als untergeordneter Trieb, der bloß bestimmt war, die Kraft des Handelns zu spornen, und das Erkennen im Konkreten zu fesseln. Daher hält sich die ganze antike Kunst in der reinen, heiteren, objektiven Lebensmitte so, daß sie eben so weit entfernt ist, in gefühlloser Kälte und Stoffartigkeit zu erstarren, als durch Abstraktheit des Gedankens und Gewalt des Gefühls verflüchtigt zu werden. Durch die christliche Religion wurde das dienende Gefühl frei. So wie das weibliche Geschlecht dem Christenthume seine Freiheit und Selbstständigkeit dankt, so auch das Gefühl. Das Weib trat mit

dem Manne in gleichen Rang, damit es als ebenbürtige Gefährtinn das Leben desselben veredle. Das Gefühl erhielt durch die milden Tugenden der Religion höhere Nahrung, Selbstständigkeit und Adel; es wurde Selbst-Zweck, statt daß es früher nur Mittel gewesen war, und durfte lenkenden Einfluß üben auf Erkennen und Handeln. Wiewohl es dadurch in manchen Fällen zu verderblichem Uebergewicht gelangte, wie die vielen Verirrungen, als Schwärmerei, Fanatismus und Mystizismus beweisen, so lag doch auch der Keim für alles Schöne darin, was die neuere Zeit hervorgebracht hat. Musik, Dichtkunst, Malerei u. s. w. empfingen ihren Charakter davon; und könnte auch das Christenthum untergehen, so ist doch der christliche Geist durch Welt und Zeiten unvertilgbar verflochten. Doch ich darf nicht abschweifen. Wie der Reim überhaupt hiemit zusammenhange, wird sich unten ergeben. Es gehört nur hierher, wie sich in den obengenannten zusammengesetzten Reimarten der romantische Charakter der Poesie ausspricht, und ihnen den Ursprung gegeben. Zu diesem Behufe nun erwäge man Folgendes: Jene Bildungen zeichnen sich alle durch ein mehrmaliges Wiederkehren derselben Reime aus, wobei diese auf vielfache Weise mit einander verbunden sind. Es entsteht dadurch ein langsamerer Tonwechsel; dieselben Klänge bleiben überall in ruhiger Schwebung stehen, als könnten sie nicht fort, als müßten sie ein angegebenes Gefühl ewig wiedertönen. — — Ueberall ist hier eine große Gehaltenheit des Gefühls und des Tones. Das Gefühl steht überall mit schwärmender Ruhe über seinem Gegenstande still; es hegt sich selbst und schwelgt mit Bewußtsein in seinem eigenen Genusse. Es sucht sich selbst nur, weil es sein eigener Zweck ist. Scheinbar läßt es zuweilen von sich ab, aber es geschieht nur, um sich wieder mit neuer Lust einzuholen und zu genießen. Dieser romantischen Gemüthsstimmung nun entsprechen auch die genannten Reimversarten. Das Ohr verweilt in ihnen mit genießender Innigkeit bei denselben Klängen. Wie ein Liebender sich den Namen seiner Geliebten vorsingt, und in dem süßen Klange eine angenehme Musik findet, so spielen diese Dichter mit den Tönen der ganzen Sprache. Sie lassen diese Klänge, welche ihrem Gefühle zusagen, wiederkehren, und um sich gleichsam die kindliche Sinnlichkeit ihres Spiels selbst zu verbergen oder doch zu verkünstlichen, verweben sie die Reime in regelmäßige Verschlingungen. Es ist beinah' wie wenn Kinder mit Blumen spielen. Diese erfreuen sich an den Farben

und dem geheimnißvollen Eindrucke der bunten Erdenkinder; um ihre einfache, sinnliche Blumenfreude aber zu veredeln, und in den Kreis geistiger Thätigkeit zu ziehen, ordnen sie dieselben nach Farbe und Gestalt und binden einen Kranz davon. Oder um auch das Gleichniß näher an den Inhalt zu schließen: es ist damit, wie in der romantischen Baukunst. Man betrachte nur einen Dom. Auch hier wiederholen die Künstler ewig dieselben Gestalten; um aber die Wiederholung zu verhüllen, wenden sie ihre Lieblingsform als Einheit an, und bilden daraus tausend andere, die der Einheit nur ähneln. Denn auch in der Baukunst herrscht derselbe Sinn, welcher den beschaulichen Selbstgenuß im Zustande eines hohen Gefühls und eines großen Gedankens zu hegen suchte, um das Gemüth zu heiligen und fürs Göttliche zu stimmen."

Zelter und C. Nicolai haben dies schöne Triolett komponirt. —

---

20. An Lina.

Liebchen, kommen diese Lieder
Jemals wieder dir zur Hand,
Sitze beim Klaviere nieder,
Wo der Freund sonst bei dir stand.

Laß die Saiten rasch erklingen,
Und dann sieh ins Buch hinein.
Nur nicht lesen! Immer singen!
Und ein jedes Blatt ist dein.

Ach, wie traurig sieht in Lettern,
Schwarz auf Weiß, das Lied mich an,
Das aus deinem Mund vergöttern,
Das ein Herz zerreißen kann!

Nur zu wahr ist der Gedanke, daß Lieder gesungen sein wollen, wenn man sie ganz verstehn, ganz in sich aufnehmen, ganz zu eigen

machen will. Vergl. Einleitung §. 1. — „Sitze beim Klaviere nieder" für „setze dich nieder und sitze", eine echt poetische Vermischung zweier Konstruktionen, wie „niederliegen", „ins Gras liegen" u. dgl. m., wodurch die Verba der Ruhe Thätigkeit und Lebendigkeit erhalten. —

Viehoff will aus der Ueberschrift „Lina" (Abkürzung für Karolina-Charlotte) vermuthen, es sei an Wetzlars Lottchen gerichtet. Es ist zuerst 1800 gedruckt. Obwohl nun Göthe erst seit 1801 außer aller Verbindung mit Kestners Gattinn geblieben, so ist doch aus dem Ton und der Farbe des Gedichts mit ziemlicher Gewißheit zu schließen, daß es nicht an jene Freundinn gerichtet sein kann. An wen aber sonst, darüber läßt sich keine nur irgend haltbare Vermuthung bis jetzt aufstellen. —

---

§. 22.

Italien. 1786—1787 und 1790.

Nachdem Göthe 1779 mit seinem befreundeten Fürsten eine Reise nach der Schweiz gemacht hatte, 1782 in den Adelstand erhoben und Kammerpräsident geworden war, ging er im August 1786 nach Karlsbad und von da nach Italien. Seine Studien der Kunst und der Natur, seine Arbeiten, vor allen seine Iphigenia und sein Tasso, seine Erlebnisse und allseitigen Förderungen auf dieser lang ersehnten Reise sind bekannt genug. Er erreichte, durch diese Bildungsschule gegangen, glücklich jene ästhetische Höhe, von welcher ihn noch Niemand hat verdrängen können.

Was ihm Italien gewesen, hat er in Briefen und Gedichten oft genug selbst ausgesprochen. Noch im Jahr 1828 sagte er zu Eckermann (Gespräche II. S. 26): „Ich kann es dem Guten (Göttling in Jena) nicht verargen, daß er von Italien mit solcher Begeistrung redet; weiß ich doch, wie mir selber zu Muthe gewesen ist! Ja, ich kann sagen, daß ich nur in Rom empfunden habe, was eigentlich ein Mensch sei. — Zu dieser Höhe, zu diesem Glück der Empfindung bin ich später nie wieder gekommen; ich bin, mit meinem Zustande in Rom verglichen, eigentlich nachher nie wieder froh geworden."

In Weimar war sein poetisches Talent in Konflikt mit dem Realismus gerathen, sein Leben „durch Liebschaften verdüstert.“ Er unternahm daher (und zwar ohne irgend Jemanden seinen Plan mitzutheilen) eine Flucht nach Italien, um sich zu poetischer Produktivität wieder herzustellen.

Nach seiner Rückkehr im Jahre 1787 beendigte er den Tasso und den Faust. Bald darauf machte er die Bekanntschaft mit Schiller, welche für Beide von ungemein großer Bedeutsamkeit und Förderung werden sollte. —

Im Jahr 1790 wiederholte er den Besuch Italiens. — Im Jahr 1797 war seine Absicht, wieder nach Italien zu gehn. Aber die Freundschaft zu Schiller, sagt er 1828, die Theilnahme an seinem Dichten, Trachten und Unternehmen hielt mich oder ließ mich vielmehr freudiger zurückkehren, als ich, bis in die Schweiz gelangt, das Kriegsgetümmel bis über die Alpen näher gewahr wurde.

Zu den poetischen Früchten seiner Italienischen Reise gehören auch seine Römischen Elegieen, deren Ausarbeitung und Redaktion ins Jahr 1790 oder frühestens 1789 fällt*).

---

§. 23.

Fortsetzung. Die Neapolitanische Prinzessinn. Die Römerinn und die Mailänderinn.

Was nun Göthes Neigungsverhältnisse in Italien, so weit sie durch ihn selbst bekannt geworden, betrifft, so sind davon namentlich zwei zu erwähnen**), das eine, offenbar nur ein freundliches Verhältniß während

*) Vergl. Viehoff II. S. 101—105.

**) Auch hier, wie so oft, läßt sich nicht überall mehr die Wahrheit von der Dichtung unterscheiden. Göthe schreibt 1815 bei Gelegenheit seiner Bearbeitung der Italienischen Reise: „Glücklicherweise habe ich noch Tagebücher, Briefe, Bemerkungen und allerlei Papiere daher, so daß ich zugleich völlig wahrhaft und ein anmuthiges Mährchen schreiben kann.“

seines Aufenthalts in Neapel; das andre ein innigeres Liebesverhältniß während seines zweiten Aufenthalts in Rom.

Ueber die Bekanntschaft mit der Neapolitanischen Prinzessinn schreibt er aus Neapel unterm 9. März 1787 (G. W. 28. 37) Folgendes.

„Das ist das Angenehme auf Reisen, daß auch das Gewöhnliche durch Neuheit und Ueberraschung das Ansehen eines Abenteuers gewinnt. Als ich von Capo di Monte zurückkam, machte ich noch einen Abendbesuch bei Falangieri, wo ich auf dem Canapee neben der Hausfrau ein Frauenzimmer sitzen fand, deren Aeußeres mir nicht zu dem vertraulichen Betragen zu passen schien, dem sie sich ganz ohne Zwang hingab. In einem leichten, gestreiften, seidenen Fähnchen, den Kopf wunderlich aufgeputzt, sah die kleine, niedliche Figur einer Putzmacherinn ähnlich, die, für die Zierde Anderer sorgend, ihrem eigenen Aussehen wenig Aufmerksamkeit schenkt. Sie sind so gewohnt, ihre Arbeit bezahlt zu sehen, daß sie nicht begreifen, wie sie für sich selbst etwas gratis thun sollen. Durch meinen Eintritt ließ sie sich in ihrem Plaudern nicht stören und brachte eine Menge possirliche Geschichten vor, welche ihr dieser Tage begegnet, oder vielmehr durch ihre Strudeleien veranlaßt worden. Die Dame vom Hause wollte mir auch zum Wort verhelfen, sprach über die herrliche Lage von Capo di Monte und die Schätze daselbst. Das muntere Weibchen dagegen sprang in die Höhe und war, auf ihren Füßen stehend, noch artiger als zuvor. Sie empfahl sich, rannte nach der Thüre und sagte mir im Vorbeigehen: Filangieris kommen diese Tage bei mir zu Tische, ich hoffe Sie auch zu sehen! Fort war sie, ehe ich noch zusagen konnte. Nun vernahm ich, es sei die Prinzessin ***, mit dem Hause nah verwandt. Filangieris waren nicht reich und lebten in anständiger Einschränkung. So dacht' ich mir das Prinzeßchen auch, da ohnehin solche hohe Titel in Neapel nicht selten sind. Ich merkte mir den Namen, Tag und Stunde und zweifelte nicht, mich am rechten Orte zu gehöriger Zeit einzufinden."

Unterm 12. März schildert er seinen ersten Besuch:

„Damit ich ja zur bestimmten Zeit heute bei dem wunderlichen Prinzeßchen wäre und das Haus nicht verfehlte, berief ich einen Lohnbedienten. Er brachte mich vor das Hofthor eines großen Palastes, und da ich ihr keine so prächtige Wohnung zutraute, buchstabirte ich ihm noch einmal aufs Deutlichste den Namen; er versicherte, daß ich recht sei.

Nun fand ich einen geräumigen Hof, einsam und still, reinlich und leer, von Haupt- und Seitengebäuden umgeben. Bauart, die bekannte heitere Neapolitanische, so auch die Färbung. Gegen mir über ein großes Portal und eine breite, gelinde Treppe. An beiden Seiten derselben hinaufwärts, in kostbarer Livree, Bedienten, die sich, wie ich an ihnen vorbeistieg, aufs Tiefste bückten. Ich schien mir der Sultan in Wielands Feenmährchen und faßte mir nach dessen Beispiel ein Herz. Nun empfingen mich die höheren Hausbedienten, bis endlich der anständigste die Thüre eines großen Saals eröffnete, da sich denn ein Raum vor mir aufthat, den ich eben so heiter, aber auch so menschenleer fand als das Uebrige. Beim Auf- und Abgehen erblickte ich, in einer Seitengalerie, etwa für vierzig Personen, prächtig, dem Ganzen gemäß eine Tafel bereitet. Ein Weltgeistlicher trat herein; ohne mich zu fragen, wer ich sei, noch, woher ich komme, nahm er meine Gegenwart als bekannt an und sprach von den allgemeinsten Dingen. Ein Paar Flügelthüren thaten sich auf, hinter einem ältlichen Herrn, der herein trat, gleich wieder verschlossen. Der Geistliche ging auf ihn los, ich auch, wir begrüßten ihn mit wenigen, höflichen Worten, die er mit bellenden, stotternden Tönen erwiederte, so daß ich mir keine Silbe des hottentottischen Dialekts enträthseln konnte. Als er sich ans Kamin gestellt, zog sich der Geistliche zurück und ich mit ihm. Ein stattlicher Benediktiner trat herein, begleitet von einem jüngeren Gefährten; auch er begrüßte den Wirth, auch er wurde angebellt, worauf er sich denn zu uns ans Fenster zurückzog. Die Ordensgeistlichen, besonders die eleganter gekleideten, haben in der Gesellschaft die größten Vorzüge; ihre Kleidung deutet auf Demuth und Entsagung, indem sie ihnen zugleich entschiedene Würde verleiht. In ihrem Betragen können sie, ohne sich wegzuwerfen, unterwürfig erscheinen, und dann, wenn sie wieder strack auf ihren Hüften stehen, kleidet sie eine gewisse Selbstgefälligkeit sogar wohl, welche man allen übrigen Ständen nicht zu Gute gehn ließe. So war dieser Mann. Ich fragte nach Monte Cassino, er lud mich dahin und versprach mir die beste Aufnahme. Indessen hatte sich der Saal bevölkert. Offiziere, Hofleute, Weltgeistliche, ja sogar einige Kapuziner waren gegenwärtig. Vergebens suchte ich nach einer Dame, und daran sollte es denn auch nicht fehlen. Abermals ein Paar Flügelthüren thaten sich auf und schlossen sich. Eine alte Dame war hereingetreten, wohl noch älter als der Herr, und nun gab mir die Gegenwart

der Hausfrau die völlige Versicherung, daß ich in einem fremden Palast, unbekannt völlig den Bewohnern sei. Schon wurden die Speisen aufgetragen und ich hielt mich in der Nähe der geistlichen Herren, um mit ihnen in das Paradies des Tafelzimmers zu schlüpfen, als auf einmal Filangieri mit seiner Gemahlinn hereintrat, sich entschuldigend, daß er sich verspätet habe. Kurz darauf sprang Prinzeßchen auch in den Saal, fuhr unter Knixen, Beugungen, Kopfnicken an allen vorbei auf mich los. Es ist recht schön, daß Sie Wort halten! rief sie, setzen Sie sich bei Tafel zu mir, Sie sollen die besten Bissen haben. Warten Sie nur! Ich muß mir erst den rechten Platz aussuchen, dann setzen Sie sich gleich an mich. So aufgefordert folgte ich den verschiedenen Winkelzügen, die sie machte, und wir gelangten endlich zum Sitze, die Benediktiner gerade gegen uns über, Filangieri an meiner andern Seite. Das Essen ist durchaus gut, sagte sie, alles Fastenspeisen, aber ausgesucht, das Beste will ich Ihnen andeuten. Jetzt muß ich aber die Pfaffen scheeren. Die Kerls kann ich nicht ausstehen; sie hucken unserm Hause tagtäglich etwas ab. Was wir haben, sollten wir selbst mit Freunden verzehren! — Die Suppe war herumgegeben, der Benediktiner aß mit Anstand. — Bitte sich nicht zu geniren, Hochwürden, rief sie aus, ist etwa der Löffel zu klein? Ich will einen größern holen lassen, die Herren sind ein tüchtiges Maulvoll gewohnt. — Der Pater versetzte: es sei in ihrem fürstlichen Hause alles so vortrefflich eingerichtet, daß ganz andere Gäste als er eine vollkommenste Zufriedenheit empfinden würden. — Von den Pastetchen nahm sich der Pater nur Eins, sie rief ihm zu: er möchte doch ein halb Dutzend nehmen! Blätterteig, wisse er ja, verdaue sich leicht genug. Der verständige Mann nahm noch ein Pastetchen, für die gnädige Attention dankend, als habe er den lästerlichen Scherz nicht vernommen. Und so mußte ihr auch bei einem derbern Backwerk Gelegenheit werden, ihre Bosheit auszulassen. Denn als der Pater ein Stück anstach und es auf seinen Teller zog, rollte ein zweites nach. — Ein drittes, rief sie, Herr Pater, Sie scheinen einen guten Grund legen zu wollen! — Wenn so vortreffliche Materialien gegeben sind, hat der Baumeister leicht arbeiten, versetzte der Pater. — Und so ging es immer fort, ohne daß sie eine andere Pause gemacht hätte, als mir gewissenhaft die besten Bissen zuzutheilen. Ich sprach indessen mit meinem Nachbar von den ernstesten Dingen. Ueberhaupt habe ich Filangieri nie ein gleichgültiges Wort

reden hören. Er gleicht darin, wie in manchem andern, unserm Freunde Georg Schlosser, nur daß er, als Neapolitaner und Weltmann, eine weichere Natur und einen bequemern Umgang hat. Diese ganze Zeit war den geistlichen Herren von dem Muthwillen meiner Nachbarinn keine Ruhe gegönnt, besonders gaben ihr die zur Fastenzeit in Fleischgestalt verwandelten Fische unerschöpflichen Anlaß, gott- und sittenlose Bemerkungen anzubringen, besonders aber auch die Fleischeslust hervorzuheben und zu billigen, daß man sich wenigstens an der Form ergetze, wenn auch das Wesen verboten sei. Ich habe mir noch mehr solcher Scherze gemerkt, die ich jedoch mitzutheilen nicht Muth habe. Dergleichen mag sich im Leben und aus einem schönen Munde noch ganz erträglich ausnehmen, schwarz auf weiß jedoch wollen sie mir selbst nicht mehr gefallen. Und dann hat freche Verwegenheit das Eigene, daß sie in der Gegenwart erfreut, weil sie in Erstaunen setzt, erzählt aber erscheint sie uns beleidigend und widerlich. — Das Desert war aufgetragen, und ich fürchtete, nun gehe es immer so fort; unerwartet aber wandte sich meine Nachbarinn ganz beruhigt zu mir und sagte: Den Syrakuser sollen die Pfaffen in Ruhe verschlucken, es gelingt mir doch nicht einen zu Tode zu ärgern, nicht einmal, daß ich ihnen den Appetit verderben könnte. Nun lassen Sie uns ein vernünftiges Wort reden! Denn was war das wieder für ein Gespräch mit Filangieri! Der gute Mann! Er macht sich viel zu schaffen. Schon oft habe ich ihm gesagt: wenn ihr neue Gesetze macht, so müssen wir uns wieder neue Mühe geben, um auszusinnen, wie wir auch die zunächst übertreten können, bei den alten haben wir es schon weg. Sehen Sie nur einmal, wie schön Neapel ist; die Menschen leben seit so vielen Jahren sorglos und vergnügt, und wenn von Zeit zu Zeit einmal einer gehängt wird, so geht alles Uebrige seinen herrlichen Gang! Sie that mir hierauf den Vorschlag, ich solle nach Sorrent gehen, wo sie ein großes Gut habe, ihr Haushofmeister werde mich mit den besten Fischen und dem köstlichsten Milch-Kalbfleisch (mungana) herausfüttern. Die Bergluft und die himmlische Aussicht sollten mich von aller Philosophie kuriren, dann wollte sie selbst kommen und von den sämmtlichen Runzeln, die ich ohnehin zu früh einreißen lasse, solle keine Spur übrig bleiben, wir wollten zusammen ein recht lustiges Leben führen.“ — —

Eine eigentliche Liebesneigung regte sich weder in ihm noch in ihr.

Doch konnte dieses Verhältniß hier um so mehr Erwähnung finden, da es, in seiner Leichtigkeit und Naivetät echt charakteristisch für den südlichen Himmel, offenbar auch zu so manchem Stoff der Römischen Elegieen wenigstens den ersten Anstoß mag gegeben haben.

Das zweite Verhältniß, zu der schönen Mailänderinn, war wirklich ein Liebesverhältniß, das sich weiter ausspann, als Göthes Neigung für sie ein Uebergewicht über die zärtliche Anziehungskraft einer schönen Römerinn gewonnen hatte. Sein erstes Zusammentreffen mit ihr ist gleichfalls charakteristisch. Er erzählt (29. 125—127) also:

„Diese beiden Schönen (eine Römerinn und eine Mailänderinn), denn schön durfte man sie wirklich nennen, standen in einem nicht schroffen, aber doch entschiedenen Gegensatz; dunkelbraune Haare die Römerinn, hellbraune die Mailänderinn; jene braun von Gesichtsfarbe, diese klar von zarter Haut; diese zugleich mit fast blauen Augen, jene mit braunen; die Römerinn einigermaßen ernst, zurückhaltend, die Mailänderinn von einem offnen, nicht sowohl ansprechenden als gleichsam aufregenden Wesen. Ich saß bei einer Art Lottospiel zwischen beiden Frauenzimmern und hatte mit der Römerinn Casse zusammen gemacht; im Laufe des Spiels fügte es sich nun, daß ich auch mit der Mailänderinn mein Glück versuchte durch Wetten oder sonst. Genug, es entstand auch auf dieser Seite eine Art von Partnerschaft, wobei ich in meiner Unschuld nicht gleich bemerkte, daß ein solches getheiltes Interesse nicht gefiel, bis endlich nach aufgehobener Partie die Mutter, mich abseits findend, zwar höflich, aber mit wahrhaftem Matronenernst dem werthen Fremden versicherte: daß, da er einmal mit ihrer Tochter in solche Theilnahme gekommen sei, es sich nicht wohl zieme mit einer andern gleiche Verbindlichkeiten einzugehen; man halte es in einer Villeggiatur für Sitte, daß Personen, die sich einmal auf einen gewissen Grad verbunden, dabei in der Gesellschaft verharrten und eine unschuldig anmuthige Wechselgefälligkeit durchführten. Ich entschuldigte mich aufs Beste, jedoch mit der Wendung, daß es einem Fremden nicht wohl möglich sei, dergleichen Verpflichtungen anzuerkennen, indem es in unsern Landen herkömmlich sei, daß man den sämmtlichen Damen der Gesellschaft, einer wie der andern, mit und nach der andern sich dienstlich und höflich erweise, und daß dieses hier um destomehr gelten werde, da von zwei so eng verbundenen Freundinnen die Rede sei. — Aber leider! indessen ich

mich so auszureden suchte, empfand ich auf die wundersamste Weise, daß meine Neigung für die Mailänderinn sich schon entschieden hatte, blitzschnell und eindringlich genug, wie es einem müßigen Herzen zu gehen pflegt, das in selbstgefälligem, ruhigem Zutrauen nichts befürchtet, nichts wünscht, und das nun auf einmal dem Wünschenswerthesten nahe kommt. Uebersieht man doch in solchem Augenblicke die Gefahr nicht, die uns unter diesen schmeichelhaften Zügen bedroht."

Die Bekanntschaft wurde fortgesetzt und zwar zunächst mit einigem beiläufigen Unterricht im Englischen, bis Göthe mit Entsetzen hörte, daß sie Braut sei. Hiebei bemerkt er:

„Daß Neigungen, denen man eine Zeitlang unvorsichtig nachgegeben, endlich aus dem Traume geweckt, in die schmerzlichsten Zustände sich umwandeln, ist herkömmlich und bekannt, aber vielleicht interessirt dieser Fall durch das Seltsame, daß ein lebhaftes wechselseitiges Wohlwollen in dem Augenblicke des Keimens zerstört wird, und damit die Vorahnung alles des Glücks, das ein solches Gefühl sich in künftiger Entwickelung unbegrenzt vorspiegelt."

Nun war er besonnen und kräftig genug, dem wertherartigen Schicksale in Rom zu entfliehn. Er näherte sich ihr fortan nur in Gegenwart andrer Personen und ward auch bald mit seinem Herzen fertig.

„Gar bald legte sich auch dieses Verhältniß in meinem so viel beschäftigten Gemüthe wieder zurechte und zwar auf eine sehr anmuthige Weise; denn indem ich sie als Braut, als künftige Gattinn ansah, erhob sie sich vor meinen Augen aus dem trivialen Mädchenzustande, und indem ich ihr nun eben dieselbe Neigung, aber in einem höhern uneigennützigen Begriff zuwendete, so war ich, als einer, der ohnehin nicht mehr einem leichtsinnigen Jüngling glich, gar bald gegen sie in dem freundlichsten Behagen. Mein Dienst, wenn man eine freie Aufmerksamkeit so nennen darf, bezeichnete sich durchaus ohne Zudringlichkeit und beim Begegnen eher mit einer Art Ehrfurcht. Sie aber, welche nun auch wohl wußte, daß ihr Verhältniß mir bekannt geworden, konnte mit meinem Benehmen vollkommen zufrieden sein. Die übrige Welt aber, weil ich mich mit jedermann unterhielt, merkte nichts oder hatte kein Arges daran, und so gingen Tage und Stunden einen ruhigen, behaglichen Gang."

Seine Neigung erwachte späterhin aufs Neue, als er hörte, daß ihr Bräutigam sie verlassen, und offenbarte sich ihm in der liebenden Theil-

nahme an ihrem Schmerz und ihrer in Folge dessen entstandenen Krankheit, zumal als sie, wieder genesen und durch Madame Angelica ihm zugeführt, ihre Dankbarkeit für seine Theilnahme an den Tag legte. Doch war die eigentliche Liebe schon durch die Kraft seines Willens zu sehr erdrückt, als daß sie wieder aufflammen konnte. Aber auch selbst der Abschied von ihr bewies ihm und beweist uns, wie zart die gegenseitige Neigung beider zu einander gewesen. Er erzählt:

„Man wird es natürlich finden, daß ich bei meinen Abschiedsbesuchen jene anmuthige Mailänderinn nicht vergaß. Ich hatte die Zeit her von ihr manches Vergnügliche gehört: wie sie mit Angelica immer vertrauter geworden und sich in der höhern Gesellschaft, wohin sie dadurch gelangt, gar gut zu benehmen wisse. Auch konnte ich die Vermuthung nähren und den Wunsch, daß ein wohlhabender junger Mann, welcher mit Zucchis im besten Vernehmen stand, gegen ihre Anmuth nicht unempfindlich und ernstere Absichten durchzuführen nicht abgeneigt sei. Nun fand ich sie im reinlichen Morgenkleide, wie ich sie zuerst in Castel Gandolfo gesehen; sie empfing mich mit offner Anmuth und drückte, mit natürlicher Zierlichkeit, den wiederholten Dank für meine Theilnahme gar liebenswürdig aus. Ich werd' es nie vergessen, sagte sie, daß ich aus Verwirrung mich wieder erholend, unter den anfragenden geliebten und verehrten Namen auch den Eurigen nennen hörte; ich forschte mehrmals, ob es denn auch wahr sei? Ihr setztet Eure Erkundigungen durch mehrere Wochen fort, bis endlich mein Bruder Euch besuchend für uns beide danken konnte. Ich weiß nicht, ob ers ausgerichtet hat, wie ichs ihm auftrug, ich wäre gern mitgegangen, wenn sichs geziemte. — Sie fragte nach dem Weg, den ich nehmen wollte, und als ich ihr meinen Reiseplan vorerzählte, versetzte sie: Ihr seid glücklich, so reich zu sein, daß Ihr Euch dies nicht zu versagen braucht, wir andern müssen uns in die Stelle finden, welche Gott und seine Heiligen uns angewiesen. Schon lange seh' ich vor meinen Fenstern Schiffe kommen und abgehen, ausladen und einladen; das ist unterhaltend, und ich denke manchmal, woher und wohin das alles? Die Fenster gingen gerade auf die Treppen von Rigetta, die Bewegung war eben sehr lebhaft. Sie sprach von ihrem Bruder mit Zärtlichkeit, freute sich seine Haushaltung ordentlich zu führen, ihm möglich zu machen, daß er, bei mäßiger Besoldung, noch immer etwas zurück in einem vortheilhaften Handel anlegen könne;

genug, sie ließ mich zunächst mit ihren Zuständen durchaus vertraut werden. Ich freute mich ihrer Gespeächigkeit; denn eigentlich macht' ich eine gar wunderliche Figur, indem ich schnell alle Momente unsers zarten Verhältnisses, vom ersten Augenblick an, bis zum letzten, mir wieder vorzurollen gedrängt war. Nun trat der Bruder herein, und der Abschied schloß sich in freundlicher mäßiger Prosa. Als ich vor die Thüre kam, fand ich meinen Wagen ohne den Kutscher, den ein geschäftiger Knabe zu holen lief. Sie sah heraus zum Fenster des Entresols, den sie in einem stattlichen Gebäude bewohnten; es war nicht gar hoch, man hätte geglaubt, sich die Hand reichen zu können. Man will mich nicht von Euch wegführen, seht Ihr, rief sie aus, man weiß, so scheint es, daß ich ungern von Euch scheide. — Was sie darauf erwiederte, was ich versetzte, den Gang des anmuthigsten Gespräches, das von allen Fesseln frei, das Innere zweier sich nur halbbewußt Liebenden offenbarte, will ich nicht entweihen durch Wiederholung und Erzählung; es war ein wunderbares, zufällig eingeleitetes, durch innern Draug abgenöthigtes Lakonisches Schlußbekenntniß der unschuldigsten und zartesten wechselseitigen Gewogenheit, das mir auch deshalb nie aus Sinn und Seele gekommen ist." —

Eben so zart wie dies Verhältniß selbst ist diese offne und doch verschweigsame Schilderung.

---

§. 24.

Gedichte.

Die im vorigen Paragraphen erwähnten Verhältnisse mögen wohl so manchen Impuls zur Dichtung der Römischen Elegieen gegeben haben, daß diese aber keineswegs Denkmäler Italienischer Neigungsverhältnisse seien, werden wir unten (§. 25 und 26) darlegen. Nur zwei Gedichte Anakreontischer Art beziehn sich höchst wahrscheinlich auf Göthes Verhältniß zur schönen Mailänderinn. Wir lassen sie hier folgen.

1. Amor als Gast.

Cupido, loser, eigensinniger Knabe,
Du batst mich um Quartier auf einige Stunden.
Wie viele Tag' und Nächte bist du geblieben
Und bist nun herrisch und Meister im Hause geworden.

Von meinem breiten Lager bin ich vertrieben,
Nun sitz' ich an der Erde, Nächte gequälet.
Dein Muthwill' schüret Flamm' auf Flamme des Heerdes,
Verbrennt den Vorrath des Winters und senget mich Armen.

Du hast mir mein Geräth verstellt und verschoben,
Ich such' und bin wie blind und irre geworden.
Du lärmst so ungeschickt, ich fürchte, das Seelchen
Entflieht, um dir zu entfliehn, und räumet die Hütte.

Dies Gedicht findet sich in Göthes Italienischer Reise unter dem „Bericht" über den Januar 1788 (Viehoff giebt ihm die passende, auch oben angenommene Ueberschrift „Amor als Gast") und in „Claudine von Villa Bella", wo es Rugantino mit Einschiebung anderer theils von ihm theils von Lucinde oder zusammen von Claudine und Lucinde gesungner Strophen vorträgt*). In der ersteren Stelle (Band 29, S. 218) setzt Göthe Folgendes darunter: „Wenn man vorstehendes Liedchen nicht in buchstäblichem Sinne nehmen, nicht jenen Dämon, den man gewöhnlich Amor nennet, dabei denken, sondern eine Versammlung thätiger Geister sich vorstellen will, die das Innerste des Menschen ansprechen, auffordern, hin und wieder ziehn und durch getheiltes Interesse verwirren: so wird man auf eine symbolische Weise an dem Zustande theilnehmen, in dem ich mich befand, und welchen die Auszüge aus Briefen und die bisherigen Erzählungen genugsam darstellen. Man wird zugestehn, daß eine große Anstrengung gefordert ward, sich gegen so vieles

*) Göthe sagt zu Eckermann: „Ich habe es (das Gedicht) jedoch dort (in der Oper) zerstückelt, so daß man darüber hinausliefet und Niemand merkt, was es heißen will."

aufrecht zu erhalten, in Thätigkeit nicht zu ermüden und im Aufnehmen nicht lässig zu werden."

Dies „Leibliedchen" Göthes*), wie er es selbst nennt, ist wahrscheinlich schon im November 1787 entstanden**). Wenn er selbst auch nichts über die Beziehung desselben zur schöneren Mailänderin andeutet, ja vielleicht sogar diese Beziehung durch die Forderung einer allegorischen Auffassung zurückweisen möchte, so daß Cupido nur seine Polypragmosyne wäre, so läßt sich solche Zurückweisung der Wirklichkeit schwerlich begründen, und es ist nur auffallend, warum sie Göthe versucht hat. —

Der Ausdruck „Nächte gequälet" heißt so viel als „die Nächte hindurch gequälet."

---

2. Amor als Landschaftsmaler.

Saß ich früh auf einer Felsenspitze,
Sah mit starren Augen in den Nebel;
Wie ein grau grundirtes Tuch gespannet
Deckt' er Alles in die Breit' und Höhe.

Stellt' ein Knabe sich mir an die Seite,
Sagte: Lieber Freund, wie magst du starrend
Auf das leere Tuch gelassen schauen?
Hast du denn zum Malen und zum Bilden
Alle Lust auf ewig wohl verloren?

Sah' ich an das Kind und dachte heimlich:
Will das Bübchen doch den Meister machen!

Willst du immer trüb' und müßig bleiben,
Sprach der Knabe, kann nichts Kluges werden.
Sieh, ich will dir gleich ein Bildchen malen,
Dich ein hübsches Bildchen malen lehren.

---

*) Vergl. Göthes Brief vom 9. Februar 1788 und Eckermanns Gespräche II. S. 101, 102, 107, 108, 120.

**) Vergl. Viehoff, Leben Göthes III. S. 151 und dessen Commentar II. S. 77.

Und er richtete den Zeigefinger,
Der so röthlich war wie eine Rose,
Nach dem weiten ausgespannten Teppich,
Fing mit seinem Finger an zu zeichnen.

Oben malt' er eine schöne Sonne,
Die mir in die Augen mächtig glänzte,
Und den Saum der Wolken macht' er golden,
Ließ die Strahlen durch die Wolken dringen,
Malte dann die zarten, leichten Wipfel
Frisch erquickter Bäume, zog die Hügel,
Einen nach dem andern, frei dahinter.
Unten ließ ers nicht an Wasser fehlen;
Zeichnete den Fluß so ganz natürlich,
Daß er schien im Sonnenstrahl zu glitzern,
Daß er schien am hohen Rand zu rauschen.

Ach, da standen Blumen an dem Flusse,
Und da waren Farben auf der Wiese,
Gold und Schmelz und Purpur und ein Grünes,
Alles wie Smaragd und wie Karfunkel.
Hell und rein lasirt er drauf den Himmel
Und die blauen Berge fern und ferner,
Daß ich ganz entzückt und neu geboren
Bald den Maler bald das Bild beschaute.

Hab' ich doch, so sagt' er, dir bewiesen,
Daß ich dieses Handwerk gut verstehe;
Doch es ist das Schwerste noch zurücke.

Zeichnete danach mit spitzem Finger
Und mit großer Sorgfalt an dem Wäldchen
Grad' ans Ende, wo die Sonne kräftig
Von dem hellen Boden wiederglänzte,
Zeichnete das allerliebste Mädchen,
Wohlgebildet, zierlich angekleidet,

Frische Wangen unter braunen Haren,
Und die Wangen waren von der Farbe,
Wie das Fingerchen, das sie gebildet.

O du Knabe, rief ich, welch ein Meister
Hat in seine Schule dich genommen,
Daß du so geschwind und so natürlich
Alles klug beginnst und gut vollendest?

Da ich noch so rede, sieh, da rühret
Sich ein Windchen und bewegt die Gipfel,
Kräuselt alle Wellen auf dem Flusse,
Füllt den Schleier des vollkommnen Mädchens,
Und was mich Erstaunten mehr erstaunte,
Fängt das Mädchen an den Fuß zu rühren,
Geht zu kommen, nähert sich dem Orte,
Wo ich mit dem losen Lehrer sitze.

Da nun Alles, Alles sich bewegte,
Bäume, Fluß und Blumen und der Schleier,
Und der zarte Fuß der Allerschönsten:
Glaubt ihr wohl, ich sei auf meinem Felsen
Wie ein Felsen still und fest geblieben?

Auch dies vortreffliche Gedicht findet seine Beziehung in dem Verhältniß Göthes zur Mailänderinn. Erst mit dieser Liebe gewannen die Landschaften für ihn einen unendlichen Zauber. Ueberdies liegt auch hier seine Rückkehr von der bildenden Kunst zur Poesie, die er immer mehr als seinen eigensten Beruf erkannte, angedeutet.

Im Einzelnen ist Folgendes zu bemerken.

„Saß ich" statt „ich saß". Ueber die in diesem Gedicht viermal gebrauchte sogenannte fragesätzliche Lieblingsstellung Göthes vergl. oben §. 17, Nr. 3.

„Ein grau grundirtes Tuch" bezieht sich auf den Nebel, aus dem die Landschaft sich allmälig dem Auge entwickelt.

„Starrend" und vorher „mit starren Augen" geht auf das Müßige, Lässige, Unthätige, Träumerische in dem Wesen des Dichters, der die Lust zum Malen und Bilden jetzt verloren zu haben scheint.

Der „rosenrothe Zeigefinger" deutet auf die erfreuende Klarheit des Gemäldes hin und steht im Gegensatz zu dem grauen Grunde, dem Nebel.

„Oben malt er —". Die Beschreibung des Gemäldes geht allmälig von oben nach unten, von dem Himmlischen zum Irdischen, von dem Höchsten zu dem Niedrigsten. Erst malt er die Sonne und die Wolken, dann die Wipfel der Bäume mit den im Hintergrunde sich hinziehenden Hügeln, zuletzt den niedrigen Fluß mit dem Sonnenspiegel. Bei der Ausführung des Irdischen verweilt der Dichter sodann länger und kommt endlich nochmals zu dem Himmel und den fernen Bergen, steigt also in der Beschreibung gleichsam wieder hinauf. — Die Begründung dieser Reihenfolge scheint mir psychologisch richtig zu sein, wenn auch der ausübende Künstler (vergl. Viehoff, Kommentar II. 83) manches ὕστερον πρότερον darin finden mag. — Die Beschreibung ist in ihrer Einfachheit und Natürlichkeit meisterhaft und hebt nebenbei die Farbenpracht glücklich hervor: „glänzte", „golden", „frisch erquickter (= zart grüner) Bäume", „glitzern", „Gold", „Schmelz", „Purpur", „Grünes", „Smaragd", „Karfunkel", „lasirt" (= malt mit Lasurblau), „blauen" — alles Farben, welche die charakteristische Heiterkeit und Klarheit des rosenrothen Zeigefingers noch mehr variiren, hervorheben und veranschaulichen.

„Das Schwerste" für den Maler ist allerdings die Nachbildung menschliches Lebens und menschlicher Schönheit, daher auch noch der Zusatz „mit spitzem Finger" (= mit der gründlichsten und zartesten Ausführlichkeit) und „mit großer Sorgfalt". Ort und Beleuchtung werden dabei nicht vergessen. — Selbst die wenigen charakteristischen Kennzeichen, die der Dichter hier anführt, passen auf die Mailänderinn (vergl. oben §. 23).

„Da rühret sich ein Windchen &c." Das Gemälde ist fertig, der Maler am Ende: aber, wo der Maler nicht weiter kann, schafft die Phantasie des Dichters die anmuthigste Bewegung, die zauberhafteste Handlung, und versetzt auch den Dichter selbst in die lebhafteste Uebereinstimmung mit der Zauberwelt der Liebe, die ihn von der Malerei

wegreißt und in sein eigenstes Reich, die Poesie, hinführt. — Göthe wurde erst in und seit Italien am meisten davon überzeugt, daß er nicht zum Künstler, sondern zum Dichter geboren und innerlichst berufen sei.

„Was mich erstaunte“; „erstaunen“ als Aktiv ist ungebräuchlich, statt „in Erstaunen setzen“. „Geht zu kommen“ d. h. geht, um mir entgegenzukommen; eben so in der Iphigenie „er ging die Wälder durchzustreifen“ (Schiller sagt: „der Knabe ging zu jagen“). Diese Konstruktion ist wohl eine andre als das Homerische βῆ δ' ἰέναι. Im Jüdischen Deutsch hört man noch: „er kommt zu gehn“.

Sehr schön ist die verwundernde Frage am Schluß und der Doppelbegriff „auf meinem Felsen wie ein Felsen“, aber noch schöner das kurze Abbrechen des Gedichts, wodurch der Phantasie des Lesers ein weiter Spielraum zu eigens schaffender Thätigkeit gegeben ist. —

---

§. 25.

Ueber die Römischen Elegien.

Die Römischen Elegien athmen Liebe und sinnliche Lust im Gewande schöner Naivetät. Daß die darin berührten Liebesverhältnisse auf nichts weiter als auf reiner Fiktion beruhen sollten, läßt sich bei Göthe nicht vermuthen; daß sie aber alle erlebt und so, wie er sie schildert, erlebt seien, ist am Allerwenigsten zu glauben. Zwar theilt uns Göthe selbst einige Nachricht von freundlicheren Begegnungen und Verhältnissen mit*). Aber über die Grundlagen der Elegien giebt er den einzigen, doch auch den sichersten Fingerzeig in einem Gespräch mit Eckermann (II. S. 118), wenn er sagt: „Er (der König von Baiern) hat mich hier viel damit geplagt, ich solle ihm sagen, was an dem Faktum (der Elegien) sei, weil es in den Gedichten so anmuthig erscheint, als wäre wirklich was Rechtes dran gewesen. Man bedenkt aber selten, daß der Poet meistens aus geringen Anlässen was Gutes zu machen weiß.“ Vergleichen

*) Vergl. §. 23 und 24.

wir nun hiemit noch, was er in seinen Tag- und Jahresheften (31. 14) sagt: „Angenehme häuslich gesellige Verhältnisse (vermuthlich die erste Bekanntschaft mit Christiane Vulpius) gaben mir Muth und Stimmung die Römischen Elegien auszuarbeiten und zu redigiren", mit welcher Aeußerung auch eine zweite Erwähnung der Elegien in seiner „Campagne in Frankreich" genau übereinstimmt: so ist es fürwahr eine mindestens vergebliche Mühe, bei diesen Dichtungen wirkliche Thatsachen ausspüren zu wollen oder auch nur zu vermuthen. Es reicht ohne Zweifel hin, zu wissen, daß Italienische und Weimarische und vielleicht auch noch frühere Schönheiten ihm den Impuls dazu gegeben haben, seiner erotischen Phantasie freien Lauf zu lassen.

Schon Viehoff hat nachgewiesen, daß die Elegien weder ein Produkt des ersten Römischen Aufenthalts sein können, noch auch dem Jahre 1788 angehören, sondern entweder Anfangs 1790 oder frühestens im Jahre 1789 gedichtet worden und auf Deutschem Boden entstanden.

A. W. v. Schlegel hat diese Elegien so vortrefflich geschildert und mit den Elegien der Alten so gründlich zusammengestellt, daß wir es fürs Beste erachten, sein Urtheil hier vollständig mitzutheilen. Er sagt über sie (in seinen Kritischen Schriften, Berlin 1828, im Ersten Theil von S. 27 ab) Folgendes:

„Diese Elegien sind eine merkwürdige, neue, in der Geschichte der Deutschen Poesie, ja man darf sagen, der neueren überhaupt einzige Erscheinung. Unbestochen vom Nationalstolze kann der Deutsche wohl behaupten, daß seine Sprache, im Ganzen genommen, die treuesten poetischen Nachbildungen der Alten, daß sie allein Originalwerke im echten antiken Stil aufzuweisen hat. Man begreift nicht, mit welchem Sinne die Engländer den Griechischen Homer gelesen haben müssen, um Pope's zierlich geglättete Reime nur für eine Uebersetzung des Altvaters der Sänger gelten zu lassen, geschweige denn, um zu glauben, er gewinne nicht wenig durch die neumodischen Verfeinerungen der kräftigen Einfalt, womit Ilium erobert und die Ilias gesungen ward. Nicht ohne Lächeln erfährt man aus der Ueberschrift gewisser Englischen Oden, daß sie Pindarisch sind; und es kann nur Mitleiden einflößen, wenn die Franzosen sich dünken, von einem höheren Gipfel der Kunst und Vollendung auf die tragische Bühne der Griechen herabzusehen. Es gehört ein freier und nüchterner Blick bei einer unverfälschten Empfänglichkeit dazu, das

Große und Schöne richtig zu erkennen und rein zu fühlen, welches uns aus unermeßlich weit von dem unsrigen abstehenden Zeitalter wie aus einer fremden, für immer zerstörten Welt anspricht, über deren räthselhafte Wirklichkeit alle Trümmer ihrer unsterblichen Denkmale, noch so gewissenhaft befragt, keinen völlig genügenden Aufschluß ertheilen. Es nachahmen wollen ist ein edles, aber mißliches Bemühen. Die ursprünglichen, einfach schönen Formen der alten Kunst haben das Schicksal aller Formen gehabt, ihren Geist zu überleben. Fehlt es ihrem heutigen Bewunderer an der Zaubergewalt, diesen aufs Neue hervorzurufen, so ist es vergeblich, daß er sie nachzubilden sucht; er umarmt in ihnen, wie in köstlichen Urnen, nur die Asche der Todten.

War das Antike doch neu, da jene Glücklichen lebten! Nur an der lebenden Welt kann sich die Brust des Künstlers und Dichters erwärmen; nur eigne Ansichten des Wirklichen treten wie unabhängige Wesen hervor, wenn sie der Spiegel einer reinen, lichthellen Phantasie zurückwirft. Die kühle Begeisterung dessen, der wahre Verhältnisse seines Daseins darzustellen vorgiebt und sich doch in einem willkürlich erborgten, aber gelehrt beobachteten Costüm gefällt, mag den Antiquar entzücken. Der unbefangene Freund des Wahren und Schönen, welcher nicht an diesen oder jenen Aeußerlichkeiten hängen bleibt, sondern in das Innere dringt, wird hingegen wünschen, daß sich eigenthümlicher Geist immer in der angemessensten, natürlichsten, eigensten Form offenbare.

Und das ist es eben, was in diesen Elegien bezaubert, was sie von den zahlreichen und zum Theil sehr geschickten Nachahmungen der alten Elegiendichter in Lateinischer Sprache wesentlich unterscheidet: sie sind original und dennoch echt antik. Der Genius, der in ihnen waltet, begrüßt die Alten mit freier Huldigung; weit entfernt von ihnen entlehnen zu wollen, bietet er eigene Gaben dar und bereichert die Römische Poesie durch Deutsche Gedichte. Wenn die Schatten jener unsterblichen Triumvirn unter den Sängern der Liebe in das verlassne Leben zurückkehrten, würden sie zwar über den Fremdling aus den Germanischen Wäldern erstaunen, der sich nach achtzehn Jahrhunderten zu ihnen gesellt, aber ihm gern einen Kranz von der Myrte zugestehn, die für ihn noch eben so frisch grünt, wie ehedem für sie.

Von den elegischen Dichtern der Griechen, sowohl den frühern Jonischen als den Alexandrinern, haben sich nur Bruchstücke erhalten.

Aber selbst nach diesen wenigen Proben scheint der Ausspruch Quintilians: „In der Elegie nehmen wir es sogar mit den Griechen auf" doch etwas gewagt zu sein. Indessen hat nicht leicht eine andere Dichtart, nachdem die Musen in Griechenland verstummt waren, sich mit so ausgezeichnetem Gedeihen auf Römischem Boden verbreitet. Propertius läßt mitten unter der verzehrenden Gluth der Sinnlichkeit eine gewisse ernste Hoheit hervorstrahlen; Tibullus rührt durch schmachtende Weichheit; die sinnreiche und gewandte Ueppigkeit des Ovidius ergetzt oft und ermüdet zuweilen, wenn er die Gemeinplätze der Liebe zu lange ausspinnt. Der Charakter des Dichters ist keinem von allen dreien ähnlich. Ueber den letzten erhebt ihn der Adel seiner Gesinnungen am Weitesten; aber er ist auch männlicher in den Gefühlen, als Tibullus, und in Gedanken und Ausdruck anspruchsloser und klarer als Propertius. Ob er gleich nicht verhehlt, daß er sich die süßeste Lust des Lebens zum Geschäfte macht, so scheint er doch nur mit der Liebe zu scherzen. Sie unterjocht ihn nie so, daß er dabei die offne Heiterkeit seines Gemüths einbüßen sollte. In der ersten Elegie schweifen seine Wünsche nach einer noch unbekannten Geliebten umher, und in der zweiten hat er sie nicht nur gefunden, sondern schon jede Gewährung erlangt. Es ist wahr, einige Umstände, die er darin gegen das Ende erwähnt, vermindern das Wunderbare eines so schnellen Sieges beträchtlich. Sein Gefühl ist duldsamer, als das seiner Römischen Vorgänger, welche bei jeder Gelegenheit ihren Abscheu gegen den Eigennutz der Schönen nicht stark genug zu erklären wissen. Doch erscheint nachher die gefällige Römerinn so schön, so liebenswürdig, ja selbst so zärtlich und edel, daß der Geliebte die fremden Triebfedern ihres Betragens, die sich unter die Liebe mischen, wohl entschuldigen oder vergessen kann. Seine Leidenschaft würde ihrer eigenen Natur widersprechen, wenn sie heldenmüthige Aufopferungen forderte. Nicht jugendlich herbe und aufbrausend, sondern durch den Einfluß der Zeit gemildert, wünscht sie die Freude wie eine reife Frucht zu pflücken. Sie ist sinnlich und zärtlich, schlau und offenherzig, und schwärmt in ihrem Muthwillen so lieblich für das Schöne, daß selbst der strenge Sittenrichter Mühe haben müßte, Falten auf die dazu gewöhnte Stirn zu zwingen, um seinen Bedenklichkeiten und Warnungen Nachdruck zu geben. In seiner genügsamen Fröhlichkeit ist der Sänger friedlich gegen alle Menschen gesinnt und möchte sich nicht gern an

irgend etwas Argem schuldig wissen. Er bleibt seinem Wahlspruche treu:

> Nos venerem tutam concessaque furta canemus,
> Inque meo nullum carmine crimen erit.

Daß Rom, die alte Heimat der Elegie, die Scene dieser Darstellungen ist, erhöht noch um Vieles ihren Reiz. Manches wie ohne Absicht eingeflochtene Bild fremder Sitten giebt ihnen Neuheit. Der Einfluß eines milderen Himmels, unter den der Leser sich selbst versetzt fühlt, fordert ihn erwärmend zum Antheil an sinnlicher Lust und Liebe auf. Die Wahrheit, welche dort überall den betrachtenden Blicken entgegenkommt, gleichsam auf jedem Bruchstücke eines alten Werks eingegraben steht, in jeder verloschnen Spur ehemaliger Herrlichkeit sich entziffern läßt: alle menschliche Größe muß untergehen; diese Wahrheit verliert am jugendlichen Busen der Schönheit ihre Macht zu schrecken, ja sie wird eine Einladung dem allgemeinen Loose der Vergänglichkeit zuvorzueilen und die Freuden des Lebens zu haschen. Die Blume welkt am Abend, wie der ehrwürdige Tempel nach Jahrtausenden umstürzt:

> Freue dich also, Lebend'ger, der lieberwärmeten Stätte,
> Ehe den fliehenden Fuß schauerlich Lethe dir netzt.

Auch darin begünstigt den Dichter der Aufenthalt in der ewigen Stadt, wo das klassische Alterthum noch immer sich selbst zu überleben scheint, daß die ihn umgebenden Gegenstände eine freundliche Gegenwart auf gewisse Art mit einer idealischen Vergangenheit verknüpfen. Vorzüglich ist die Erscheinung der alten Götter, statt daß sie sonst, wenn der Dichter sie unter den Ausdruck eigner Leidenschaft mischt, entweder als hergebrachte Redefigur nur einen schwachen, oder, als etwas Fremdartiges und willkürlich Ersonnenes, einen störenden Eindruck macht, in hohem Grade natürlich und täuschend. Die Einbildungskraft gesteht diesen Wesen gern eine sichtbare Gegenwart, ein noch fortdauerndes persönliches Dasein an einem Orte zu, wo sie einst so glänzend verehrt wurden, wo man zum Theil noch ihre Wohnungen zeigt und ihre Gestalten aufbewahrt, vor deren übermenschlicher Macht das Volk sich ehemals niederwarf, wie der Künstler noch jetzt ihre übermenschliche

Schönheit anbeten muß. Sogar die kühne Begeisterung, welche den Dichter, indem er reineren Aether einzuathmen glaubt, mit einem Schritte vom Capitolium zum Olymp hinaufführt, hat hier noch das Ergreifende der Wahrheit" u. s. w.

Eben so vortrefflich ist die Schlegels Urtheil ergänzende Charakteristik, welche Viehoff im zweiten Bande seiner Erläuterung der Göthischen Gedichte darbietet. Auch diese Charakteristik können wir uns nicht enthalten hier wörtlich mitzutheilen.

„Wir möchten nun noch des Lesers Aufmerksamkeit zunächst auf die kunstreiche Composition des Ganzen hinlenken. Eine Hauptklippe, die der Dichter zu vermeiden hatte, war offenbar eine gewisse Einförmigkeit in der Anlage und Ausführung, wozu das Thema und noch mehr das in regelmäßigem Pendelschlag fortschwingende Metrum verführen konnte. Der Dichter hätte dadurch leicht in den Gegenstand mehr Abwechselung und Spannung bringen können, daß er das Liebesverhältniß sich stufenweiser, bald durch Hindernisse aufgehalten, bald durch günstige Umstände gefördert, hätte gestalten lassen. Aber das Ganze sollte kein metrisch verfaßter kleiner Roman, sondern ein Elegiencyclus werden; der Dichter hatte sich mit Tibull und Properz, die ihn (s. den Anfangsvers der Elegie „Hermann und Dorothea") so lebhaft entzückt hatten, zu wetteifern vorgenommen. Dem Charakter der Elegie aber ist ein gespanntes Interesse für den faktischen Verlauf, ein ungeduldiges Fortstreben nach einem bestimmten Ziele, einer Katastrophe hin durchaus zuwider; in ihr schwebt das Gefühl, sich selbst genießend, gleichsam in kreisender Schwingung; das Herz verweilt bei einer stillen, schwärmerischen Liebe. Daher hat der Dichter mit Recht alles dramatisch Fortstrebende aus seinen Elegien fern gehalten. Wir finden ihn sogleich in der zweiten Elegie von der Liebe gänzlich umstrickt, und so erscheint er uns auf gleiche Weise, von demselben Gefühl des vollen Glückes erfüllt, bis znr letzten. Und dennoch gebricht es diesem Elegienkranz nicht an Mannigfaltigkeit; den Blumen, woraus er gewunden ist, fehlt es nicht an Farben-Nüancen; es fehlt auch nicht an „Blättern im Kranz, den Glanz der Blumen zu mildern." Bald malt er uns einzelne Scenen seines glücklichen Daseins aus, bald wendet er sich an die Geliebte mit einem beruhigenden Worte, wie in der dritten Elegie, oder er vergleicht frühere Zustände mit seinem gegenwärtigen, oder er läßt die glühende Flamme der Liebe einen Augen-

blick von einem Wasserguß der Eifersucht dämpfen, nur um sie heller und mächtiger emporleuchten zu lassen, wie in der fünften Elegie; und so weiß er noch auf manche Weise einer ermüdenden Eintönigkeit entgegenzuwirken. Zugleich aber giebt er dadurch, daß er seine Liebe nach verschiedenen Richtungen zu bedeutenden, großen Verhältnissen in Beziehung setzt, diesen Elegien mehr Charakter und Würde. Den Ort, wo er sich befindet, das heutige, wie das alte Rom, die Gegenwart, wie Geschichte und Mythus verflicht er aufs Geschickteste mit der Darlegung seiner Zustände; er stellt sein Glück in Gegensatz zu dem socialen und politischen Treiben (2. Elegie); er hebt die Beziehungen seiner Kunst, des Hauptzwecks seines Aufenthaltes in Rom zu seiner Liebe hervor. Dann verdient auch noch der Abschluß des Ganzen unsre Aufmerksamkeit. Auf ein Sichausleben der Leidenschaft durfte hier nicht hingedeutet werden; wir sollten mit dem vollen Gefühl des Glücks, das den Dichter beseligte, entlassen werden. So bewirkte er denn jenen Abschluß nur dadurch, daß er einmal seine Poesien als die Blüthe und Frucht des Liebesverhältnisses hervorhob und zweitens leise auf die Gefahr der Veröffentlichung und damit der Auflösung seines Glücks durch eben jene Poesien hindeutete:

Und ihr wachset und blühet, geliebte Lieder, und wieget
 Euch im leisesten Hauch lauer und liebender Luft,
Und entdeckt den Quiriten, wie jene Rohre geschwätzig,
 Eines glücklichen Paars schönes Geheimniß zuletzt.

Leicht könnte sich Jemand an der Benennung Elegien für diese Gedichte stoßen, da der Inhalt so wenig Verwandtschaft mit elegischen Gefühlen und Zuständen zu haben scheint. Der Dichter ließe sich nun schon durch den artistischen Sprachgebrauch der Alten, ein Gedicht in elegischem Versmaß, ohne Rücksicht auf den Inhalt, Elegie zu nennen, bei diesen Poesien, die ein so antikes Gepräge tragen, genügend rechtfertigen. Schon die Umgebung, die auf jedem Schritte den Dichter an die Flüchtigkeit aller Erdenherrlichkeit mahnt, mischt seinen Gefühlen, wie wenig er es auch verrathen möchte, einen tiefen Ernst bei. Die Erinnerung früheren, und zwar schönern und edlern Liebesglücks geht auch einen Augenblick durch seine Seele (Elegie 4 am Schlusse):

O wie war ich beglückt! — Doch stille, die Zeit ist vorüber,
Und umwunden bin ich, Römische Flechten, von euch.

Ich möchte glauben, daß in der hier angedeuteten Stelle Friederike von Sesenheim ihr Bild zur Personification der „Gelegenheit" geliehen habe. Aber noch mehr liegt in der ganzen Schwingung des Gefühls etwas Weiches und Elegisches; und diese Schwingung zu unterhalten und zu verstärken, möchte wohl besonders das Versmaß wirksam gewesen sein. „Denn der schmelzende, immer wieder herabsinkende Ton des elegischen Metrums," sagt H. Kurz treffend, „die Gleichförmigkeit, die ein ganz charakteristisches Zeichen desselben ist (vergl. „Das Distichon" von Schiller), zwingt sicherlich den Dichter, seinen Gefühlen den männlichen weichen Ton, die männliche Gleichförmigkeit zu geben — wenn es nicht schon in seiner Absicht läge, es zu thun. Deswegen wird die Elegie, welchen Stoff sie auch behandeln möge, als der Ausdruck eines beschaulichen, gemäßigten Gefühls erscheinen; sie wird selbst den Schmerz mit einer gewissen Liebe betrachten. Denn wie das elegische Versmaß immer wieder zu sich zurückkehrt und sich in dieser hin- und herwogenden Bewegung gefällt (weßwegen man wohl sagen könnte, daß das elegische Versmaß für die Alten, wenigstens zum Theil, das war, was den neuern Völkern, namentlich aber den Deutschen der Reim ist): so kehrt auch der Dichter gern wieder zu dem Gegenstande zurück, der ihn erfüllt, daher sich die Elegie denn auch meistens einer behaglichen Breite gern überläßt. Weil endlich die Wiederholung an und für sich, als dem kräftigen Vorwärtsstreben entgegengesetzt, etwas Weiches und Wehmüthiges hat — das Echo beweist's, — weil somit das elegische Metrum, das in der anhaltenden Wiederholung einer und derselben Tonart besteht, einen wehmüthigen (nicht sentimentalen) Charakter hat: so wird auch die Elegie selbst dieses Charakters theilhaftig werden müssen, selbst wenn sie Freudiges und Heiteres mittheilt."

Wenn hiernach also die Benennung Elegien vollkommen gerechtfertigt sein möchte, so scheint es schwieriger, ein anderes Bedenken, das sich auf die Beschaffenheit und Behandlungsweise des Inhalts bezieht, zu beseitigen. Es ist die nackte Darstellung der sinnlichen Natur, welche manchem Leser, bei aller Bewunderung der hohen poetischen Kunst, die sich in ihnen zeigt, diese Productionen doch etwas verleidet. Göthe meinte,

und vielleicht nicht mit Unrecht, daß schon das elegische Versmaß einen mildernden Schleier über jene Freiheiten werfe. In den Gesprächen mit Eckermann sagt er: „Es liegen in den verschiedenen poetischen Formen geheimnißvolle große Wirkungen. Wenn man den Inhalt meiner Römischen Elegien in den Ton und die Versart von Byrons Don Juan übertragen wollte, so müßte sich das Gesagte ganz verrucht ausnehmen.“ Eine tiefer geschöpfte Vertheidigung hatte aber Schiller schon längst, und zwar gleich nach der Veröffentlichung der Elegien versucht in dem Aufsatz: „Ueber naive und sentimentalische Dichtung.“ Er nennt darin Göthe den Deutschen Properz und nimmt ihn ebenso, wie den Römischen, gegen die Anklage, lüsterne, üppige und verführerische Gemälde aufgestellt zu haben, in Schutz. „Die Gesetze des Anstandes,“ sagt er, „sind der unschuldigen Natur fremd; nur die Erfahrung der Verderbniß hat ihnen den Ursprung gegeben. Sobald aber jene Erfahrung einmal gemacht worden, und aus den Sitten die natürliche Unschuld verschwunden ist, so sind es heilige Gesetze, die ein sittliches Gefühl nicht verletzen darf. Sie gelten in einer künstlichen Welt mit demselben Rechte, als die Gesetze der Natur in der Unschuldswelt regieren. Aber eben das macht ja den Dichter aus, daß er Alles in sich aufhebt, was an eine künstliche Welt erinnert, daß er die Natur in ihrer ursprünglichen Einfalt wieder in sich herzustellen weiß. Hat er aber dieses gethan, so ist er eben auch dadurch von allen Gesetzen losgesprochen, durch die ein verführtes Herz sich gegen sich selbst sicher stellt. Er ist rein, er ist unschuldig, und was der unschuldigen Natur erlaubt ist, ist es auch ihm; bist du, der du ihn liesest oder hörst, nicht mehr schuldlos, und kannst du es nicht einmal momentweise durch seine reinigende Gegenwart werden, so ist es dein Unglück und nicht das seine: du verlässest ihn, er hat für dich nicht gesungen. — Es läßt sich also, in Absicht auf Freiheiten, Folgendes festsetzen. Fürs Erste: nur die Natur kann sie rechtfertigen. Sie dürfen mithin nicht das Werk der Wahl und einer absichtlichen Nachahmung sein; denn dem Willen, der immer nach moralischen Gesetzen beurtheilt wird, können wir eine Begünstigung der Sinnlichkeit niemals vergeben. Sie müssen also Naivetät sein. Um uns aber überzeugen zu können, daß sie dieses wirklich sind, müssen wir sie von allem Uebrigen, was gleichfalls in der Natur gegründet ist, unterstützt und begleitet sehn, weil die Natur nur an der strengen Consequenz,

Einheit und Gleichförmigkeit ihrer Wirkungen zu erkennen ist. Nur einem Herzen, welches alle Künstelei überhaupt, und mithin auch da, wo sie nützt, verabscheut, erlauben wir, sich da, wo sie drückt und einschränkt, davon loszusprechen; nur einem Herzen, welches sich allen Fesseln der Natur unterwirft, erlauben wir von den Freiheiten derselben Gebrauch zu machen. Alle übrigen Empfindungen eines solchen Menschen müssen folglich das Gepräge der Natürlichkeit an sich tragen: er muß wahr, einfach, frei, offen, gefühlvoll, gerade sein; alle List, alle Willkür, alle kleinliche Selbstsucht muß aus seinem Charakter, alle Spuren davon aus seinem Werke verbannt sein. Fürs Zweite: nur die schöne Natur kann dergleichen Freiheiten rechtfertigen. Sie dürfen mithin kein einseitiger Ausbruch der Begierde sein; denn Alles, was aus bloßer Bedürftigkeit entspringt, ist verächtlich. Aus dem Ganzen und aus der Fülle menschlicher Natur müssen auch diese sinnlichen Energien hervorgehen. Sie müssen Humanität sein. Um aber beurtheilen zu können, daß das Ganze menschlicher Natur und nicht bloß ein einseitiges und gemeines Bedürfniß der Sinnlichkeit sie fordert, müssen wir das Ganze, von dem sie einen einzelnen Zug ausmachen, dargestellt sehen. An sich selbst ist die sinnliche Empfindungsweise etwas Unschuldiges und Gleichgültiges. Sie mißfällt uns nur darum an einem Menschen, weil sie thierisch ist und von einem Mangel wahrer, vollkommener Menschheit in ihm zeugt; sie beleidigt uns an einem Dichterwerk, weil ein solches Werk Anspruch macht uns zu gefallen, mithin auch uns eines solchen Mangels fähig hält. Sehen wir aber in dem Menschen, der sich dabei überraschen läßt, die Menschheit in ihrem ganzen übrigen Umfange wirken, finden wir in dem Werke, worin man sich Freiheiten dieser Art genommen, alle Realitäten der Menschheit ausgedrückt: so ist jener Grund unsers Mißfallens weggeräumt, und wir können uns mit unvergällter Freude an dem naiven und wahren Ausdruck schöner Natur ergötzen. Derselbe Dichter also, der sich erlauben darf, uns zu Theilnehmern so niedrig menschlicher Gefühle zu machen, muß uns auf der andern Seite zu Allem, was groß und schön und erhaben menschlich ist, emporzutragen wissen. Und so hätten wir denn den Maßstab gefunden, den wir jedem Dichter, der sich etwas gegen den Anstand herausnimmt und seine Freiheit in Darstellung der Natur bis zu dieser Grenze treibt, mit Sicherheit unterwerfen können."

Wir haben den beredten und geistreichen Anwalt Göthes um so lieber ganz ausreden lassen, als diese Apologie noch mancher Production unsers Dichters, außer den Elegien, zu gute kommen kann. Es bleibt freilich noch die Frage, ob unsre Leser sich mit diesem Maßstab ganz einverstanden erklären, und selbst, falls sie ihn annehmen, ob ihnen, wenn er auf Göthe und die vorliegenden Poesien angewandt wird, der Dichter und sein Werk dadurch vollkommen gerechtfertigt erscheinen wird. Ich besorge, es werde Mancher jene Schilderung eines Dichters, dem man solche Freiheiten gestatten dürfe, nicht ganz auf den unsrigen passend finden, noch auch einräumen, daß in dem vorliegenden Werke „alle Realitäten" der Menschheit in solchem Maße ausgedrückt seien, daß die unumwundene Darstellung der sinnlichen Natur nicht wenigstens etwas grell hervorsticht." —

Auch Rosenkranz („Göthe und seine Werke" S. 278 ꝛc.) hat mit vollstem Rechte Göthen gegen die moralisirende Anklage in Schutz genommen. Er sagt Folgendes:

„Wie aber, werden wir fragen müssen, kommt die Einheit des Idealismus und Realismus als solche bei Göthe zur Erscheinung? Müssen wir nicht erwarten, daß die unendliche Befriedigung, welche ihm Italien für sein Gemüth und seine Bildung gab, auch in einer ausdrücklichen Gestalt bei ihm sich manifestirt haben werde? Allerdings ist dies der Fall, und die Römischen Elegien sind dies harmonische Gleichgewicht des Götheschen Geistes, die innigste Durchdringung des Nordischen Idealismus mit dem Südlichen Realismus, der strebendsten Subjectivität mit der ihrer Tendenz vollkommensten, sie am meisten fördernden Objectivität. Sie sind der Triumph des reinsten Schönheitsgefühls. Was Gott, Natur und Schicksal dem Dichter zu gewähren vermochten, das ward ihm in Rom zu Theil. Er genoß dort seines höchsten Glücks und erlitt, von ihm zu scheiden gezwungen, den tiefsten Schmerz über des Glückes Vergänglichkeit.

Göthe ist dieser Elegien halber auf das Härteste angefochten worden, als hätte er mit ihnen aller Sittlichkeit Hohn gesprochen. Die damaligen Pietisten wie die heutigen pflegen, um ihn recht mit gutem Gewissen verdammen zu können, auf diese Elegien sich zu berufen. Da ich in der Lage bin, über Göthe nicht vor einem Damenpublikum zu sprechen, welches an der Huldigung, die dem Weibe in diesen Dichtungen

zu Theil wird, am Ende doch Anstoß nehmen könnte, so werde ich mit völliger Rücksichtslosigkeit mich aussprechen. Worin, frage ich also, besteht das Glück, dessen Genuß Göthe in jenen Elegien feiert? In der Hingebung an die Macht der Schönheit, wie sie nicht nur in den Marmorwerken der Sculptur, nicht nur in den Zaubergestalten der Malerei, sondern auch als Fleisch und Blut ihn erquickte und er an der Lieblichkeit der Formen des wirklichen Lebens Auge und Sinn nicht genugsam ersättigen konnte. Er fühlt mit sehender Hand, er sieht mit fühlendem Auge. Er ist trunken von der Herrlichkeit Gottes, welche in der Schönheit des Weibes sich ihm offenbart. Von den entzückenden Formen des Busens gleitet er den Schwung der Hüften hinab und, während die Geliebte schläft, fingert er auf ihrem Nacken in dichterischem Sinnen des Hexameters und Pentameters Maß und ruht mit Wonneblick auf der edlen Bildung ihrer Glieder.

Was ich hier sagte, ist das Stärkste von dem Cultus der Schönheit in den Elegien. Ich habe nicht gescheuet, Aug' in Auge zu Ihnen es auszusprechen, denn die Oeffentlichkeit ist auch in solchen Dingen eine Probe. Nun frage ich Sie: ist hierin etwas Unkeusches, die Sittlichkeit Kränkendes? Gewiß nicht. Denn die Schönheit ist etwas Göttliches und ihr Genuß nichts Unerlaubtes. Worin liegt denn also der Anstoß, den Göthe gegeben? Ich antworte: eben in seiner Keuschheit. Ja, in seiner Keuschheit. Hätte er, statt mit heiterer Naivetät seine Beseligung auszudrücken, die Schönheit halb verschleiert, hätte er durch solche Halbverhüllung lüsterne Wallungen erregt, durch schlüpfrige Andeutungen geheimen Sinnenbrand angeschürt, die Reize seiner Faustina mit coquetter Berechnung profanirt, o da würde man ihn als ethisch gerecht gefunden haben. Allein so geradezu uns zu sagen, wie schön die Geliebte sei, in zwei, drei kalten, einsilbigen Wörtern, das tadelt man, darüber empört sich das Leihbibliotheken-Publikum, welches mit Gier ganze Oxhofte des sinnaufstachelnden Giftes verschlingt, das in tausenden von Romanen die Phantasie der Leser mit allen Buhlkünsten der Prostitution inficirt, darüber empört sich das Theater-Publikum, welches die üppigsten und nervenkitzelndsten Attitüden des heutigen Ballets mit rauschendem Beifall belohnt. Fragen Sie in den Leihbibliotheken nach, welche Bücher statt mit einem Goldschnitt vom vielen Lesen mit einer gelblichen Kruste der Blattränder ausgezeichnet sind, so daß man erschrickt, wie eine gebildete,

sittige Dame solchen Schmutz in die Hand nehmen könne, fragen Sie nach, ob diese Bücher nicht zur Gattung der sinnverwirrendsten Romane gehören? Haben wir nicht erlebt, daß in den Mystères de Paris die Qual, mit welcher der den Weltrichter im Kleinen spielende Rodolphe den Advokaten Ferrand bestraft, als er ihm die schöne Elsasserinn in das Haus schickt, den Enthusiasmus der Leser aufs Höchste steigerte? Und diese polizeigerechte Prüderie wagt es, Göthe wegen seiner Römischen Elegien als unmoralisch zu verurtheilen? Diese Verurtheilung ist selbst eine Frechheit.

Die Römischen Elegien gehören allerdings der Bewegung an, welche wir mit einem auch sehr mißverstandenen Ausdruck Emancipation des Fleisches nennen. Das Mittelalter hatte die Natur noch verkannt. Sein extremer Spiritualismus hatte im Sinnlichen zugleich das Sündliche erblickt. Die Schönheit war ihm als eine diabolische Verführung verdächtig geworden. Aus dieser dem Begriff der Natur wie des Geistes widersprechenden Herabwürdigung, welche durch die Mißhandlung des Leibes den Geist von seiner Selbstsüchtigkeit zu emancipiren unternahm, mußte die Natur befreit werden. Nicht der Natur als solcher haben wir uns zu schämen. Sie ist Gottes Werk. Unserer Unlauterkeit, welche die Natur befleckt, haben wir uns zu schämen. Indem Göthe mit völlig antikem Sinne der Schönheit des Weibes offen huldigte, traf er damit die versteckte Unreinheit, welche die unverhüllte Schönheit der Natur zu ertragen nicht die Kraft hat. Dies böse Gewissen ist zwar gegen die sich als sittlich verstellende Frivolität tolerant, die nackte Keuschheit aber treibt es in die Flucht. Als Göthe aus Italien zurückkehrte, konnte er die Wirkungen beobachten, welche Heinses Ardinghello angerichtet hatte. Er war außer sich darüber. Denn so vortrefflich Heinse im Auffassen von Kunstwerken ist, so wenig hat er die Natur geistig überwunden. Vergleichen Sie z. B. die Orgie im Ardinghello oder die Nachtscene, in welcher er die Ueberraschung der schlummernden Lucinde ausmalt, mit unsern Elegien, um recht inne zu werden, wie reinigend diese auf unser Gemüth wirken, indem sie alle gemeine Sinnlichkeit darin ausbrennen, während Heinse die Brandfackel der Begier in unser Herz wirft." —

Es bleibt uns nach diesen Mittheilungen nur noch Ein Punkt im Allgemeinen zu besprechen übrig.

Viehoff sagt, das Ganze solle kein kleiner Roman, sondern bloß

ein Elegienzyklus sein. Ich sehe zunächst hier keinen Gegensatz ausgedrückt. Wir werden weiter unten (§. 28, Nr. 8) einen kleinen Balladenzyklus (von der schönen Müllerinn) finden, dessen Balladen nicht allein einzeln für sich, sondern auch als in ein Ganzes verbunden, als ein kleiner Roman aufgefaßt werden können und nach Göthes eignem Ausspruch auch sollen. So kann man sich auch sehr wohl einen Zyklus von Elegien denken, welche zu einem Ganzen, zu einem Roman oder wenigstens zu einer fortschreitenden Erzählung sich verbinden. Solch eine fortschreitende Erzählung scheint mir wirklich, gleichsam durch einen chronologischen Faden zusammengeknüpft, in diesen Elegien dargeboten zu sein, und die kunstreiche Komposition derselben zu einem Ganzen darin zu bestehn, daß jedes einzelne Glied dieser Kette, jede Elegie, sowohl ein für sich geschlossenes, an sich verständliches Ganzes bildet, als auch einen nothwendigen oder doch wenigstens passenden Bestandtheil jener, daß ich so sage, chronologischen Kette der Zustände und Begebenheiten ausmacht, in welcher manche Glieder bald hier bald dort ausgelassen sind und behufs genauerer Auffassung des Zusammenhanges hinzuergänzt werden müssen. Mögen dem Dichter immerhin verschiedne Freundinnen und somit auch verschiedne Liebesverhältnisse bei Entstehung der Elegien vorgeschwebt haben: in der Ausführung und Darstellung kann und soll nur Eine Freundinn, nur Ein Liebesverhältniß hervortreten und somit die Verbindung aller Elegien als ein einheitliches, in sich abgerundetes Ganzes erscheinen. Jeder Leser jeder Farbe und Richtung wird eingestehn, daß die Festhaltung des Gedankens an nur Eine Geliebte und Ein Liebesverhältniß ihn auch am Meisten in den Stand setzen wird, an der Hand des Dichters die Umstände und Zustände und Bahnen der innigen, tiefen, zarten und treuen Liebe mit um so mehr Theilnahme und Wärme zu durchwandern.

Der Prozeß des Dichtens dabei wäre sonach genau derselbe wie bei der dramatischen Produktion. Wir finden z. B. in Fausts Gretchen Rückerinnerungen an Göthes Gretchen, an seine Friederike und vielleicht noch an andre seiner Freundinnen, und Göthe selbst hat unzweifelhaft in solchen Rückerinnerungen gedichtet; doch ist sie nur als Eine Person dargestellt. Dasselbe nehmen wir bei Faust wahr und bei vielen andern dramatischen Charakteren, vorzugsweise aber bei den weiblichen, bei deren Darstellung Göthe am Häufigsten verschiedne eigne Erfahrungen bei

verschiednen Freundinnen so kunstreich zu Einem einheitlichen Bilde zusammengeschmolzen hat, daß ohne genauere Kenntniß von dem Leben des Dichters und von der Entstehung des Gedichts Niemand eine Zusammenschmelzung würde ahnen können.

Allerdings ist dem Charakter der Elegie „ein gespanntes Interesse für den faktischen Verlauf, ein ungeduldiges Fortstreben nach einem Ziele, nach einer Katastrophe hin" durchaus zuwider; in ihr „schwebt das Gefühl, sich selbst genießend, gleichsam in kreisender Schwingung", wie Viehoff sehr richtig bemerkt. Allein erstlich ist jede einzelne Elegie als ein Kettenglied nicht zu verwechseln mit dem Zusammenhange aller Kettenglieder d. h., mit der Kette selbst. Zweitens kann eine Erzählung, in chronologischer Reihenfolge dargestellt, in sich selbst eine Schürzung und Lösung eines Knotens auch ohne kunstreiche Verflechtung und Verwickelung, wie sie der pragmatische Dichter zur Belebung und größten Spannung des Interesses regelrecht erfinden und konzentriren soll, auf eine das zusammenhangende Interesse nicht straff spannende, sondern bloß einfach beanspruchende Weise darbieten: und hiedurch würde die einfache Erzählung sich von dem kunstreichen Romangewebe unterscheiden. Drittens aber braucht die sogenannte dramatische Verwickelung und Entwickelung nicht überall dargelegt zu werden, sondern sie kann hie und da theilweise als Zwischenglied zu ergänzen sein. Viertens vermag auch ohne solche dramatische Kunstverflechtung eine einfache, chronologische Anreihung von Thatsachen und Zuständen, also gleichsam eine Erzählung des Entstehens und Fortschreitens und Fortsetzens von Verhältnissen unter Umständen ein bei Weitem größeres Interesse zu erwecken, als ein buntes, unchronologisches Durcheinanderwerfen einzelner Thatsachen. Und daß wenigstens dieser letzte Gesichtspunkt auch im Uebrigen bei den Göthischen Elegien festzuhalten sei, zeigt sich aus ihrer Zusammenstellung nur zu deutlich. Nicht jede äußere Zusammenstellung heißt ein Zyklus, sonst könnte Göthe ja z. B. auch die Zusammenstellung seiner Lieder im ersten Bande einen Liederzyklus oder auch nur eine Zusammenstellung seiner Liebeslieder einen Liebeslieder-Zyklus nennen; der Begriff eines Zyklus bezieht sich nicht bloß auf Aehnlichkeit oder Gleichheit des Stoffs und der Behandlung, sondern auch auf fortlaufenden, der Reihe nach, der Zeitfolge nach den Inhalt umfassenden Zusammenhang.

Es besteht demgemäß die kunstreiche Komposition dieser Elegien und

das hierauf bezügliche Talent Göthes nicht allein darin, daß sie einzeln für sich aus dem Zusammenhange genommen ein Ganzes sind und sich als Ganzes darstellen, sondern auch vorzüglich darin, daß sie, diese einzelnen Ganzen, auf schönste Weise ein großes zusammenhangendes Ganzes bilden. Freilich fehlen in diesem großen Ganzen so manche Glieder, und deren Mangel ist zwischen diesen Elegien fühlbarer als zwischen jenen, ist hier nothwendig, dort weniger vermißt, bald leicht ersetzbar aus dem Zusammenhange, bald durch eigne selbstschöpferische Phantasie auszufüllen. So ist es ja auch z. B. bekannt (vergl. unten §. 26, Nr. II.), daß vor der zweiten Elegie Göthe selbst zwei bereits gedichtete Elegien (also zwei Zwischenglieder) ausgelassen und somit in der fortschreitenden Erzählung ein Paar Stufen übersprungen hat. Und diejenigen, welche behaupten, der Sprung von der ersten zu der nunmehrigen zweiten Elegie sei zu weit, in der ersten fühle der Dichter die innigste Sehnsucht nach Liebe, und in der zweiten fänden wir ihn gar zu schnell schon mitten in der Liebe, geben offenbar die Ueberzeugung von einem chronologischen Zusammenhange, einem fortlaufenden Faden der in den Elegien mitgetheilten Herzensgeschichte zu erkennen. Dieses Bedürfniß nun — (das ich übrigens nicht theile, weil die Liebe gar häufig und vielleicht am Häufigsten schnell und augenblicklich wie ein Blitzstrahl ins sehnende Herz fällt) — ich sage, dies Bedürfniß, den zu raschen Uebergang von der ersten zur zweiten Elegie durch langsameren Fortschritt der Begebnisse vermittelt sehn zu wollen, hätte vielleicht in den beiden von Göthe selbst ausgelassenen Elegien seine Befriedigung gefunden. Schade nur, daß wir von diesen nichts weiter wissen, als daß sie Göthe wegen des verfänglichen Inhalts weggelassen hat. Wie er also hier schon gedichtete und zu Papier gebrachte Zwischenglieder zurückbehalten hat, so hat er an andern Stellen andre Zwischenglieder gar nicht erst gedichtet, sondern ihre Hinzufügung offenbar der Phantasie des Lesers überlassen wollen: auch im weisen Verschweigen liegt die Meisterschaft. Dieser Mangel an mehreren Zwischengliedern der langen Kette hebt keineswegs die Idee eines zusammenhangenden Fortganges der Begebenheiten oder die Möglichkeit einer Ergänzung des Verschwiegnen auf; im Gegentheil, es regt noch mehr die Thätigkeit der eignen Phatasie an und macht gespannter fürs Ganze, ohne die Ruhe der Empfindungen und Betrachtungen in den einzelnen Elegien zu stören. Und so begegnet uns bei dieser Komponirung

des großen Ganzen wieder dasselbe, was uns am Sichtlichsten bei den dramatischen Werken, aber auch ganz verständlich bei jedem lyrischen Gedicht, zumal Göthes, begegnet: der Dichter punktirt, und wir, in seine Seelenszene uns versetzend, verbinden die Punkte zu Linien; er zieht Linien, und wir verbinden sie zu Flächen; er malt Flächen, und wir verbinden sie zu Körpern; mit Einem Worte, er stellt aus dem innerlich klar sich bewußten Ganzen Einzelheiten, Bruchstücke hin, und wir streben danach, diese Bruchstücke zu einem vollständigen Bilde, wie es in ihm lebt und webt, zusammenzustellen*). Warum macht er es so? — Erstlich, wo sollte er anfangen und wo aufhören, wenn er das ganze Bild vollständig und noch dazu im innern Zusammenhange mit früheren, vorangegangenen Bildern und demgemäß auch diese früheren Bilder wieder vollständig und in ihrem noch früheren Zusammenhange darstellen sollte? Zweitens, wie gering und wie wenig selbstschöpferisch würde dann die eigne Thätigkeit sein! und eben deshalb wie gering sein Interesse und wie langweilig sein Studium, wenn nur Reproduktivität und nicht auch Produktivität in Anspruch genommen wird? Drittens, wie relativ wäre die Forderung solcher Vollständigkeit nach der verschiedenen Subjektivität und Individualität der Lesenden! Endlich, wer will es wagen, nach eigner Individualität und eignem Bedürfniß dem Genius der Musen Grenzen zu ziehen und Gesetze vorzuschreiben? Sind doch selbst unsre alltäglichsten, trivialsten Mittheilungen an die vertrautesten Unsrigen nichts weiter als Bruchstücke und können auch nichts Anderes als Bruchstücke sein! —

Wir kehren zur Hauptsache zurück. Es wird nicht schwer sein, den durch sämmtliche Elegien durchgehenden historischen Faden aus ihnen selbst, auch mit Auslassung der fehlenden Zwischenglieder, aufzurollen. Allerdings müssen wir einzelne Hemmnisse dabei unberücksichtigt lassen oder beseitigen, und das können wir um so mehr, da sie meistens in Nebensächlichem sich finden. Nur Ein Hemmniß führe ich beispielsweise hier an.

Es soll, nach obigen Darlegungen, in diesem einheitlichen Ganzen wie von Einem Liebenden (dem Dichter) so auch nur von Einem Liebesverhältniß desselben, also von Einer Geliebten die Rede sein. Daß

---

*) Vergl. meine Abhandlung: Ueber Göthes Lieblingswendungen und Lieblingsausdrücke, 1840, §. 7 ꝛc.

diese Geliebte in Einer Elegie (der achtzehnten) mit Namen genannt wird (Faustine), in allen übrigen aber ungenannt bleibt, kann keinen Anstoß erregen, eben so wenig, daß nur in zwei Elegien (Nr. II und Nr. XV) die Mutter und zwar, wenigstens offenbar in der ersteren dieser beiden, als wissend um das Liebesverhältniß der Tochter dargestellt wird, während von einem um das Liebesgeheimniß nicht mitwissenden und daher vermiedenen und getäuschten Oheim der Geliebten in der fünfzehnten und sechszehnten die Rede ist. Wohl aber tritt uns die sechste Elegie hindernd entgegen. Nämlich in ihr ist die Geliebte eine Wittwe mit einem jungen Söhnchen. Ihre Armuth und die ihr vom Liebenden geschenkten Kleider stimmen mit der Freigebigkeit des Letzteren in der zweiten Elegie sehr wohl zusammen. Daß sie, wie sie sagt, jung war, ist auch nicht störend; sie ist deshalb jetzt noch nicht alt, und daß ihre allerfrühsten Blüthenjahre in die Zeit ihres Liebesverhältnisses zum Dichter gefallen wären, ist nirgend angedeutet. Aber daß der Dichter sie in drei Elegien (in Nr. IX, Nr. XVII und Nr. XIV) mit dem Namen „Mädchen" bezeichnet — (in den übrigen heißt sie bald die Liebste, wie in Nr. II, V, XII und XV, bald die Geliebte, wie in Nr. III, VIII und XV, oder Liebchen, wie in Nr. XII, oder Beste, wie in Nr. XVI) — das muß auffallen. Wenn nun auch von diesen drei Fällen der letzte (Nr. XIV) erklärlich wäre, da hier der Dichter den Ausdruck Mädchen in der an seinen Diener gerichteten Rede gebraucht und gegen diesen vielleicht die näheren Verhältnisse seiner Geliebten zu verschweigen Grund haben mag: so läßt sich doch in den beiden andern Fällen (Nr. IX und Nr. XVII) der Name „Mädchen" nicht so leicht rechtfertigen, da der Dichter zu sich selbst spricht. Dieser Zwiespalt ist schwer zu lösen. Allein ehe wir um seinetwillen die schöne Idee einer einzigen Geliebten des Dichters aufgeben sollten, lieber möchten wir doch durchgehends in allen Elegien seine Geliebte als Wittwe denken und den zwei- oder dreimal gebrauchten Namen „Mädchen" für einen illusorischen Ausdruck des liebebeseligten Poeten ansehn, zumal bei der glühenden Sehnsucht der neunten und dem frohen Behagen der siebzehnten Elegie. Erhöbe sich aber gegen solche Illusion zu viel Widerspruch, so würden wir lieber die ganze sechste Elegie, so schön sie auch ist, als einen spätern Zusatz und Einschub betrachten und sonach wenigstens aus dem Ganzen wegdenken, wenn wir nur nicht die Idee Einer einzigen Geliebten aufzugeben brauchen.

Versuchen wir nun zunächst, mit Umgehung solcher einzelnen Diffikultäten, die Begebnisse und Zustände der Elegien nach der Reihe möglichst kurz an Einem historischen Faden aufzurollen.

(I) Der Dichter fühlt tief die Sehnsucht nach Liebe, (II) und hat bald Gelegenheit, sie zu stillen, denn er findet eine Geliebte, welche an ihm treu hangt und durch ihn das Leben froh genießt. (III) Sie hat sich ihm ergeben, und wie in der alten seligen Götterwelt, so folgen sich schnell Blick, Begierde und Genuß. (IV) Wohl erinnert er sich auch seines früheren Liebesglücks, doch verweht er diese Erinnerung durch das selige Gefühl, jetzt von einer Römerinn gefesselt zu sein. (V) Dabei versäumt er keineswegs seine antiken Studien, und selbst durch sein Liebesverhältniß sieht er sich in der Kenntniß und Ausübung der Kunst gefördert. (VI) Verleitet durch feindselige Verleumdungen und Klätschereien Anderer hat er seine Geliebte mit tadelnden Worten innig betrübt, auch wohl angedeutet, sie verlassen zu wollen. Ihre Vorwürfe hierüber bekunden ihre Unschuld und Treue. Er schämt sich seiner Schuld und gesteht sich selber die dauernde Flamme seiner Liebe. (VII) Und so lassen ihn Rom und seine Liebe die Nordische Heimat leicht vergessen und sich glücklich wie im Olymp fühlen. (VIII) Besuche und Gespräche setzen sich regelmäßig fort. Auf die Mittheilung über ihre Jugend und namentlich darüber, daß sie als Kind nicht besonders gefallen habe, erwiedert er, daß er sie sich doch gern als ein besonderes Kind denke: der Weinstockblüthe fehle Bildung und Farbe, und doch entzücke die reife Beere. (IX) Nun schildert er das Auflodern und allmälige Verlöschen der Flamme auf dem Kamin beim nächtlichen Herzensfest, (X) faßt den Vorsatz, sich der Gegenwart zu freuen, ehe er zum Orkus hinabsteigt, (XI) fühlt in ihrer Nähe die Anwesenheit aller Götter bis auf die trockne Minerva, (XII) und winkt der Geliebten zum Eleusinischen Myrtenplätzchen, wo ihr und ihm selige Zufriedenheit erblüht. (XIII) Aber er empfindet wieder, trotz des vielfach dargebotenen Stoffes zum Gesange, bei Amors Spielen den Verlust an Zeit, Kraft und Besonnenheit, und doch kann er sich von der Schönheit nicht losreißen. (XIV) Er erwartet sie wieder, der Abend schleicht ihm zu langsam heran, darum läßt er schon frühe sich die Lampe anzünden. (XV) Ein neuer Besuch, listig voraus angekündigt von der Geliebten und unter erhabnen Betrachtungen über die Weltstadt Rom sehnlichst erwartet. (XVI) Ein andres verab-

redetes Zusammenkommen im Weingarten der Geliebten wird durch einen komischen Irrthum vereitelt: er hält eine Vogelscheuche für ihren hin und herwankenden Oheim. (XVII) So unangenehm ihm das Hundegebell ist, so hört er doch nur zu gerne das Bellen des Nachbarhundes, denn entweder erinnert es ihn an frühere Besuche der Geliebten, oder läßt ihn auf einen neuen Besuch hoffen. (XVIII) Je mehr er sich immer deutlicher von ihrer Treue überzeugt, desto glücklicher macht ihn seine Liebe und sein Liebesverhältniß zu ihr. (XIX) Zwar sind Fama und Amor wie von jeher so auch hier in Streit, und schon fängt Fama an, von seinem Verhältniß zu plaudern, allein er duldet gelassen und ruhig ihr Geschwätz, denn ihn beseligt der mächtigere Amor. (XX) So sehr er aber sonst an der Hand der Verschwiegenheit sicher durchs Leben gegangen, so öffnen ihm doch jetzt Amor und die Musen, sein Liebesglück und sein poetischer Drang den Mund, und so schließt er mit dem Wunsche: seine Liebeslieder, die Zeugen seines hohen Glücks, mögen wachsen und blühn und sich wiegen im Hauch der Liebe und zuletzt den Römern das Geheimniß seines Glückes entdecken.

Man wird nach dieser Uebersicht eingestehn, daß sich wirklich Ein Faden durch das Ganze hindurchzieht, bald enger verbindend, wie z. B. in Nr. I, II, III und IV, ferner in No. IX, X, XI und XII, oder in Nr. XIV, XV und XVI, und in Nr. XIX und XX, bald etwas loser verknüpfend, wie in Nr. V und VI, XIII, und XIV, XII und XIII. Und wenn man nur nicht äußere Handlungen, äußere Erlebnisse, äußere Abenteuer überall und immer suchen und aufspüren will, sondern in dem Ganzen ein inneres Seelenleben, eine fortlaufende Herzensgeschichte, eine innere Liebesszenerie, hie und da an äußere, dem Fremden mehr oder minder interessante, den Liebenden aber und den ihnen Nachfühlenden und Nachempfindenden immer bedeutungsvolle Ereignisse, Begebenheiten, Erlebnisse angelehnt, erwarten will und im Innern gleiche dramatische Elemente wie im Aeußern findet: so wird man sich überzeugen, daß in diesen 20 Elegien als einem einheitlichen Ganzen, ein inneres fortschreitendes Herzenserlebniß, ein, daß ich so sage, innerer Liebesroman einfach aufgerollt vor unsre Seele tritt. Aehnliches, obwohl mehr verdeutlicht durch Andeutungen von einer Verflechtung äußerer Begegnisse, dagegen aber auch mehr gestört durch spätere Einschiebungen, werden wir unten (§. 30, Nr. 7) im Sonettenzyklus wiederfinden. Göthe deutet freilich

weder bei diesem Elegienzyklus noch bei jenem Sonettenzyklus (wohl aber bei dem Zyklus der Balladen von der schönen Müllerinn) auf eine Absicht der Darstellung eines solchen innerlich sich durchziehenden Fadens, eines solchen zusammenhangenden Ganzen irgend wie anders hin, als durch einfache Zusammenstellung und Fortnumerirung der einzelnen Elegien. Das kann uns aber nicht irre machen. Entweder hat er sich selbst nicht von dieser Kunstkomposition Rechenschaft gegeben, unbewußt, wie so oft, der schönen Leitung seines hohen Genius; oder er hat nicht Lust gehabt, poetische Schöpfungen überallhin selbst zu erklären und dem denkenden Leser nichts übrig zu lassen.

Wir gehn nun im folgenden Paragraphen zu den einzelnen Perlen dieses ungemein schönen Elegienschmuckes über und betrachten jede einzelne als ein für sich bestehendes kleineres Ganze in ihrer Abgetrenntheit von den übrigen.

---

§. 26.

Fortsetzung. Sämmtliche Römische Elegien.

I.

Erste Elegie.

Saget, Steine, mir an, o sprecht, ihr hohen Paläste!
  Straßen, redet ein Wort! Genius, regst du dich nicht?
Ja, es ist Alles beseelt in deinen heiligen Mauern,
  Ewige Roma; nur mir schweiget noch Alles so still.
O wer flüstert mir zu, an welchem Fenster erblick' ich
  Einst das holde Geschöpf, das mich versengend erquickt?
Ahn' ich die Wege noch nicht, durch die ich immer und immer,
  Zu ihr und von ihr zu gehn, opfre die köstliche Zeit?
Noch betracht' ich Kirch' und Palast, Ruinen und Säulen,
  Wie ein bedächtiger Mann schicklich die Reise benutzt.

Doch bald ist es vorbei; dann wird ein einziger Tempel,
Amors Tempel nur sein, der den Geweihten empfängt.
Eine Welt zwar bist du, o Rom; doch ohne die Liebe
Wäre die Welt nicht die Welt, wäre denn Rom auch nicht Rom.

Diese einleitende Elegie weist uns auf den Gedanken hin: ohne Liebe überall Tod, in der Liebe überall Leben, und führt uns des Dichters Sehnsucht nach Liebe vors Auge.

Das Geschöpf, das mich versengend erquickt. Man wird bei dem Ausdruck mich versengend unwillkürlich an die südliche Gluth der südlichen Liebe und an ihre Gegenüberstellung und Vergleichung mit der Wärme und Mäßigung Deutscher und zunächst Weimarischer Herzensangelegenheiten erinnert.

Opfre die köstliche Zeit. In nachfolgenden Elegien spricht der Dichter theils entschuldigend, theils rechtfertigend, oft von dem Zeitverlust, den seine Liebesverhältnisse für seine ernstlicheren Studien in Kunst und Wissenschaft herbeiführen. Vergl. namentlich die fünfte Elegie.

Der den Geweihten empfängt, d. h. mich den Eingeweihten, so daß ich eingeweiht werde; eine schon aus den alten Sprachen sehr bekannte poetische Konstruktion (Prolepsis).

II.

Zweite Elegie.

Ehret, wen ihr auch wollt! Nun bin ich endlich geborgen!
Schöne Damen und ihr Herren der feineren Welt,
Fraget nach Oheim und Vetter und alten Muhmen und Tanten;
Und dem gebundnen Gespräch folge das traurige Spiel.
Auch ihr Uebrigen fahret mir wohl, in großen und kleinen
Zirkeln, die ihr mich so oft nah der Verzweiflung gebracht.
Wiederholet, politisch und zwecklos, jegliche Meinung,
Die den Wandrer mit Wuth über Europa verfolgt.

So verfolgte das Liedchen Malbrough den reisenden Britten
Einst von Paris nach Livorn, dann von Livorno nach Rom,
Weiter nach Napel hinunter; und war er nach Smyrna gesegelt,
Malbrough! empfing ihn auch dort! Malbrough im Hafen das Lied.
Und so mußt' ich bis jetzt auf allen Tritten und Schritten
Schelten hören das Volk, schelten der Könige Rath.
Nun entdeckt ihr mich nicht so bald in meinem Asyle,
Das mir Amor der Fürst, königlich schützend, verlieh.
Hier bedecket er mich mit seinem Fittig; die Liebste
Fürchtet, Römisch gesinnt, wüthende Gallier nicht;
Sie erkundigt sich nie nach neuer Mähre, sie spähet
Sorglich den Wünschen des Manns, dem sie sich eignete, nach.
Sie ergetzt sich an ihm, dem freien, rüstigen Fremden,
Der von Bergen und Schnee, hölzernen Häusern erzählt;
Theilt die Flammen, die sie in seinem Busen entzündet,
Freut sich, daß er das Gold nicht wie der Römer bedenkt.
Besser ist ihr der Tisch nun bestellt; es fehlet an Kleidern,
Fehlet am Wagen ihr nicht, der nach der Oper sie bringt.
Mutter und Tochter erfreun sich ihres nordischen Gastes,
Und der Barbare beherrscht Römischen Busen und Leib.

Des Dichters Sehnsucht hat ihr Ziel erreicht. Nun ist er die langweiligen Familiengeschichten, das seichte Spiel und die ewigen, ihn anwidernden politischen Gespräche und sonstigen geselligen Unterhaltungen los. Denn er fand die „Liebste", die an ihm, dem nordischen Fremden, innig hangt, seine Freigebigkeit froh genießt und sich, eine Römerinn, ihm, dem Barbaren, hingiebt.

Ursprünglich war diese Elegie die vierte. Göthe hat aber die zweite und die dritte Elegie wegen des verfänglichen Inhalts weggelassen.

Ehret, nämlich durch Besuche und Einladungen. — Geborgen vor dem faden Alltagsumgange und seinen langweiligen Formen und Normen. — Dem gebundnen Gespräch, gebunden durch die leidige Konvenienz. Solcherlei Formen und Normen und Konvenienzen und sonstige Gebundenheiten hatten ja dem Dichter das Hofleben in Weimar höchst widerlich gemacht und machen müssen. — Die ihr mich oft nah der Verzweiflung gebracht durch seichte, langweilige oder

fanatische Unterhaltungen, besonders politisches Inhalts, wie den Britten durch das Liedchen von Marlborough, das ihm, auch noch so weit von der Heimat entflohn, doch immer wieder aufgetischt wurde*). Das

*) Das Volkslied: „Malbrough s'en va-t-en guerre" ist durch die ganze Welt verbreitet gewesen, von Paris bis Konstantinopel, ja bis zu den Hottentotten am Cap, und seine Melodie existirt, wenn Chateaubriand und Jacob recht berichten, schon seit 600 Jahren bei den Arabern. Es ist offenbar nicht nach Marlboroughs Tode (1722 auf seinem Lustschloß Windsor-Lodge) gedichtet, sondern vielleicht unmittelbar nach der Schlacht von Malplaquet (1709), in welcher sich das Gerücht verbreitet hatte, Marlborough sei gefallen. Die Franzosen vergaßen ihre Besiegung troß Noth und Mangel bei Gesang und Saitenspiel im Lager von Quesnoy, und da mag denn wohl ein kriegerischer Troubadour, der die längst vorhandne Melodie kannte, derselben den einfachen Text, gestützt auf das berührte Gedicht, glücklich untergelegt haben. Das Lied erhielt sich bloß im Munde des Französischen Volkes. Eine junge, heitre Bäuerinn, Poitrine, 1781 zur Amme des ersten Sohns der Königinn Marie Antoinette angenommen, sang mit dem Liede den Säugling oft genug ein. Der Königinn gefiel das Lied; bald sang auch sie es, und der König brummte es mit. Die Hofleute konnten nun nicht zurückbleiben, Alles sang dies Marlboroughliedchen bei Hof und in der Stadt, und so verbreitete es sich bald durch ganz Frankreich, ging nach England über und wanderte auch nach Deutschland. Durch Beaumarchais's Einlegung dieses Liedes in seine „Hochzeit des Figaro" (der Page Cherubin singt statt des Refrains: mironton-mirontaine stets: „que mon coeur a de peine!") ward es erst recht bekannt und griff fast epidemisch um sich, wie Göthes obige Verse andeuten. Nachher verjagte zwar Ça ira den Marlborough, aber selbst Napoleon soll es noch immer so im Kopfe gehabt haben, daß er selten sein Schlachtroß bestieg, ohne das Lied für sich hinzubrummen. Auch wurde die Melodie das Thema eines Französischen Lieblingsmarsches, den Beethoven in seiner Symphonie: „Die Schlacht von Vittoria" ertönen läßt. In Europa ist dies Volkslied ganz in Vergessenheit gerathen. Da man es jetzt überhaupt selten findet, mag es hier eine Stätte erhalten.

Mort et convoi de l'invincible Malbrough.

Malbrough s'en va-t-en guerre,
Mironton, mironton, mirontaine,
Malbrough s'en va-t-en guerre,
Ne sait, quand reviendra.

Jahr seiner Reise bot vorzugsweise Stoff zu politischen Gesprächen und Zänkereien, die Göthe immer gehaßt und geflohn hat und hier in Italien, im Lande der Kunst und der Liebe, bei seiner unüberwindlichen Neigung

---

Il reviendra z-à l'aques,
Mironton, mironton, mirontaine,
Il reviendra z-à l'aques,
Ou à la Trinité.

La Trinité se passe,
Malbrough ne revient pas.

Madame à sa tour monte
Si haut qu'ell' peut monter.

Elle aperçoi son page
Tout de noir habillé.

Beau page, ah! mon beau page,
Quell' nouvelle apportez?

Aux nouvell's que j'apporte,
Vos beaux yeux vont pleurer.

Quittez vos habits roses
Et vos satins brochés.

Monsieur d' Malbrough est mort,
Est mort et enterré.

J' l'ai vu porter en terre
Par quatre z-officiers.

L'un portait sa cuirasse,
L'autre son bouclier.

L'un portait son grand sabre,
L'autre ne portait rien.

zu behaglicher Ruhe und freundlichem Frieden, da er sich den Musen, die nichts mehr als innern und äußern Frieden lieben, mit offnen Armen in herzinnigem Verlangen hingab, wohl am meisten wie die Pest zu fliehn geneigt sein mußte. — Nach neuer Mähre; sehr passend ist dieser Ausdruck gewählt, da unter manchem Wahren auch tausende von Mährchen den Ritt um die Welt machten und auch in Rom einpassirten. —

A l'entour de sa tombe
Romarins l'on planta.

Sur la plus haute branche
Le rossignol chanta.

On vit voler son ame
Au travers des lauriers.

Chacun mit ventre à terre
Et puis se releva.

Pour chanter les victoires,
Que Malbrough remporta.

La cérèmonie faite
Chacun s'en fut coucher.

Les uns avec leurs femmes,
Et les autres tout seuls.

Ce n'est pas qu'il en manque,
Car j'eu connais beaucoup.

Des blondes et des brunes
Et des chataign's aussi.

J' n'en dis pas davantage,
Mironton, mironton, mirontaine,
J' n'en dis pas davantage,
Car en voilà z-assez.

Daß er das Gold 2c.; Aufwand und Geld sind bei solchen Verhältnissen natürlich dringend nothwendig. — Der Barbare für Barbar, wie der Prophete statt Prophet, Sophiste statt Sophist, Prälate statt Prälat, u. s. w. Der Ausdruck Barbar heißt hier nicht bloß Fremder, sondern ist mit seiner Nebenbedeutung aufzufassen und weniger auf den Dichter selbst als auf seine nordische, barbarische (Deutsche, im Gegensatz zu Italien) Heimat, in sofern sie dem Italiener hinsichts des Klimas, der Kunst u. s. w. als solche erscheinen und vom Dichter auch wohl der Liebsten geschildert sein mag, zu beziehn. Und so heißt und der Barbare beherrscht so viel als: und er, obwohl Barbar beherrscht dennoch 2c.

III.

Dritte Elegie.

Laß dich, Geliebte, nicht reu'n, daß du mir so schnell dich ergeben!
Glaub' es, ich denke nicht frech, denke nicht niedrig von dir.
Vielfach wirken die Pfeile des Amor: einige ritzen
Und vom schleichenden Gift kranket auf Jahre das Herz.
Aber mächtig befiedert, mit frisch geschliffener Schärfe,
Dringen die andern ins Mark, zünden behende das Blut.
In der heroischen Zeit, da Götter und Göttinnen liebten,
Folgte Begierde dem Blick, folgte Genuß der Begier.
Glaubst du, es habe sich lange die Göttinn der Liebe besonnen,
Als im Idäischen Hain einst ihr Anchises gefiel?
Hätte Luna gesäumt, den schönen Schläfer zu küssen,
O, so hätt' ihn geschwind, neidend, Aurora geweckt.
Hero erblickte Leandern am lauten Fest, und behende
Stürzte der Liebende sich heiß in die nächtliche Flut.
Rhea Sylvia wandelt, die fürstliche Jungfrau, der Tiber
Wasser zu schöpfen, hinab und sie ergreifet der Gott.
So erzeugte die Söhne sich Mars! — Die Zwillinge tränket
Eine Wölfinn, und Rom nennt sich die Fürstinn der Welt.

Die Geliebte hat sich ihm schnell ergeben, und er beruhigt sie über diese Schnelligkeit. Wo Amors Pfeil bloß ritzt, da krankt jahrelang das Herz; wo er ins Mark dringt, lodert die Flamme augenblicklich und für lange empor. So ist es in den Götterkreisen und in der Heroenwelt auch gewesen: Blick, Begierde und Genuß folgten schnell auf einander.

Anchises, Herrscher in Dardanus, Sohn des Kapys und der Themis. Venus, von seiner Schönheit hingerissen, erschien ihm einst (auf dem Berge Ida oder am Strome Simois bei Troja) als Phrygische Hirtinn, gab sich ihm hin und gebar den Aeneas, der späterhin nach Italien kam und Stammvater der Römer wurde. — Hero, eine Priesterinn der Venus zu Sestos auf der Thrazischen Küste, und Leander aus Abydos sahn sich auf einem Venusfeste und entbrannten in Liebe zu einander. Aber ihre Eltern und die Göttinn selbst wollten nicht ihre Verbindung. Der Jüngling schwamm allnächtlich über den Hellespont zur Geliebten; in einer Winternacht ertrank er, und Hero stürzte sich, als sie die Leiche erblickte, ins Meer. (Lord Byron ist im Jahr 1810 glücklich über den Hellespont geschwommen.) — Rhea Sylvia oder Ilia, Tochter des Numitor, von ihrem Oheim dem Dienste der Vesta geweiht, wurde durch Mars Mutter des Romulus und Remus, die von einer Wölfinn gesäugt wurden. —

IV.

Vierte Elegie.

Fromm sind wir Liebende, still verehren wir alle Dämonen,
 Wünschen uns jeglichen Gott, jegliche Göttinn geneigt.
Und so gleichen wir euch, o Römische Sieger! den Göttern
 Aller Völker der Welt bietet ihr Wohnungen an,
Habe sie schwarz und streng aus altem Basalt der Aegypter,
 Oder ein Grieche sie weiß, reizend, aus Marmor geformt.
Doch verdrießet es nicht die Ewigen, wenn wir besonders
 Weihrauch köstlicher Art Einer der Göttlichen streun.

Ja wir bekennen euch gern, es bleiben unsre Gebete,
Unser täglicher Dienst Einer besonders geweiht.
Schalkhaft, munter und ernst begehen wir heimliche Feste,
Und das Schweigen geziemt allen Geweihten genau.
Eh' an die Ferse lockten wir selbst, durch gräßliche Thaten,
Uns die Erinnyen her, wagten es eher, des Zeus
Hartes Gericht am rollenden Rad und am Felsen zu dulden,
Als dem reizenden Dienst unser Gemüth zu entziehn.
Diese Göttinn, sie heißt Gelegenheit; lernet sie kennen!
Sie erscheinet euch oft, immer in andrer Gestalt.
Tochter des Proteus möchte sie sein, mit Thetis gezeuget,
Deren verwandelte List manchen Heroen betrog.
So betriegt nun die Tochter den Unerfahrnen, den Blöden;
Schlummernde necket sie stets, Wachenden fliegt sie vorbei;
Gern ergiebt sie sich nur dem raschen, thätigen Manne;
Dieser findet sie zahm, spielend und zärtlich und hold.
Einst erschien sie auch mir, ein bräunliches Mädchen, die Haare
Fielen ihr dunkel und reich über die Stirne herab,
Kurze Locken ringelten sich ums zierliche Hälschen,
Ungeflochtenes Haar kraußte vom Scheitel sich auf.
Und ich verkannte sie nicht, ergriff die Eilende, lieblich
Gab sie Umarmung und Kuß bald mir gelehrig zurück.
O wie war ich beglückt! — Doch stille, die Zeit ist vorüber,
Und umwunden bin ich, Römische Flechten, von euch.

Die beiden Liebenden verehren alle höhern und niedern Gottheiten, vorzugsweise aber die Göttinn der eilenden, ewig veränderlichen Gelegenheit, welche bloß der Rasche und Thätige zu ergreifen und festzuhalten versteht. Einst hatte auch der Dichter die Eilende ergriffen und war beglückt. Doch schweigt er von vergangnem Glück, ihn hat jetzt eine Römerinn gefangen.

Fromm im antiken Sinne des Worts. — Wohnungen, Tempel. — Eh' an die Fersen lockten wir &c., d. h. lieber würden wir die Erinnyen (Rachegöttinnen, Furien) hinter uns (uns verfolgend) sehen, lieber uns vom Zeus mit dem Rade (wie weiland Ixion) oder am Felsen (wie Prometheus) gestraft sehn, als dem Dienst der Gelegenheits-

göttinn uns entziehn. — Die ältere Lesart „eher lockten wir selbst an die Fersen“ ist besser; die falsche Veränderung des eher in ehe macht den Satz unklar. — Tochter des Proteus möchte sie sein; Proteus, ein wahrsagender Meergreis, konnte alle Gestalten annehmen. — Thetis, eine Meernymphe, Tochter des Nereus, verwandelte sich, da sie sich in ihres Vaters Willen nicht fügen und mit Peleus nicht vermälen wollte, bald in Feuer, bald in Wasser, bald in ein Thier, bis sie sich endlich in ihres Vaters Willen ergeben mußte, mit Peleus sich vermälte und den Achilleus gebar. — So betriegt nun ꝛc., so weiß der Unerfahrene, der Blöde nicht die Gelegenheit zu ergreifen und läßt sie unbenutzt vorübergehn. — Einst erschien sie auch mir, in Deutschland. Es läßt sich nicht mit Sicherheit herausfinden, an welche seiner Geliebten der Dichter hier gedacht. Der Ausruf: „o wie war ich beglückt“ paßt wohl auf alle, am meisten auf Gretchen, Friederike und Lili, so wie auch die Idee der Gelegenheitsgöttinn. Die hier dargebotne Beschreibung des Aeußeren paßt auf keine ganz genau, auch auf Friederike nicht, wie Viehoff (siehe oben) vermuthet. Daß der Dichter aber eine Deutsche Geliebte hier im Sinne habe, geht aus dem nachfolgenden Gegensatze „und umwunden bin ich, Römische Flechten, von euch“ deutlich hervor, es müßten denn, was nicht zu vermuthen steht, die Römischen Flechten den Flechten andrer Italienerinnen entgegengesetzt sein. — Römische Flechten im Gegensatz zu dem ungeflochtnen Haar der früheren Geliebten. Sehr passend und schön ist das Bild der ihn umwindenden, umflechtenden Flechten. —

V.

Fünfte Elegie.

Froh empfind' ich mich nun auf klassischem Boden begeistert;
  Vor- und Mitwelt spricht lauter und reizender mir.
Hier befolg' ich den Rath, durchblättre die Werke der Alten
  Mit geschäftiger Hand, täglich mit neuem Genuß.

Aber die Nächte hindurch hält Amor mich anders beschäftigt;
Werd' ich auch halb nur gelehrt, bin ich doch doppelt beglückt.
Und belehr' ich mich nicht, indem ich des lieblichen Busens
Formen spähe, die Hand leite die Hüften hinab?
Dann versteh' ich den Marmor erst recht; ich denk' und vergleiche,
Sehe mit fühlendem Aug', fühle mit sehender Hand.
Raubt die Liebste denn gleich mir einige Stunden des Tages,
Giebt sie Stunden der Nacht mir zur Entschädigung hin.
Wird doch nicht immer geküßt, es wird vernünftig gesprochen;
Ueberfällt sie der Schlaf, lieg' ich und denke mir viel.
Oftmals hab' ich auch schon in ihren Armen gedichtet,
Und des Hexameters Maß leise mit fingernder Hand
Ihr auf dem Rücken gezählt. Sie athmet in lieblichem Schlummer,
Und es durchglühet ihr Hauch mir bis ins Tiefste die Brust.
Amor schüret die Lamp' indeß und denket der Zeiten,
Da er den nämlichen Dienst seinen Triumvirn gethan.

Am Tage studirt er die Vor- und Mitwelt in Anschauung und in schriftstellerischen Werken mit immer neuem Genuß; des Nachts folgt er dem Amor. So wird er „halb gelehrt und doppelt beglückt.“ Aber auch die Nacht belehrt ihn in richtiger Erkennung der Kunst, und so kann er dafür auch einige Stunden des Tages dem Amor weihen, zumal da auch in der Nacht vernünftige Gespräche ihn fördern und er, wann die Geliebte entschlummert, dichten und das Hexametermaß mit fingernder Hand auf dem Nacken der Schlummernden lernen kann, wobei denn Amor seine Flamme schürt und ihn in die Zeit der alten, auf gleiche Weise glücklich liebenden Triumvirn zurückversetzt.

Den Marmor, d. h. die Gebilde aus Marmor. — Des Hexameters Maß. Göthe hatte in Weimar die ersten schwachen Versuche im Hexameter gemacht. Wie schnell er sich vervollkommnet, beweisen diese Elegien, welche, wenn auch noch oft gegen Rhythmik und Prosodik gefehlt ist, doch einen gar herrlichen Klang haben und des Dichters ausgezeichnetes Talent, auch ohne daß er Regeln sich ableitete oder gar studirte, das Richtige und Schöne zu treffen, aufs Deutlichste bekunden. Seine späteren Hexameter, namentlich in Hermann und Dorothea, sind nicht regelrechter oder schöner als die Hexameter dieser Elegien. —

Triumvirn; welche — (wir machen diesen Zusatz nicht ohne Bezug auf sämmtliche Römische Elegien Göthes) — die Vornehmheit und Behaglichkeit hatten, Besuche weniger zu machen als anzunehmen.

VI.

Sechste Elegie.

„Kannst du, o Grausamer! mich in solchen Worten betrüben?
  Reden so bitter und hart liebende Männer bei euch?
Wenn das Volk mich verklagt, ich muß es dulden! und bin ich
  Etwa nicht schuldig? Doch ach! schuldig nur bin ich mit dir!
Diese Kleider, sie sind der neidischen Nachbarinn Zeugen,
  Daß die Wittwe nicht mehr einsam den Gatten beweint.
Bist du ohne Bedacht nicht oft bei Mondschein gekommen,
  Grau, im dunkeln Sürtout, hinten gerundet das Haar?
Hast du dir scherzend nicht selbst die geistliche Maske gewählet?
  Solls ein Prälate denn sein! gut, der Prälate bist du.
In dem geistlichen Rom (kaum scheint es zu glauben, doch schwör' ich)
  Nie hat ein Geistlicher sich meiner Umarmung gefreut.
Arm war ich leider! und jung und wohl bekannt den Verführern.
  Falconieri hat mir oft in die Augen gegafft,
Und ein Kuppler Albani's mich, mit gewichtigen Zetteln,
  Bald nach Ostia, bald nach den vier Brunnen gelockt.
Aber wer nicht kam, war das Mädchen. So hab' ich von Herzen
  Rothstrumpf immer gehaßt und Violetstrumpf dazu.
Denn „ihr Mädchen bleibt am Ende doch die Betrogne"
  Sagte der Vater, wenn auch leichter die Mutter es nahm.
Und so bin ich denn auch am Ende betrogen! Du zürnest
  Nur zum Scheine mit mir, weil du zu fliehen gedenkst.
Geh! Ihr seid der Frauen nicht werth! Wir tragen die Kinder
  Unter dem Herzen, und so tragen die Treue wir auch;
Aber ihr Männer, ihr schüttet mit eurer Kraft und Begierde
  Auch die Liebe zugleich in den Umarmungen aus!" —

Also sprach die Geliebte und nahm den Kleinen vom Stuhle,
Drückt' ihn küssend ans Herz, Thränen entquollen dem Blick.
Und wie saß ich beschämt, daß Reden feindlicher Menschen
Dieses liebliche Bild mir zu beflecken vermocht!
Dunkel brennt das Feuer nur augenblicklich und dampfet,
Wenn das Wasser die Gluth stürzend und jählings verhüllt;
Aber sie reinigt sich schnell, verjagt die trübenden Dämpfe,
Neuer und mächtiger dringt leuchtende Flamme hinauf.

Die Geliebte macht dem Dichter Vorwürfe, daß er sie mit tadelnden Worten so betrübt: er habe sie oft besucht; sie, die jeder sonstigen Versuchung und Anlockung standhaft widerstanden, sei nun von ihm getäuscht, denn nur in der Absicht, sie zu fliehn, zürne er ihr; die Männer hätten nur Begierde, nicht Liebe, und seien daher der Frauen nicht werth, welche in ihrem Herzen Treue bewahren. Bei diesen Vorwürfen, die sie (Wittwe), den Kleinen mit Küssen ans Herz drückend, ihm unter Thränen macht, schämt er sich, durch Verleumdungen und Klätschereien verleitet, das liebliche Bild befleckt zu haben, und gesteht sich, daß das Feuer der Liebe, durch das jählings herabgestürzte Wasser der Verleumdung nur für den Augenblick dunkel und dampfend geworden, sich schnell von den Dämpfen reinigt und dann mächtiger als früher in hellen Flammen auflodert.

Ohne Bedacht, ohne viele Bedenken. — Prälaten sind die höchsten Beamten der katholischen Kirche, welche eigne Jurisdiktion ausüben („Rothstrumpf und Violetstrumpf"). — In dem geistlichen Rom; Rom hat gegen 6000 Geistliche, darunter 2000 Mönche und 1500 Nonnen. — Kaum scheint es zu glauben = kaum scheint es glaublich. Die Konstruktion ist ungebräuchlich; man sagt nur: kaum ist es zu glauben, oder: kaum scheint es geglaubt werden zu können. In dem folgenden parenthetischen Zusatz „doch schwör' ich" ist die Auslassung des es hart. Daß dieser Zusatz wirklich parenthetisch sei (so wie die Wortr „kaum scheint es zu glauben"), scheint aus den vorangegangnen Worten „In dem geistlichen Rom" und deren Konstruktionszusammenhange mit den folgenden Worten „nie hat ein" 2c. hervorzugehn. Es wäre also besser, so zu interpungiren: „In dem geistlichen Rom (kaum scheint es zu glauben, doch schwör' ich) nie hat ein

Geistlicher sich meiner Umarmung gefreut." Wenn die Göthische Interpunktion, auf die man sich bekanntlich nirgend verlassen kann (Göthe hat aufs Interpungiren nichts gegeben und dasselbe meistens seinen Schreibern und Korrektoren überlassen), absichtlich von ihm selbst hier so, wie die Ausgaben sie geben, gewählt sein sollte, nämlich so: „In dem geistlichen Rom, kaum scheint es zu glauben, doch schwör' ich: nie hat ein Geistlicher sich meiner Umarmung gefreut.": — dann würde solche Interpunktion darthun, daß Göthe diese Stelle anders als oben gesagt, konstruirt wissen wollte, dann wäre nämlich das vorausgeschickt „In dem geistlichen Rom" anakoluthienartig abgebrochen und die Worte „nie hat" rc. gehörig zu den Worten „schwör' ich" und den vorangehenden Worten „zu glauben", so daß diese beiden Verbindnngen nicht parenthetisch wären und keine Auslassung des Objekts es bei „schwör' ich" statt fände. Allein dieser Anakoluthiekonstruktion dürfte wohl jene parenthetische Verbindung vorzuziehn sein, obgleich in ihr das es vermißt wird und die Stellung „in Rom nie hat" statt „in Rom hat nie" ebenfalls einen ungewöhnlichen Klang, welcher der Anakoluthie ähnelt, in die Periode hereinbringt. Doch wähle hier ein jeder die Interpunktion, wie er wolle: die Gedanken sind klar. — Falconieri, Falkenjäger, Falkner, Falkenier. — Albani, Name einer reichen und berühmten Familie in Rom, aus Albanien herstammend, aus welcher auch ein Pabst (Clemens XI., 1700) und mehrere Kardinäle hervorgegangen. Zur Zeit dieser Elegien war Giovanni Francesco Albani Kardinal, der schon als Jüngling sehr lebensfroh gewesen, und sein Neffe, Giuseppa Albani, ein hoher Geistlicher, später (seit 1801) ebenfalls Kardinal, war auch in der Jugend sehr locker. Vielleicht ist hier der Letztere gemeint. — Ostia. Das alte Ostia war eine Stadt am Ausfluß der Tiber, 15 Miglien von Rom und als dessen Hafen zu betrachten. Das neue Ostia, nahe bei den Trümmern des alten, ist ein kleines Städtchen in ungesunder Gegend und hat einen bischöflichen Palast. — Vier Brunnen in der Via delle quatro fontane, die quer über den Quirinal in südöstlicher Richtung geht. — Neben feindlicher Männer, Verleumdungen und Klätschereien des Neides und der Mißgunst. — Das Feuer der Liebe, das Wasser der Verleumdung. —

VII.

Siebente Elegie.

O wie fühl' ich in Rom mich so froh, gedenk' ich der Zeiten,
  Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing,
Trübe der Himmel und schwer auf meine Scheitel sich senkte,
  Farb= und gestaltlos die Welt um den Ermatteten lag,
Und ich über mein Ich, des unbefriedigten Geistes
  Düstre Wege zu spähn, still in Betrachtung versank!
Nun umleuchtet der Glanz des helleren Aethers die Stirne;
  Phöbus rufet, der Gott, Formen und Farben hervor.
Sternhell glänzet die Nacht, sie klingt von weichen Gesängen,
  Und mir leuchtet der Mond heller als nordischer Tag.
Welche Seligkeit ward mir Sterblichem! Träum' ich? Empfänget
  Dein ambrosisches Haus, Jupiter Vater, den Gast?
Ach! hier lieg' ich und strecke nach deinen Knieen die Hände
  Flehend aus. O vernimm, Jupiter Xenius, mich!
Wie ich hereingekommen, ich kann's nicht sagen; es faßte
  Hebe den Wandrer und zog mich in die Hallen heran.
Hast du ihr einen Heroen herauf zu führen geboten?
  Irrte die Schöne? Vergieb! Laß mir des Irrthums Gewinn!
Deine Tochter Fortuna sie auch! Die herrlichsten Gaben
  Theilt als ein Mädchen sie aus, wie es die Laune gebeut.
Bist du der wirthliche Gott? O dann so verstoße den Gastfreund
  Nicht von deinem Olymp wieder zur Erde hinab!
„Dichter! wohin versteigest du dich?" — Vergieb mir; der hohe
  Kapitolinische Berg ist dir ein zweiter Olymp.
Dulde mich, Jupiter, hier, und Hermes führe mich später,
  Cestius Mahl vorbei, leise zum Orkus hinab.

Er fühlt sich in Rom so glücklich, nach den düstern Tagen in der nordischen Heimat. Alles strahlt ihm hier hell und froh entgegen, und selbst die Nacht ist hier ihm heller als im Norden der Tag. Ihn empfängt freundlich des gastlichen Jupiters Haus, zu dem er fleht, er möge

ihn nun aus seinem Olymp — der Kapitolinische Berg sei ein zweiter Olymp — nicht verstoßen.

Der Geliebten gedenkt der Dichter in dieser Elegie nicht ausdrücklich, vielleicht deutet er bei den „weichen Gesängen“ oder bei Hebe auf sie hin.

Der grauliche Tag, so wie der trübe und schwer sich senkende Himmel und die farb- und gestaltlose Welt im Norden sind entgegengesetzt des Südens hellerem Aether und Phöbus Formen und Farben. — Ueber mein Ich; bezieht sich auf das Studium der Ich-Philosophie d. h. der Fichteschen. — Düstere Wege des mit der spekulativen Philosophie nicht aufs Reine und Klare kommenden Geistes, im Gegensatz zu der heitern Lebensansicht, die in Italiens Kunst und Alterthum sich ihm erschloß. — Farben; je südlicher der Himmel und je reiner die Luft, desto mannigfacher und schöner ist die Farbenpracht. — Die „weichen“ (zart-melodischen) Gesänge tönen auf den Straßen in den südlichen Gegenden die Nächte hindurch. — Strecke nach deinen Knieen die Hände flehend aus; im Alterthum umfaßte (wie noch heute bei slavischen Völkern) der Flehende die Kniee dessen, zu dem er flehte oder betete. — Jupiter Xenius d. h. der Gastfreundliche, der Gott der Gastfreundschaft. Sein Hauptsitz war auf dem Kapitol, wo er mehrere Tempel hatte, daher heißt er auch Capitolinus, der Kapitolinische Jupiter. Er ist Vater der Götter und der Menschen. — Hebe, Jupiters Tochter, Göttinn der Jugend, die sie den Sterblichen mittheilt. — Hast du ihr einen Heroen 2c.; er dünkt sich einen Heros (Halbgott), da Hebe ihn in Jupiters Olymp hinaufführt, und verweilt gerne in diesem Irrthum. — Fortuna, Göttinn des Glücks, auch sie leitet ihn in den Olymp. Streifen wir das mythologische Gewand ab, so meint der Dichter: meine jugendliche Begeisterung für das Alterthum und namentlich für die alte Kunst hat mich hieher geführt, meine glücklichen Verhältnisse und zufällige Umstände („wie es die Laune gebeut“) haben es möglich gemacht, meine begeistrungsvollen Wünsche auszuführen. — Wirthlich = Xenius. — Dichter, wohin 2c. Er fühlt den zu kühnen Flug seiner Phantasie, und doch verweilt er gern in ihrem Gebild. — Hermes = Merkur, ein blühender Jüngling, der Gott der List und des Handels, der Götterbote, welcher die Verstorbnen zum Pluto hinabführt. (Es ist wohl nicht

zu billigen, wenn Göthe, wie hier, Griechische und Römische Götternamen durcheinander wirft). — Cestius Male d. h. Denkmale. Cestius eine Römische Familienbenennung. — Leise, denn er wünscht sich dereinst einen sanften Tod. — Orkus ist die Unterwelt (Hades). —

VIII.

Achte Elegie.

Wenn du mir sagst, du habest als Kind, Geliebte, den Menschen
Nicht gefallen, und dich habe die Mutter verschmäht,
Bis du größer geworden und still dich entwickelt; ich glaub' es,
Gerne denk' ich mir dich als ein besonderes Kind.
Fehlet Bildung und Farbe doch auch der Blüthe des Weinstocks,
Wenn die Beere, gereift, Menschen und Götter entzückt.

Wenn seine Geliebte auch nicht als Kind gefallen habe, bis sie größer geworden (wie sie selbst ihm erzählt), so denkt er sie sich doch gerne als ein besonderes Kind. So fehlt der Blüthe des Weinstocks auch Bildung und Farbe, und doch entzückt die reife Beere.

Als ein besonderes Kind; es ist nicht recht klar, ob dies heißen soll: als ein Kind besondrer Art, ausgezeichnet vor anderen, eigenthümlich. Der Zusammenhang scheint solchen Sinn zu verlangen. — Fehlet Bildung und Farbe rc. Der Wein blüht allerdings nicht hervorstechend schön, obwohl keineswegs die Blüthe bildungs- und farblos ist. Diese Worte sollen also wohl bedeuten: fehlt eine schöne Bildung und eine schöne Farbe auch der Weinblüthe, so entzückt doch die reife Beere.

IX.

Neunte Elegie.

Herbstlich leuchtet die Flamme vom ländlich geselligen Herde,
Knistert und glänzet, wie rasch! sausend vom Reisig empor.
Diesen Abend erfreut sie mich mehr; denn eh' noch zur Kohle
Sich das Bündel verzehrt, unter die Asche sich neigt,

Kommt mein liebliches Mädchen. Dann flammen Reisig und Scheite,
Und die erwärmete Nacht wird uns ein glänzendes Fest.
Morgen frühe geschäftig verläßt sie das Lager der Liebe,
Weckt aus der Asche behend Flammen aufs Neue hervor.
Denn vor andern verlieh der Schmeichlerinn Amor die Gabe
Freude zu wecken, die kaum still wie zu Asche versank.

Ehe noch die Flamme das Bündel Reisig auf dem Kamin zur Asche verzehrt, kommt (so hofft er) seine Geliebte; dann lodert es wieder in der Nacht auf zum Feste der Herzen. Und wenn sie ihn am Morgen verläßt, schürt sie die Flamme wieder an. Sie hat ja die Gabe, die schlummernde, versunkene Freude wieder anzufachen.

Das Aeußerliche bis zum Schlusse und das mit demselben bildlich verbundene Innerliche am Schlusse dieser Elegie verbinden sich, zumal in der Anknüpfung des Schlusses durch das begründende Denn, so wunderbar mit einander, daß man die Ansicht nicht ganz zurückweisen kann, das Ganze werde von Allegorie und Wirklichkeit durchkreuzt. Das ganze Gedicht könnte auch eine Allegorie sein, vom herbstlichen Abend bis zur Flamme des Morgens. Allein für so weitgeholte Allegorien paßt weder Italiens Nacht noch Göthes Genius.

Herd ist der Kamin. — Ländlich gesellig heißt der Herd, denn um ihn pflegt man sich ländlich zu gesellen. — Dann flammen, dann werden neue Bündel von Reisig in die Gluth geworfen. — Geschäftig verläßt sie d. h. sie verläßt das Lager und ist dann geschäftig, das indeß verglommne Feuer wieder anzuschüren.

X.

Zehnte Elegie.

Alexander und Cäsar und Heinrich und Friedrich, die Großen,
Gäben die Hälfte mir gern ihres erworbenen Ruhms,
Könnt' ich auf Eine Nacht dies Lager Jedem vergönnen;
Aber die Armen, sie hält strenge des Orkus Gewalt.
Freue dich also, Lebend'ger, der lieberwärmeten Stätte,
Ehe den fliehenden Fuß schauerlich Lethe dir netzt.

Die großen Männer gäben gerne die Hälfte ihres Nachruhms für Eine Nacht, wie er sie bei der Geliebten genießt. Er will sich ihrer freuen, ehe er, gleich jenen, zum Orkus hinabsteigt.

Der lieberwärmeten Stätte, der von der Liebe erwärmten. Die alte Lesart „der lieberwärmenden“ (d. h. in oder mit oder durch Liebe erwärmend) erscheint schöner. — Lethe, ein Fluß in der Unterwelt, welcher Vergessenheit des Vergangenen bringt.

XI.

Elfte Elegie.

Euch, o Grazien, legt die wenigen Blätter ein Dichter
  Auf den reinen Altar, Knospen der Rose dazu,
Und er thut es getrost. Der Künstler freuet sich seiner
  Werkstatt, wenn sie um ihn immer ein Pantheon scheint.
Jupiter senket die göttliche Stirn, und Juno erhebt sie;
  Phöbus schreitet hervor, schüttelt das lockige Haupt;
Trocken schauet Minerva herab, und Hermes, der Leichte,
  Wendet zur Seite den Blick, schalkisch und zärtlich zugleich.
Aber nach Bacchus, dem Weichen, dem Träumenden, hebet Cythere
  Blicke süßer Begier, selbst in dem Marmor noch feucht.
Seiner Umarmung gedenket sie gern und scheinet zu fragen:
  Sollte der herrliche Sohn uns an der Seite nicht stehn?

Der Dichter weiht seine Blätter und mit ihnen seine Liebe den Grazien, und zwar getrost, denn den Künstler freut seine Werkstatt, wenn sie ihm ein Pantheon ist, in welchem alle Götter, bis auf die trocken herabschauende Minerva (Gelehrsamkeit), seiner Thätigkeit günstigen Erfolg verheißen.

Pantheon ist ein Tempel für alle oder wenigstens für die vorzüglichsten Gottheiten. Am Berühmtesten ist das Pantheon zu Rom, besonders der Venus und dem Mars geweiht, seit dem siebenten Jahrhundert der Maria und allen Märtyrern, daher es die Kirche Sancta

Maria ad Martyres genannt wird; auch heißt es jetzt Santa Maria della rotondo. Es ist der einzige antike Tempel Roms, der sich fast ganz erhalten hat und an dem man die Schönheit der Architektur bei den Alten auffassen kann. Es ist rund und die Decke, als Symbol der Himmelskugel, gewölbt. Durch eine große Oeffnung von oben fiel das Licht herein. In den Nischen standen sonst die alten Gottheiten; jetzt befinden sich da die Büsten der berühmtesten Italienischen Künstler. — Der Dichter beschreibt hier nun diese alten Gottheiten, wie sie sich seiner Phantasie in ihren Bildwerken darstellen: Jupiter ernst nachsinnend in Gedanken an seine Weltregierung; Juno hehr und freundlich entgegenschauend; Phöbus lebendig und thätig, Minerva mit trocknem Blick, Hermes (Merkur) schalkisch und zärtlich seitwärts blickend, Bacchus weich und träumend, Cythere voll süßer Begier, auch im Marmor noch feucht, mit einem Blick, welcher fragt: sollte der herrliche Sohn uns an der Seite nicht stehn? — Die einzelnen Beziehungen dieser Beschreibung auf des Dichters eigne Zustände und Seelenbewegungen ergeben sich von selbst. Seine Phantasie ersieht das, dessen er sich bewußt ist — eine dem Psychologen nicht neue Thatsache.

XII.

Zwölfte Elegie.

Höreſt du, Liebchen, das muntre Geschrei den Flaminischen Weg her?
  Schnitter sind es; sie ziehn wieder nach Hause zurück,
Weit hinweg. Sie haben des Römers Ernte vollendet,
  Der für Ceres den Kranz selber zu flechten verschmäht.
Keine Feste sind mehr der großen Göttinn gewidmet,
  Die, statt Eicheln, zur Kost goldenen Weizen verlieh.
Laß uns Beide das Fest im Stillen freudig begehen!
  Sind zwei Liebende doch sich ein versammeltes Volk.
Hast du wohl je gehört von jener mystischen Feier,
  Die von Eleusis hieher frühe dem Sieger gefolgt?

Griechen stifteten sie, und immer riefen nur Griechen,
Selbst in den Mauern Roms: „Kommt zur geheiligten Nacht!“
Fern entwich der Profane; da bebte der wartende Neuling,
Den ein weißes Gewand, Zeichen der Reinheit, umgab.
Wunderlich irrte darauf der Eingeführte durch Kreise
Seltner Gestalten; im Traum schien er zu wallen: denn hier
Wanden sich Schlangen am Boden umher, verschlossene Kästchen,
Reich mit Aehren umkränzt, trugen hier Mädchen vorbei,
Vielbedeutend geberdeten sich die Priester und summten;
Ungeduldig und bang harrte der Lehrling auf Licht.
Erst nach mancherlei Proben und Prüfungen ward ihm enthüllet,
Was der geheiligte Kreis seltsam in Bildern verbarg.
Und was war das Geheimniß, als daß Demeter, die große,
Sich gefällig einmal auch einem Helden bequemt,
Als sie dem Jasion einst, dem rüstigen König der Kreter,
Ihres unsterblichen Leibs holdes Verborgne gegönnt?
Da war Kreta beglückt! Das Hochzeitbette der Göttinn
Schwoll von Aehren, und reich drückte den Acker die Saat.
Aber die übrige Welt verschmachtete; denn es versäumte
Ueber der Liebe Genuß Ceres den schönen Beruf.
Voll Erstaunen vernahm der Eingeweihte das Mährchen,
Winkte der Liebsten. — Verstehst du nun, Geliebte, den Wink?
Jene buschige Myrte beschattet ein heiliges Plätzchen;
Unsre Zufriedenheit bringt keine Gefährde der Welt.

Die Schnitter ziehn heim, kein Fest der Zeres wird mehr gefeiert. Doch will er mit der Geliebten das Fest begehn und winkt, nach Schilderung der Eleusinischen Geheimnisse, gleich dem Eingeweihten ihr zum heiligen Myrtenplätzchen, wo Beiden Zufriedenheit winkt.

Der Flaminische Weg, via Flaminia, nicht weit von der Tiber, hat den Namen vom Konsul Flaminius, der am Thrasimenischen See von Hannibal geschlagen wurde. — Zeres, die Göttinn des Ackerbaues, heißt bei den Griechen Demeter. Ihr zu Ehren wurden in Eleusis, einer Stadt Attikas (in Mittelgriechenland), die Eleusinischen Feste (sacra Eleusinia) gehalten, Anfangs ein nationales Erntefest, zu welchem sich späterhin Geheimnisse, die großen und kleinen Mysterien, gesellten. An-

dachtsübungen, mit heiligen Gebräuchen und symbolischen Handlungen verbunden, sollten in den kleinen Mysterien als Vorbereitung zu den großen Ein Jahr lang den weltlichen Sinn reinigen und läutern. Das Fest selbst führte die mystische Geschichte der Zeres und ihrer Tochter Proserpina (Persophone) und Elysiums Freuden vors Auge und sollte höhere Religionsbegriffe unter das Volk verbreiten. Die großen Mysterien enthielten geheime Lehren, welche zur Aufklärung der Volksreligion und der Mythen beitrugen. Geheimnisse heißen sie, weil deren Veröffentlichung bei Fluch und Todesstrafe verboten war. — Kommt zur geheiligten Nacht; die Einweihung geschah nur zur Nachtzeit. — Der Profane = der Uneingeweihte. — Der Neuling war weiß gekleidet und mußte sich beim Eintritt die Hände mit geweihtem Wasser reinigen, ein Symbol der Seelenreinigung. — Kreise seltner Gestalten, Schlangen, Kästchen 2c.; das alles bezieht sich auf die bildliche Darstellung des Tartarus (des Aufenthalts der Unseligen) und des Elysiums (der Wohnung der Seligen) und ihrer Qualen und Wonnen. — Nach Probe und Prüfung; es dauerte Ein Jahr, ehe mau durch die kleinen Mysterien zu den großen gelangte. — Demeter sich einem Helden bequemte. Das war nicht das einzige und nicht das Hauptgeheimniß. Für die Liebenden aber und für des Dichters jetzigen Zweck kommt es nicht so genau auf den wahren und hauptsächlichsten Inhalt der Mysterien an. Als Pluto die Tochter der Zeres und des Jupiter, Proserpina, geraubt hatte, entschloß sich Zeres, sie mit der Fackel in der Hand auf der ganzen Erde zu suchen. Ihre Reise war für alle Länder, wo sie hinkam, segensreich. Sie gelangte auch nach Kreta. Jasion (Jasius), nach einigen ein Argivischer König, nach andern ein Sohn des Minos in Kreta, wurde von ihr liebgewonnen. Ueber seine ferneren Schicksale wird im Alterthum viel gefabelt. — Der Eingeweihte .. winkte der Liebsten. Das scheint allerdings nicht zu der Seelenreinheit bei den Mysterien zu passen. Doch ist es sehr denkbar, daß grade an solchem Fest, wo das Leben und die Handlungen der Zeres bildlich dargestellt wurden, ihr Thun und Treiben und somit auch ihre Liebesgeschichten zu eifriger Nachahmung reizten. Und so hatte sich an das Geschrei der heimkehrenden Schnitter um dieser Pointe Willen, die den Dichter zu seinem Liebeszweck führen soll, die lebendige Erinnerung an die Zeres-Mysterien angeschlossen. — Myrte; der in die Mysterien

Einzuweihende war am Haupt mit Myrten bekränzt. Daher paßt das Myrtengebüsch hier um so besser. — **Gefährde** = Gefahr: ihr Geheimniß weiß niemand. —

XIII.

Dreizehnte Elegie.

Amor bleibet ein Schalk, und, wer ihm vertraut, ist betrogen!
  Heuchelnd kam er zu mir: „Diesmal nur traue mir noch.
Redlich mein' ichs mit dir, du hast dein Leben und Dichten,
  Dankbar erkenn' ich es wohl, meiner Verehrung geweiht.
Siehe, dir bin ich nun gar nach Rom gefolget; ich möchte
  Dir im fremden Gebiet gern was Gefälliges thun.
Jeder Reisende klagt, er finde schlechte Bewirthung;
  Welchen Amor empfiehlt, köstlich bewirthet ist er.
Du betrachtest mit Staunen die Trümmer alter Gebäude
  Und durchwandelst mit Sinn diesen geheiligten Raum.
Du verehrtest noch mehr die werthen Reste des Bildens
  Einziger Künstler, die stets ich in der Werkstatt besucht.
Diese Gestalten, ich formte sie selbst. Verzeih' mir, ich prahle
  Diesmal nicht; du gestehst, was ich dir sage, sei wahr.
Nun du mir lässiger dienst, wo sind die schönen Gestalten,
  Wo die Farben, der Glanz deiner Erfindungen hin?
Denkst du nun wieder zu bilden, o Freund? Die Schule der Griechen
  Blieb noch offen, das Thor schlossen die Jahre nicht zu.
Ich, der Lehrer, bin ewig jung und liebe die Jungen.
  Altklug lieb' ich dich nicht. Munter! Begreife mich wohl!
War das Antike doch neu, da jene Glücklichen lebten!
  Lebe glücklich, und so lebe die Vorzeit in dir!
Stoff zum Liede, wo nimmst du ihn her? Ich muß dir ihn geben,
  Und den höheren Stil lehret die Liebe dich nur.“ —

Also sprach der Sophist. Wer widersprächʼ ihm? und leider
Bin ich zu folgen gewöhnt, wenn der Gebieter befiehlt. —
Nun, verrätherisch hält er sein Wort, giebt Stoff zu Gesängen,
Ach! und raubt mir die Zeit, Kraft und Besinnung zugleich;
Blick und Händedruck und Küsse, gemüthliche Worte,
Silben köstliches Sinns wechselt ein liebendes Paar.
Da wird Lispeln Geschwätz, wird Stottern liebliche Rede:
Solch ein Hymnus verhallt ohne prosodisches Maß.
Dich, Aurora, wie kanntʼ ich dich sonst als Freundinn der Musen!
Hat, Aurora, dich auch Amor, der Lose, verführt?
Du erscheinest mir nun als seine Freundinn und weckest
Mich an seinem Altar wieder zum festlichen Tag.
Findʼ ich die Fülle der Locken an meinem Busen! Das Köpfchen
Ruhet und drücket den Arm, der sich dem Halse bequemt.
Welch ein freudig Erwachen, erhieltet ihr, ruhige Stunden,
Mir das Denkmal der Lust, die in den Schlaf uns gewiegt! —
Sie bewegt sich im Schlummer und sinkt auf die Breite des Lagers
Weggewendet; und doch läßt sie mir Hand noch in Hand.
Herzliche Liebe verbindet uns stets und treues Verlangen,
Und den Wechsel behielt nur die Begierde sich vor.
Einen Druck der Hand, ich sehe die himmlischen Augen
Wieder offen. — O nein! laßt auf der Bildung mich ruhn!
Bleibt geschlossen! Ihr macht mich verwirrt und trunken, ihr raubet
Mir den stillen Genuß reiner Betrachtung zu früh.
Diese Formen, wie groß, wie edel gewendet die Glieder!
Schlief Ariadne so schön, Theseus, du konntest entfliehn?
Diesen Lippen ein einziger Kuß! O Theseus, nun scheide!
Blickʼ ihr ins Auge! Sie wacht! — Ewig nun hält sie dich fest.

Amor mahnt den Dichter, der ihm sein Leben und Dichten sonst schon geweiht: auch hier in Rom wolle er ihm Gefälligkeiten darbieten, nicht bloß köstliche Bewirthung, sondern auch, bei des Dichters Verehrung der alten Kunstwerke, die durch den ewig jungen und die Jugend liebenden Amor geschaffen seien, Lust zum eignen Bilden und Stoff zum Liede; der Dichter solle ihn nur begreifen, solle glücklich leben, dann lebe auch die Vorzeit in ihm, und den hohen Stil lerne er (der Dichter)

nur durch ihn. Der „sophistischen“ Mahnung folgt der Dichter, findet nun Stoff zu Gesängen, verliert aber Zeit, Kraft und Besonnenheit bei seiner Geliebten in Begierde und Genuß, im Anschauen der schönen Formen, besonders des Auges, und schließt mit dem Gedanken, daß Theseus, wenn Ariadne so schön geschlummert hätte, schwer entfliehn konnte, wenn er ihr aber ins holde Auge geschaut, ewig von ihr gefesselt worden wäre.

Wo sind die schönen Gestalten? Göthe ließ allerdings in seiner praktischen Kunstausbildung mannigfache Pausen eintreten. — Und so lebet die Vorzeit in dir; nur wer mit heiterm und glücklichem Sinn in die Tiefe der Griechischen Kunst hinabsteigt, faßt sie lebendig auf. — Der Sophist. Der Dichter betriegt sich, wie er selbst erkennt, durch solcherlei Sophistereien, mit denen er sein Leben in der Liebe nicht bloß zu beschönigen meint, sondern es auch als nothwendige Studien der Aesthetik und Kunst ansieht. — Dich, Aurora; selbst den Morgen, sonst den Musen gewidmet, raubt ihm jetzt Amor. — Erhieltet ihr, ruhige Stunden &c., wenn in euch, ihr Stunden, in denen ich fern von der Liebe bin, das Denkmal der Lust nicht verflöge. — Die Breite des Lagers soviel als das breite Lager. — Reiner Betrachtung der schönen Form ohne Begierde nach Genuß. — Ariadne, Tochter des Minos, rettete dem Athenischen König Theseus aus Liebe zu ihm bei Erlegung des Minotaurus das Leben und floh mit ihm. Aber auf der Insel Naxos verließ er sie; dort starb sie plötzlich. Ein andrer Mythus läßt sie mit dem von seinen Siegeszügen aus Indien zurückkehrenden Bacchus sich vermälen. Das berühmte Kunstwerk „Ariadne auf Naxos“ hat den Dichter hier zunächst an Theseus denken lassen. — Theseus, nun scheide, ehe sie noch die Augen aufschlägt. Denn geschieht dies, so kannst du ihr nicht entfliehn. Der Dichter schließt hier mit dem schönen Gedanken, daß alle äußere Schönheit der Form durchaus verschwindet vor dem seelenvollen Blick, der unwiderstehlich ist.

XIV.

Vierzehnte Elegie.

Zünde mir Licht an, Knabe! — „Noch ist es hell. Ihr verzehret
  Oel und Docht nur umsonst. Schließet die Läden doch nicht!
Hinter die Häuser entwich, nicht hinter den Berg, uns die Sonne!
  Ein halb Stündchen noch währts bis zum Geläute der Nacht."
Unglückseliger, geh und gehorch'! Mein Mädchen erwart' ich;
  Tröste mich, Lämpchen, indeß, lieblicher Bote der Nacht!

Zwar ist es noch hell, denn es ist erst eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang; doch will er vom Diener die Lampe angezündet haben und schließt die Laden; das Lämpchen tröstet ihn in süßer Erwartung der Geliebten.

Wie wahr Göthe in allem ist, was er dichtet, geht auch aus der Pointe dieses Elegidions hervor. Wer hätte nicht schon, wenn er sich nach dem Abend gesehnt, auch zu früh das Licht angezündet, um sich dadurch absichtlich und wissentlich zu täuschen, und dann gemeint, den Abend um so schneller heraufführen und hereinzaubern zu können?

Unglückseliger, d. h. du bringst mir Unglück und Trostlosigkeit, oder, du bist unglückselig (du wirst bestraft), wenn du mir nicht gehorchst. Die Nacht kann ihm nicht schnell genug herannahen, das Lämpchen kündigt ihre Nähe dem Sehnenden eher an, als der helle Tag.

XV.

Funfzehnte Elegie.

Cäsarn wär' ich wohl nie zu fernen Britannen gefolget,
  Florus hätte mich leicht in die Popine geschleppt.
Denn mir bleiben weit mehr die Nebel des traurigen Nordens,
  Als ein geschäftiges Volk südlicher Flöhe verhaßt.

Und noch schöner von heut' an seid mir gegrüßet, ihr Schenken,
Osterieen, wie euch schicklich der Römer benennt;
Denn ihr zeigtet mir heute die Liebste, begleitet vom Oheim,
Den die Gute so oft, mich zu besitzen, betriegt.
Hier stand unser Tisch, den Deutsche vertraulich umgaben;
Drüben suchte das Kind neben der Mutter den Platz,
Rückte vielmals die Bank und wußt' es artig zu machen,
Daß ich halb ihr Gesicht, völlig den Nacken gewann.
Lauter sprach sie, als hier die Römerinn pfleget, kredenzte,
Blickte gewendet nach mir, goß und verfehlte das Glas.
Wein floß über den Tisch, und sie, mit zierlichem Finger,
Zog auf dem hölzernen Blatt Kreise der Feuchtigkeit hin.
Meinen Namen verschlang sie dem ihrigen; immer begierig
Schaut' ich dem Fingerchen nach, und sie bemerkte mich wohl.
Endlich zog sie behende das Zeichen der Römischen Fünfe
Und ein Strichlein davor. Schnell, und sobald ichs gesehn,
Schlang sie Kreise durch Kreise, die Lettern und Ziffern zu löschen;
Aber die köstliche Vier blieb mir ins Auge geprägt.
Stumm war ich sitzen geblieben und biß die glühende Lippe,
Halb aus Schalkheit und Lust, halb aus Begierde, mir wund.
Erst noch so lange bis Nacht! dann noch vier Stunden zu warten!
Hohe Sonne, du weilst, und du beschauest dein Rom!
Größeres sahest du nichts und wirst nichts Größeres sehen,
Wie es dein Priester Horaz in der Entzückung versprach.
Aber heute verweile mir nicht und wende die Blicke
Von dem Siebengebirg früher und williger ab!
Einem Dichter zu Liebe verkürze die herrlichen Stunden,
Die mit begierigem Blick selig der Maler genießt;
Glühend blicke noch schnell zu diesen hohen Fassaden,
Kuppeln und Säulen zuletzt und Obelisken herauf;
Stürze dich eilig ins Meer, um morgen früher zu sehen,
Was Jahrhunderte schon göttliche Lust dir gewährt:
Diese feuchten, mit Rohr so lange bewachs'nen Gestade,
Diese mit Bäumen und Busch düster beschatteten Höhn.
Wenig Hütten zeigten sie erst; dann sahst du auf einmal
Sie vom wimmelnden Volk glücklicher Räuber belebt.

Alles schleppten sie drauf an diese Stätte zusammen;
  Kaum war das übrige Rund deiner Betrachtung noch werth.
Sahst eine Welt hier entstehn, sahst dann eine Welt hier in Trümmern,
  Aus den Trümmern aufs Neu' fast eine größere Welt!
Daß ich diese noch lange, von dir beleuchtet, erblicke,
  Spinne die Parze mir klug langsam den Faden herab;
Aber sie eile herbei, die schön bezeichnete Stunde! —
  Glücklich! Hör' ich sie schon? Nein; doch ich höre schon Drei.
So, ihr lieben Musen, betrogt ihr wieder die Länge
  Dieser Weile, die mich von der Geliebten getrennt.
Lebet wohl! Nun eil' ich und fürcht' euch nicht zu beleid'gen;
  Denn, ihr Stolzen, ihr gebt Amorn doch immer den Rang.

Dem Norden zieht er doch immer den Süden vor, zumal seit heute, da er die Geliebte sah und sie ihm auf eine listig den Ihrigen verborgne Weise die vierte Morgenstunde zum Zusammensein bezeichnete. Nun wird ihm die Zeit (es ist noch früher Abend) bis dahin zu lang. Die Sonne sah zwar nichts Größeres als Rom und kann nichts Schöneres sehen, aber heute bittet er sie, nicht zu lange zu verweilen, sondern bald ins Meer zu tauchen, um bald wieder die Lust des Schauens beim Erwachen zu haben. Hiebei schaut er das Große und Erhabne selbst, denkt an die Entstehung Roms und seinen Untergang und seine neue noch größere Erstehung, und wünscht noch lange zu leben, um Rom noch lange zu sehn. In solcherlei Betrachtungen, welche ihm unwillkürlich die Zeit verkürzen, vertieft er sich dichtend. Doch als die dritte Stunde schlägt, sagt er den Musen Lebewohl und glaubt sie hiedurch nicht zu beleidigen, da Amor den Vorrang vor ihnen hat. Dann eilt er zur Geliebten.

Cäsar zog 55 v. Chr. nach Britannien. — Florus ein alter Dichter (und Historiker). Der Sinn ist (falls keine spezielle Beziehung hier stattfindet) folgender: Nie wäre ich dem ruhmreichen Cäser in den traurigen Norden gefolgt. Lieber und leichter ließe ich mich gleichsam als Diener oder gar als Kochjungen, Küchensklaven (focarius), oder bei den Köchinnen und Kuchenbäckerinnen (focariae) in den Popinen (Garküchen) Roms beschäftigen, oder, lieber und leichter triebe ich mich (mit Florus) unter den niedrigsten Dienern und in den von Insekten geplag-

testen Stätten Roms umher. — Allerdings eine starke Alternative und eine noch stärkere Bevorzugung, auch selbst dem Amor schwer zu verzeihen! — Doch vielleicht muß diese Stelle eine andere Erklärung erfahren. — Osterieen sind Schenken. Die Osteria Campanella am Marcellus-Theater ist unter dem Namen „Götheknèipe" berühmt geworden. Vielleicht ist diese hier gemeint, oder noch besser das Café del Greco, der Sammelplatz der Deutschen („den Deutschen vertraulich umgaben"). — Und verfehlte absichtlich. — Wie es dein Priester Horaz 2c. Früher hieß es „Properz". Göthe äußerte sich zu Eckermann (II. S. 201): „In dieser letzteren Lesart habe ich mich durch Göttling verleiten lassen. Priester Properz klingt zudem schlecht, und ich bin daher für die letztere Lesart." Varnhagen von Ense (s. Viehoff II. 125) sagt: „Es ist offenbar auf Horat. carm. saecul. angespielt." — Properz, unter August, ein ausgezeichneter Elegiendichter, hatte Göthen besonders zu den Römischen Elegien begeistert, um derentwillen er von manchen ängstlichen Gemüthern hart getadelt wurde. Daher beginnt er seine Elegie „Hermann und Dorothea": „Also das wäre Verbrechen, daß ein Properz mich begeistert?" — Siebengebirg, Rom besteht aus sieben Bogen oder Hügeln. — Obelisken; Rom hat noch jetzt mehrere Obelisken. Augustus stellte einen Aegyptischen Obelisk auf dem Marsfelde auf, der nebst drei andern Obelisken aus Augustus Zeit im Mittelalter eine andre Stelle erhielt. Von Caligula rührt der Vatikanische vor der Peterskirche und von Constantius (357) der gröste von allen, der jetzt vor dem Lateran steht, her. Aurelians Obelisk liegt in Stücken beim Vatikan. Bis jetzt stehn dreizehn Obelisken in Rom aufgerichtet. — Parze die Schicksalsgöttinn. — Klug, vorsichtig, daß mein dünner Lebensfaden nicht zerreiße, und demnach „langsam". — So, ihr lieben Musen; er hatte indeß nicht bloß das Gegenwärtige geschaut, sondern sich mit poetischer Phantasie auch in die Vergangenheit hineingedacht und von ihr gedichtet. — Ihr Stolzen, d. h. so stolz ihr auch sonst sein möget. — Rang = Vorrang. —

XVI.

Sechszehnte Elegie.

„Warum bist du, Geliebter, nicht heute zur Vigne gekommen?
　Einsam, wie ich versprach, wartet' ich oben auf dich.“ —
Beste, schon war ich hinein: da sah ich zum Glücke den Oheim
　Neben den Stöcken, bemüht hin sich und her sich zu drehn.
Schleichend eilt' ich hinaus! — „O welch' ein Irrthum ergriff dich!
　Eine Scheuche nur wars, was dich vertrieb! Die Gestalt
Flickten wir emsig zusammen aus alten Kleidern und Rohren;
　Emsig half ich daran, selbst mir zu schaden bemüht.
Nun, des Alten Wunsch ist erfüllt; den losesten Vogel
　Scheucht' er heute, der ihm Gärtchen und Nichte bestiehlt.

Der Dichter hatte mit der harrenden Geliebten in der Vigne (Weingarten, Weinberg) zusammentreffen wollen, aber eine Vogelscheuche für ihren Oheim gehalten und daher leise und ungesehn sich zurückgeschlichen. Seinen komischen Irrthum hört er nun von ihr.

Den Stöcken, den Weinstöcken. — Den losesten Vogel, den Dichter. —

XVII.

Siebzehnte Elegie.

Manche Töne sind mir Verdruß, doch bleibet am meisten
　Hundegebell mir verhaßt; kläffend zerreißt es mein Ohr.
Einen Hund nur hör' ich sehr oft mit frohem Behagen
　Bellend kläffen, den Hund, den sich der Nachbar erzog.
Denn er bellte mir einst mein Mädchen an, da sie sich heimlich
　Zu mir stahl, und verrieth unser Geheimniß beinah.
Jetzo, hör' ich ihn bellen, so denk' ich nur immer: sie kommt wohl!
　Oder ich denke der Zeit, da die Erwartete kam.

Hundegebell ist ihm verhaßt. Aber des Nachbars Hund, der einmal die ihn besuchende Geliebte anbellte, hört er gerne bellen, weil er dabei des Besuchs sich erinnert oder einen neuen Besuch hoffen zu können glaubt. —

XVIII.

Achtzehnte Elegie.

Eines ist mir verdrießlich vor allen Dingen, ein andres
 Bleibt mir abscheulich, empört jegliche Faser in mir;
Nur der bloße Gedanke. Ich will es euch, Freunde, gestehen:
 Gar verdrießlich ist mir einsam das Lager zu Nacht.
Aber ganz abscheulich ists, auf dem Wege der Liebe
 Schlangen zu fürchten und Gift unter den Rosen der Lust,
Wenn im schönsten Moment der hin sich gebenden Freude
 Deinem sinkenden Haupt lispelnde Sorge sich naht.
Darum macht Faustine mein Glück; sie theilet das Lager
 Gerne mit mir und bewahrt Treue dem Treuen genau.
Reizendes Hinderniß will die rasche Jugend; ich liebe
 Mich des versicherten Guts lange bequem zu erfreun.
Welche Seligkeit ists! wir wechseln sichere Küsse,
 Athem und Leben getrost saugen und flößen wir ein.
So erfreuen wir uns der langen Nächte, wir lauschen,
 Busen an Busen gedrängt, Stürmen und Regen und Guß.
Und so dämmert der Morgen heran; es bringen die Stunden
 Neue Blumen herbei, schmücken uns festlich den Tag.
Gönnet mir, o Quiriten! das Glück, und jedem gewähre
 Aller Güter der Welt erstes und letztes der Gott!

Verdrießlich ist ihm das einsame Nachtlager, abscheulich aber bei der Liebe die Furcht vor Untreue. Um so glücklicher ist er bei Faustinen, von deren treuer Liebe er beseligt ist. Ihm mögen, so wünscht er am Schluß, die Quiriten dies höchste Glück gönnen, so wie er es einem jeden wünscht.

Nur der bloße Gedanke, d. h. schon der bloße Gedanke daran (an die Möglichkeit) empört mich. — Schlangen und Gift, Untreue. — Reizendes Hinderniß will die rasche Jugend, ich liebe ꝛc.; man möchte wohl hin und wieder in die Versuchung kommen zu vergessen, daß Göthe damals nicht mehr zur Jugend gehörte, sondern schon gegen 40 Jahre alt war. — Sichere Küsse, sicher bei der beiderseitigen Treue vor Falschheit ꝛc. — Quiriten (von dem auf dem quirinalischen Hügel gelegenen Städtchen Quirium) ist der ursprüngliche Name der Sabiner, dann des ganzen Römischen Volks, vorzüglich der friedlichen Bürger. — Erstes und letztes (Gut), d. h. treue Liebe. —

XIX.

Neunzehnte Elegie.

Schwer erhalten wir uns den guten Namen, denn Fama
  Steht mit Amorn, ich weiß, meinem Gebieter, in Streit.
Wißt auch ihr, woher es entsprang, daß beide sich hassen?
  Alte Geschichten sind das, und ich erzähle sie wohl.
Immer die mächtige Göttinn, doch war sie für die Gesellschaft
  Unerträglich, denn gern führt sie das herrschende Wort;
Und so war sie von je, bei allen Göttergelagen,
  Mit der Stimme von Erz, Großen und Kleinen verhaßt.
So berühmte sie einst sich übermüthig, sie habe
  Jovis herrlichen Sohn ganz sich zum Sklaven gemacht.
„Meinen Herkules führ' ich dereinst, o Vater der Götter,"
  Rief triumphirend sie aus, „wiedergeboren dir zu.
Herkules ist es nicht mehr, den dir Alkmene geboren;
  Seine Verehrung für mich macht ihn auf Erden zum Gott.
Schaut er nach dem Olymp, so glaubst du, er schaue nach deinen
  Mächtigen Knieen; vergieb! nur in den Aether nach mir
Blickt der würdigste Mann; nur mich zu verdienen durchschreitet
  Leicht sein mächtiger Fuß Bahnen, die keiner betrat;

Aber auch ich begegn' ihm auf seinen Wegen und preise
Seinen Namen voraus, eh' er die That noch beginnt.
Mich vermählst du ihm einst; der Amazonen Besieger
Werd' auch meiner, und ihn nenn' ich mit Freuden Gemahl!"
Alles schwieg; sie mochten nicht gern die Prahlerinn reizen:
Denn sie denkt sich, erzürnt, leicht was Gehässiges aus.
Amorn bemerkte sie nicht: er schlich bei Seite; den Helden
Bracht' er mit weniger Kunst unter der Schönsten Gewalt.
Nun vermummt er sein Paar; ihr hängt er die Bürde des Löwen
Ueber die Schultern und lehnt mühsam die Keule dazu.
Drauf bespickt er mit Blumen des Helden sträubende Haare,
Reichet den Rocken der Faust, die sich dem Scherze bequemt.
So vollendet er bald die neckische Gruppe; dann läuft er,
Ruft durch den ganzen Olymp: „Herrliche Thaten geschehn!
Nie hat Erd' und Himmel, die unermüdete Sonne
Hat auf der ewigen Bahn keines der Wunder erblickt."
Alles eilte; sie glaubten dem losen Knaben, denn ernstlich
Hatt' er gesprochen; und auch Fama, sie blieb nicht zurück.
Wer sich freute, den Mann so tief erniedrigt zu sehen,
Denkt ihr! Juno. Es galt Amorn ein freundlich Gesicht.
Fama daneben, wie stand sie beschämt, verlegen, verzweifelnd!
Anfangs lachte sie nur: „Masken, ihr Götter, sind das!
Meinen Helden, ich kenn' ihn zu gut! Es haben Tragöden
Uns zum Besten!" Doch bald sah sie mit Schmerzen, er war's! —
Nicht den tausendsten Theil verdroß es Vulkanen, sein Weibchen
Mit dem rüstigen Freund unter den Maschen zu sehn,
Als das verständige Netz im rechten Moment sie umfaßte,
Rasch die Verschlungnen umschlang, fest die Genießenden hielt.
Wie sich die Jünglinge freuten! Merkur und Bacchus! sie beide
Mußten gestehn: es sei, über dem Busen zu ruhn
Dieses herrlichen Weibes, ein schöner Gedanke. Sie baten:
Löse, Vulkan, sie noch nicht! Laß sie noch einmal besehn.
Und der Alte war so Hahnrei und hielt sie nur fester. —
Aber Fama, sie floh rasch und voll Grimmes davon.
Seit der Zeit ist zwischen den Zweien der Fehde nicht Stillstand;
Wie sie sich Helden erwählt, gleich ist der Knabe danach.

Wer sie am Höchsten verehrt, den weiß er am Besten zu fassen,
Und den Sittlichsten greift er am Gefährlichsten an.
Will ihm einer entgehn, den bringt er vom Schlimmen ins Schlimmste.
Mädchen bietet er an; wer sie ihm thöricht verschmäht,
Muß erst grimmige Pfeile von seinem Bogen erdulden;
Mann erhitzt er auf Mann, treibt die Begierden aufs Thier.
Wer sich seiner schämt, der muß erst leiden; dem Heuchler
Streut er bittern Genuß unter Verbrechen und Noth.
Aber auch sie, die Göttinn, verfolgt ihn mit Augen und Ohren;
Sieht sie ihn einmal bei dir, gleich ist sie feindlich gesinnt,
Schreckt dich mit ernstem Blick, verachtenden Mienen, und heftig
Strenge verruft sie das Haus, das er gewöhnlich besucht.
Und so geht es auch mir: schon leid' ich ein wenig; die Göttinn
Eifersüchtig, sie forscht meinem Geheimnisse nach.
Doch es ist ein altes Gesetz: ich schweig' und verehre,
Denn der Könige Zwist büßten die Griechen, wie ich.

Amor und Fama sind seit alten Zeiten im Streit. Letztere war von jeher bei den alten Göttergelagen Allen verhaßt. So rühmte sie sich auch einst vor Jupiter, sie werde mit seinem geliebten Sohne Herkules, der nicht nach ihm, sondern nach ihr liebend schaue, sich vermählen. Alle Götter schwiegen. Amor aber schlich sich heimlich weg, flößte dem Herkules Liebe zur Königinn Omphale ein, um derentwillen er weibliche Dienste verrichtete, und rief nun alle Götter zu diesem Schauspiel. Fama war beschämt und wüthend, wüthender als Vulkan, da er zu seiner Gattinn Venus den Mars im Netze gesellt sah, und floh rasch davon. Seitdem sind Amor und Fama Feinde, und einer verfolgt immer die Verehrer des andern. Darunter hat nun auch der Dichter zu leiden; denn da er den Amor verehrt, forscht schon Fama seinen Geheimnissen nach. Doch er tröstet sich mit dem Schicksal der Griechen, es geht ihm wie ihnen: sie mußten der Könige Zwist büßen, er den Zwist der Gottheiten. —

Fama war verhaßt bei allen Göttergelagen, natürlich, denn es ging da wild her unter „Großen und Kleinen". — Stimme von Erz, laut und schmetternd. — Jovis (Jupiters) und der Alkmene Sohn ist Herkules. — Wiedergeboren, nach Ablegung der

menschlichen Schlacken für die Unsterblichkeit geboren. — Bahnen; Herkules durchzog Griechenland und die Griechischen Inseln, Thrazien, Kleinasien, Italien (bis über die Alpen), Sizilien, Syrien, Libyen, Aegypten und stieg zweimal sogar in die Unterwelt hinab. — Der Amazonen Besieger; auch ins Land der Amazonen (am Thermodon, der sich ins Schwarze Meer ergießt) drang Herkules und raubte ihrer Königinn das ihr von Mars geschenkte köstliche Wehrgehenk. — Leicht was Gehässiges; von jeher ist es eine leidige Gewohnheit der Menschen, lieber Schlechtes als Gutes zu denken und wiederzuerzählen. — Unter der Schönsten Gewalt &c.; Omphale, eine Lydische Königstochter, kaufte vom Merkur den Herkules. In ihrem Dienst ward er weibisch, kleidete sich in Frauengewänder, spann am Rocken u. s. w., während sie männlich ging, Keule und Löwenhaut trug. — Juno haßte in ihrer Eifersucht gegen Alkmene den Herkules und verfolgte ihn. Daher dankte sie hier dem Amor mit „freundlichem Gesicht". — Tragöden, tragische (Dichter und) Schauspieler. — Verdroß es Vulkanen; Mars hatte sich zu dessen Gattinn Venus gesellt, was der Sonnengott dem Vulkan meldete. Dieser machte nun ein ehernes Netz, umgarnte das gemeinsame Lager der Buhlenden und ließ alle Götter ins Gemach zum Anblick. — Und so geht es auch mir; vielleicht meint hier Göthe die Wirklichkeit nicht sowohl in Rom als vielmehr in Weimar: „schon leid' ich ein wenig". Aber er tröstet sich gar schnell (und hat sich auch in der Wirklichkeit wohl zu leicht und zu sehr über Famas gerechten Zorn hinweggesetzt) und schweigt und — — handelt nach wie vor. — Der Könige Zwist, eine Hindeutung auf den Zwist Agamemnons und Achilles vor Troja. —

XX.

Zwanzigste Elegie.

Zieret Stärke den Mann und freies muthiges Wesen,
  O! so ziemet ihm fast tiefes Geheimniß noch mehr.
Städtebezwingerinn, du Verschwiegenheit! Fürstinn der Völker!
  Theure Göttinn, die mich sicher durchs Leben geführt,

Welches Schicksal erfahr' ich! Es löset scherzend die Muse,
Amor löset, der Schalk, mir den verschlossenen Mund.
Ach, schon wird es so schwer, der Könige Schande verbergen!
Weder die Krone bedeckt, weder ein Phrygischer Bund
Midas verlängertes Ohr; der nächste Diener entdeckt es,
Und ihm ängstet und drückt gleich das Geheimniß die Brust.
In die Erde vergrüb' er es gern, um sich zu erleichtern:
Doch die Erde verwahrt solche Geheimnisse nicht;
Rohre sprießen hervor und rauschen und lispeln im Winde:
Midas! Midas der Fürst, trägt ein verlängertes Ohr!
Schwerer wird es nun mir, ein schönes Geheimniß zu wahren;
Ach, den Lippen entquillt Fülle des Herzens so leicht!
Keiner Freundinn darf ichs vertraun: sie möchte mich schelten;
Keinem Freunde; vielleicht brächte der Freund mir Gefahr.
Mein Entzücken dem Hain, dem schallenden Felsen zu sagen,
Bin ich endlich nicht jung, bin ich nicht einsam genug.
Dir, Hexameter, dir, Pentameter, sei es vertrauet,
Wie sie des Tags mich erfreut, wie sie des Nachts mich beglückt.
Sie, von vielen Männern gesucht, vermeidet die Schlingen,
Die ihr der Kühnere frech, heimlich der Listige legt;
Klug und zierlich schlüpft sie vorbei und kennet die Wege,
Wo sie der Liebste gewiß lauschend begierig empfängt.
Zaudre, Luna, sie kommt! damit sie der Nachbar nicht sehe;
Rausche, Lüftchen, im Laub! Niemand vernehme den Tritt.
Und ihr, wachset und blüht, geliebte Lieder, und wieget
Euch im leisesten Hauch lauer und liebender Luft,
Und entdeckt den Quiriten, wie jene Rohre geschwätzig,
Eines glücklichen Paars schönes Geheimniß zuletzt.

Die Verschwiegenheit, eine mächtige Fürstinn, hat den Dichter sicher durchs Leben geführt. Aber Amor und die Musen öffnen ihm jetzt den Mund. Auch die Handlungen und Schicksale der Könige bleiben nicht unbekannt, wie z. B. des Midas. Zu alt und zu wenig einsam, um dem Hain und dem Felsen das Geheimniß seiner Liebe zu verrathen, vertraut er dem Hexameter und Pentameter sein Glück, das er des Tags und Nachts in ihr genießt, die allen fremden Versuchungen glücklich ent-

geht und nur ihn liebt. Da kommt sie nun: Luna soll zaudern, die Lüfte sollen rauschen, damit niemand sie sehe oder höre, und seine geliebten Lieder mögen wachsen und blühen und sich wiegen im Hauch der Liebe und zuletzt den Römern das Geheimniß seines Liebesglückes entdecken.

Eben so zart als sinnreich schließt dies Ende den Elegienzyklus. Seine Gedichte selbst so wie auch seine „Wahrheit und Dichtung" (trotz wunderbarer Verkettung von Offenheit und Schweigsamkeit) beweisen auch für Göthe die Wahrheit des Ausspruchs: Dichter können nicht schweigen, am Wenigsten in der Liebe.

Städtebezwingerinn, du Verschwiegenheit; der Begriff der Diplomatie, wie sie von Adam bis Talleyrand sich bekundet hat, beweist die sehr richtige Wahl des Prädikats „Städtebezwingerinn." — Der Könige Schande deckt die Mitwelt, noch mehr die Nachwelt auf. — Midas, ein König in Phrygien, Schüler des Orpheus. Weil er bei einem Wettstreit des Pan und des Apollo, der Syrinx und der Kithara, dem Pan den Preis zuerkannte, bekam er durch Apollo Eselsohren. Er verbarg sie unter seine Phrygische Mütze, aber sein Diener entdeckte sie doch und wurde von dem Geheimniß so gedrückt, daß er es wenigstens in eine Grube hineinflüsterte. Aus dieser Grube aber wuchs Schilfrohr empor und verrieth flüsternd die Sache. — Hexameter und Pentameter bilden das sogenannte Distichon, eine vorzugsweise elegisch genannte Strophe, in welcher auch Göthes sämmtliche Elegien gedichtet sind. — Geliebte Lieder, die Liebeselegien. — Zuletzt, späterhin, endlich, oder: erst meinen Freunden, dann den Römern (Quiriten), denen Göthes Elegien ja erst später bekannt geworden sind. Vielleicht könnte man hier auch eine Hindeutung auf eine Italienische Uebersetzung derselben finden oder wenigstens suchen. —

§. 27.

Liebesgedichte von 1790 bis 1806. Christiane Vulpius.

Göthe kehrte 1790 (zusammen mit der Herzoginn Anna Amalia) nach Weimar zurück und übernahm im Jahre darauf die Direktion des Hoftheaters, wobei er denn mehrfache Anregung zu ferneren dramatischen

Dichtungen fand. In ein ganz fremdes Element aber hatte er sich begeben, als er bald nach seiner Rückkehr den Herzog nach Schlesien begleitete, wo eine bewaffnete Stellung zweier großen Mächte den Kongreß von Reichenbach begünstigte, noch mehr aber 1792, als er den Herzog auf seinem Feldzuge in die Champagne begleitete und 1793 der Belagerung von Mainz beiwohnte. Er selbst sagt (bei Gelegenheit seines Aufenthalts im kriegrischen Schlesien), daß er an sich die Unwahrheit des Spruches: „Musae inter arma silent“ erfahren habe. Denn er hatte in diesen Waffenunruhen keineswegs seine dichterischen und wissenschaftlichen Bestrebungen aus dem Auge verloren. Es entstand hier sogar seltsamer Weise der erste Entwurf zu seiner Farbenlehre. Nach Weimar zurückgekehrt, bearbeitete er den Reineke Fuchs und gab Meisters Lehrjahre, die er bereits 1775 entworfen hatte, heraus. Das innige, harmonienreiche Verhältniß mit Schiller hatte auch die Erscheinung des Benvenuto Cellini (1796) und die berühmten Xenien (im Jahr 1797, dem fruchtreichsten Jahre) zur Folge gehabt. Mit Herausgabe seiner Propyläen (1798) begann er die Veröffentlichung seiner Kunstansichten, nachdem noch im Jahre vorher sein unübertreffbares Idyll Hermann und Dorothea erschienen war, das nicht bloß durch seine echt poetischen Elemente und sein einfaches Eingreifen in die volksmäßige Häuslichkeit der Gegenwart, sondern eben so auch durch die durchgängig darin herrschende Sittlichkeit und Rührung von jeher so ungemein angesprochen hat. Der reichhaltige Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe giebt uns über alle diese Produktionen und Studien Göthes den vortrefflichsten Aufschluß. Ins Jahr 1799 fällt der erste Entwurf zur Natürlichen Tochter, die Vollendung trat erst 1802 ein. In vielfache literarische Arbeiten verflochten, ward Göthe 1805 durch den Tod seines treuesten und edelsten Herzensfreundes Schiller in die tiefste Trauer versetzt. Von der ersten Annäherung an war, wie er selbst sagt, sein Verhältniß zu ihm „ein unaufhaltsames Fortschreiten philosophischer Ausbildung und ästhetischer Thätigkeit“ gewesen; mit ihm war „sein halbes Dasein dahin*).“ —

---

*) Jean Paul schrieb bald nach Schillers Tode in sein Gedankenbuch Folgendes: „— — Göthe, gäbe es einen Wunsch der Erde, o! ich würde ihn Dir wünschen. Aber Du brauchst nichts als Dich, drum sei Du Dir gewünscht.

Je reicher nun diese Zeit seit Göthes Besuch in Italien bis zum Jahr 1806 in seinen literarischen und poetischen Studien und Bestrebungen und Produktionen aufgeschlossen vor uns daliegt, desto dürftiger sind die Nachrichten von seinem Liebesleben, über welches uns weder er selbst noch sonst jemand hinreichende Aufschlüsse giebt. Wir wissen bloß, daß sein Verhältniß zu Christiane Vulpius bereits vor der zweiten Italienischen Reise begonnen hatte und in seiner Zurückgezogenheit fortgesetzt wurde. Und so können wir nur aus seinen poetischen Produktionen und insbesondere aus seinen in dieser Epoche entstandnen lyrischen Gedichten den Gang seines innern Liebeslebens verfolgen.

Seine Venetianischen Epigramme, 1790 entstanden und seit 1791 veröffentlicht, führen, so wie seine Römischen Elegien, Liebesverhältnisse in antikem Geist und antiker Form vors Auge; manche könnten geradezu zu den Elegien mitgezählt werden. Allein ihr Charakter im Allgemeinen ist bedeutend verschieden von den Elegien. In diesen hatte zufriednes Behagen, jugendlicher Frohsinn, idyllischer Friede sich kund gegeben; Göthe hatte sich ja so selig in Rom gefühlt, und seine Entfernung von dieser Weltstadt der Kunst scheint bei ihm (ähnlich wie bei Winkelmann) schon an sich eine trübere Stimmung und Zurücksehnung hervorgerufen zu haben, je unfreundlicher der Deutsche Norden und das gezwungene und rings beobachtete Weimarische Leben sich ihm aufthat. Hiezu kam noch sein bedeutendes Grauen vor allen politischen Händeln und Stürmen, aufgeregt durch die Französische Revolution, und vor literarischen Zänkereien und Zerwürfnissen, angefacht durch die fremde Nicht- oder Mißachtung seiner naturhistorischen Lieblingsstudien: „Des Friedens Gott ist Amor, wir Liebende verehren den Frieden!" singt Properz. Daher sprach sich seine unbehagliche, allseitige Verstimmung, sein herber, bittrer Sinn gegen die Menschen und ihre Bestrebungen diesseits und jenseits

Dein äußerliches Leben gleiche Deinem Innern. Dein Schmerz gleiche dem Spiele, womit Du den Schmerz wegspieltest. Dein Herz bleibe sein eigner Olymp; Dein Grab würde es auch. Du hast so viel Lob gehört; Dir kann nie ein anderes Leben fehlen, als das kürzeste. Steigst Du auf zu den Göttern, so wird jeder groß und wund, der es siehet; das Leben ist ihm vorbei, die Ewigkeit zu nahe. Aber warum spreche ich denn vom Entfliehn Deines Geistes? — Weil Herder und Schiller dahin sind!" —

der Alpen auch in diesen durch den fortlaufenden Faden von Liebesverhältnissen zusammenhangenden Epigrammen aus, in denen statt der früheren Unbefangenheit und Naivetät und Heiterkeit jetzt eine grellere Sinnlichkeit und Auflehnung gegen menschliche Sitten immer anstößig bleiben wird*).

Aber auch an Lichtblicken der Liebe fehlt es nicht: es sind dies die schönen Erinnerungen an früheres Liebesglück und Liebesleben in Deutschland und Italien. Von solchen holden Erinnerungen getragen und in den seelenvollen Gemüths- und jugendlichen Geisteszustand früherer Liebesperioden zurückgetaucht treten nun fast alle seine Liebesgedichte, die von 1790 bis 1806 von ihm veröffentlicht wurden, uns entgegen. Es sind ihrer nicht sehr viele, denn, wie oben bemerkt, bei seiner vielfachen und vielseitigen Geschäftigkeit in Poesie und Prosa, in Kunst und Wissenschaft mußte in diesen zwei Jahrzehnten die Lyrik überhaupt gar sehr in den Hintergrund treten. Jene Lieder mögen nun, wie Die Spröde und Die Bekehrte (1791) in Operntexte eingelegt werden, oder, wie die idyllischen Elegien oder elegischen Idyllen Alexis und Dora, Der neue Pausias (1796 und 1797) auf seiner Schweizerreise entstanden, oder, wie die Balladen von der schönen Müllerinn (1797 und 1798) und die im geistreichen Göthezirkel 1801 vorgetragnen sogenannten Geselligkeitslieder, z. B. Schäfers Klagelied und Frühlingsorakel, durch besondre äußre Veranlassungen hervorgerufen sein, oder, wie Nähe des Geliebten (1795), Sehnsucht und Selbstbetrug (1802), Trost in Thränen und Nachtgesang (1803), klarere Nachklänge früherer Seligkeiten, oder endlich, wie Nachgefühl und Abschied (1797), Am Flusse (1798) ganz offenbare Rückblicke auf frühere Geliebte enthalten: — gröstentheils gehn sie in frühere, am Liebsten in die Jugendepochen zurück und beweisen nur zu deutlich, wie Göthes Liebesleben in dieser Epoche seit 1790 nur mehr vegetirend und lieber vergangene Zustände fixirend oder in plastisch schöner Ruhe objektivirend, die Frucht zum geistigen Gewinn verarbeitend, als neu aufblühend, neu sich gestaltend, neu emporflammend gewesen ist. Freilich läßt sich von einigen dieser Liebeslieder vermuthen, daß sie sich nicht bloß auf frühere Epochen beziehn, sondern auch schon in Epochen, die

*) Vergl. Viehoff II. S. 127 rc.

lange vor ihrer Veröffentlichung vorausgingen, entstanden seien. Doch da hierüber nichts mit evidenter Bestimmtheit feststeht, so haben wir sie alle in das vorliegende Gebiet ihrer Veröffentlichung hereinzuziehn. Auf das gegenwärtige Liebesverhältniß mit Christiane Vulpius aber beziehn sich wohl nur wenige Gedichte. Nehmen wir dies Eine Verhältniß aus, das, gleich nach der ersten Italienischen Reise begonnen, jetzt still wirkend fortlebte, so sind alle Liebeslieder dieser Epoche nur aus dem Zurücktauchen in früheres Liebesglück, näheres oder entfernteres, und zwar mit bedeutendem Uebergewicht seiner Jugendliebesverhältnisse hervorgegangen, also Erinnerungen schönerer Tage und Stunden, so lebhaft und klar, daß sehr viele auch jener schönern Periode seiner Jugendliebe gradezu beigeschrieben werden könnten. Wir haben für den folgenden Paragraphen nur die vorzüglichsten der eigentlichen Liebeslieder, mit gänzlicher Uebergehung der Venetianischen Epigramme und der idyllischen Elegien, ausgewählt und nach der Zeit ihrer Veröffentlichung geordnet.

Was nun aber Göthes Verhältniß zu Christiane Vulpius *) betrifft, so mag wohl auch dem parteilosesten Beurtheiler des großen Geistes die Hand etwas zittern, wenn sie den Schleier lüften will, und das Auge trübe schauen, wenn es die Wirklichkeit erblickt. Behufs Erklärung seiner Poesien aber haben wir glücklicherweise keinen sehr triftigen Grund, das Verhältniß aufs Genauste zu erforschen und an den Tag zu bringen. Mag der allseitig ausbreitende Biograph oder der streng geißelnde Moralist genauer hinter die Gardinen schauen und so erzählen, was ihm wichtig oder interessant erscheint. Uns genügen hier folgende Notizen.

Christiane Vulpius **) war die Schwester des Raths und Bibliothekars Vulpius in Weimar, des Verfassers der bekannten Räuberromane Rinaldo, Glorioso u. s. w., eines „immer thätigen Theaterdichters.“ Göthe hatte sie nach der Rückkehr von seinem ersten Besuche Italiens bei Ueberreichung einer Bittschrift für ihren Vater kennen gelernt und bald liebgewonnen ***). Sie besuchte ihn oft und leistete ihm bei seinen botani-

---

*) Vergl. Viehoff, Leben Göthes III. S. 162—170.

**) Vergl. „Aus Göthes Leben. Wahrheit und keine Dichtung. Von einem Zeitgenossen. Leipzig 1849.“ S. 58—65.

***) Riemer läßt sich in seinen „Mittheilungen“ (I. 355 ꝛc.) über Göthes häusliches Glück also aus:

„Es ist sein häusliches Leben, welches eine Zeitlang nicht in der herkömmlich

schen und chromatischen Beschäftigungen „anmuthige Gesellschaft." Späterhin nahm er sie ins Haus, wo sie denn im Verlauf einiger Zeit sich

---

bürgerlichen Weise geführt, auch nach seiner endlichen Conformation mit Sitte und Convenienz einer levis notae macula nicht hat entgehen können, selbst jetzt, wo der St. Simonismus, eine Emancipation in der Liebe durchzusetzen bemüht, gelinder über etwas urtheilen sollte, das keineswegs aus so gefährlichen revolutionären Grundsätzen und Raisonnements hervorgegangen war; sondern nur dem damaligen Zustande folgte, der zwischen klösterlichem, unnatürlichem, zwangvollem Cölibat und einer bürgermäßig herkömmlichen Ehe einen mittleren Zustand anerkennt, der, auf der freien Liebe und Hingebung beruhend, bei sittlichen Wesen von selbst in diejenige feste Treue und dauernde Freundschaft übergeht, welche die gesetzlich vollzogene Verbindung zwar präsumirt, aber nicht zu garantiren vermag. — Göthe hatte die Liebe als Jüngling von ihrer ersten aufbrechenden Knospe bis zur bräutlichen Entfaltung kennen gelernt; — begünstigt von Natur und Schicksal, wie es scheint um sie — auch als Entwicklungskrankheit — in allen ihren Phasen dem Menschengeschlechte schildern zu können, wie es noch keinem Dichter vor ihm gelungen war. Seine zu mannigfacher Bildung ihm von höheren Mächten angewiesene Laufbahn und die staatsbürgerlichen Verhältnisse, in die er eintrat, erlaubten oder begünstigten wenigstens nicht eine Verbindung, wie gewöhnliche Menschen sie gleich beim Antritt eines Amts in Aussicht stellen. Jedoch fehlte es nicht an Versuchen und ernsten Bewerbungen, die aus unbekannten Ursachen erfolglos blieben. Das Leben aber läßt sich nicht aufhalten, und Göthe hätte mehr als sein halbes Dasein ohne das Glück eines häuslich-geselligen Zustandes hingebracht, dessen Innigkeit er schon früh empfand (Briefe an Lavater Nr. 3), wenn er sich nicht nach einem theilnehmenden, der Anhänglichkeit fähigen Wesen umsah, und es in einer Person fand, die ganz geeignet war sowohl für seinen Haushalt zu sorgen, als durch anspruchslose und naive Munterkeit seine durch Unbilden des Lebens wie der Menschen getrübte Laune zu erheitern, den Mißmuth zu verscheuchen, und durch Abnahme widerlicher Sorgen ihm die völlige Widmung an Kunst, Wissenschaft und Amt zu erleichtern.

Nur ein solches weibliches Wesen bedurfte er zu freier und möglichst ungehinderter Entwicklung seiner selbst, und keine, auf Rang und Titel Anspruch machende, in gelehrten Zirkeln, wohl gar selbst als Schriftstellerinn glänzen wollende Dame hatte sie fördern, oder nur sein häusliches Behagen und eheliches Glück machen können, wie ihn ganz nahe berührende Erfahrungen früher und später belehren sollten.

Göthes Bekanntwerden und nachheriges Zusammenleben mit diesem Frauenzimmer schildert einer der neuesten Berichterstatter, wahrscheinlich aus weiblicher

der Wirthschaft annahm, und, als Göthe ein eignes Haus besaß, ihre Tante und ihre Stiefschwester zu sich nahm. Er kleidet dies Verhältniß

Nachrede, gehässig und falsch. Nicht sogleich, als er aus Italien gekommen war, lernte er das Mädchen kennen, noch weniger war es der Fall, daß seine Freunde sie ihm zugeführt hätten; sondern auf einem Spazirgang im Park, bei Ueberreichung einer Bittschrift für ihren Vater. Auch nahm er sie nicht sogleich zu sich ins Haus, sondern viel später; sie besuchte ihn nur und leistete ihm bei seinen botanischen und chromatischen Beschäftigungen anmuthige Gesellschaft. Das Gedicht: „Die Metamorphose der Pflanzen" schildert das schöne Verhältniß beider zu einander: ihn als belehrenden Freund, sie als lernbegierige Geliebte, die bereits für immer sich angehören.

Sie hatte auch mit der Wirthschaft anfangs Nichts zu thun, deren sie sich erst in der Folge aus eignem Antrieb und Liebe zu ihm musterhaft annahm. Als er ein eignes Haus besaß, wurden auch ihre Tante und Stiefschwester darein aufgenommen und verblieben darin, ein Nebengebäude bewohnend, bis ans Ende ihres Lebens.

Doch er selbst kleidet dies ganze Verhältniß, seine Entstehung, Begründung und Folge, in eine der schönsten Parabeln (I. 27; it. III. 54), die er noch spät, 1812, verfertigte und die nun auf einmal, durch Obiges, ihre Deutung und volles Verständniß erhält.

Damals, in erster Jugendblüthe, muß sie sehr hübsch, sogar reizend gewesen sein. Ihre spätere Erscheinung, ich meine ihr körperliches Aussehen, darf nicht auf ihr früheres bezogen und zum Präjudiz gegen dasselbe gemacht werden.

Wer sie als junges Mädchen, von naivem, freundlichem Wesen, mit vollem rundem Gesicht, langen Locken, kleinem Näschen, schwellenden Lippen, zierlichem Körperbau und niedlichen, tanzlustigen Füßchen gekannt hätte, würde Göthes Geschmack und Wahl nicht gemißbilligt haben. Auch gefiel sie seiner Mutter, die zwar erst später sie von Person kennen lernte, aber früher schon in dem herzlichsten Briefwechsel mit ihr stand, indem diese wahrhaft geniale und dabei doch protestantisch-fromme Frau das Verhältniß nicht mißbilligte, und wegen seiner glücklichen Beschaffenheit jener conventionellen Verbindung, welche jene Garantie nicht gegeben hätte, sogar vorziehen möchte." — —

Und späterhin (S. 359) fährt Riemer also fort:

„Möge man nun von diesem Verhältniß denken, was man will, möge man es nach einer strengen, theoretischen Moral, oder nach einer practisch modificirten, d. h. mit theologischen oder cavalieren Augen betrachten, ohne jedoch mit der Zeitung für die elegante Welt eine grobe bürgerliche Schwäche, oder mit einem neusten Cato eine Undeutschheit darin finden zu wollen; so viel bleibt ausgemacht

1813 in die Parabeln „Gefunden" und „Im Vorübergehn" ein (vergl. unten §. 30, Nr. 11 und 12). Sie soll in ihrer Jugend blendend

---

gewiß, daß — alle übrigen Vortheile nicht in Betrachtung gezogen — in diesem häuslichen und wirthschaftlichen Zusammenleben nicht die gewöhnlichen Ehestands-scenen und Gardinenpredigten vorfielen, die selbst in dem legitimsten Ehestande seiner nächsten Freunde nicht selten waren, noch weniger eine so unwürdige Zumuthung wie die, mit der Köchinn Abrechnung zu halten oder das Herausgeben des täglichen Bedarfs zu besorgen, wovon wir auch Beispiele zu geben wüßten.

Von einer weitergehenden Herrschaft der geliebten Freundinn, als über das Gesinde, von Einmischung in Amts- und Autorgeschäfte, von Eifersucht und Schmollen konnte nie unter Personen die Rede sein, wovon wenigstens der eine Part eine mehr als nöthige Fülle von Vernunft, Verstand und Menschenkenntniß, Anstand und Sitte besaß; der andere aber, voll Pietät und Anhänglichkeit, zu keiner Zeit vergessen mochte, daß sie diese ihr und ihren Verwandten convenirende Existenz und Wirksamkeit in einer ihr angemessenen Sphäre nur ihm zu verdanken hatte.

Göthe schätzte und liebte wirklich seine Frau — denn nicht die Atriden allein lieben ihre Frauen, sondern

„Ein Jeder, dem gut und bieder das Herz ist,
Liebet sein Weib, und pflegt sie mit Zärtlichkeit."

Und so bewies er denn auch die zärtlichste, ja ängstliche Theilnahme bei ihrer letzten tödlichen Krankheit.

Daß er nicht mehr Rühmens von ihr macht, und in seinen Schriften ihrer nicht öfter namentlich gedenkt, oder sogar Sonette und Trauergedichte auf sie verfertigte, liegt in der Zartheit seines Gefühls und seiner Gesinnung. Der Schmerz, den er um ihren Verlust empfand, war ein viel zu gründlicher, in seine Existenz wesentlich eingreifender und bis an sein Ende dauernder, da er sie, nach dem Ableben seines einzigen Sohnes, der ihm bisher so treu und sorgsam beigestanden, in allen häuslichen und wirthschaftlichen Angelegenheiten von neuem vermissen sollte, als daß er ihn mit Worten aussprechen und entweihen mochte. So hielt er es immer mit allem, was tief in sein Inneres schnitt; er sprach nicht davon, aus Scheu den Schmerz mit Worten zu berühren und wie von einer Frucht den zarten Duft zu verwischen. — Und wissen wir denn, ob er nicht dennoch seine Stimmung versteckterweise ausgesprochen? Vier Zeilen, von wenig Worten, deuten den Verlust und seine Trauer auf eine Weise an, die alle langen Epicedien übertrifft:

schön gewesen sein (späterhin hat sie sich sehr verändert), von naiv heiterm und anspruchslosem Wesen, und selbst der Mutter Göthes, trotz des inkonventionellen Zustandes, gleich bei der ersten persönlichen Vorstellung 1797 gefallen haben. Es hatte sich ein häusliches und wirthschaftliches Zusammenleben gebildet, in welchem seine üble Laune, vielfach trübe geworden, sich erheiterte und durch die Abnahme häuslicher Sorgen ein ruhiges Leben im Amt wie in Wissenschaft und Kunst ermöglicht war. In seinen Schriften hat er ihrer selten namentlich gedacht. Im 30. Bande, Seite 192 erzählt er in Bezug auf dies Verhältniß: „Aber zu gleicher Zeit sollte mich noch eine Ableitung der Welt entfremden und zwar die entschiedenste Wendung gegen die Natur, zu der ich aus eigenstem Trieb auf die individuellste Weise hingelenkt worden. Hier fand ich weder Meister noch Gesellen und mußte selbst für alles stehn. In der Einsamkeit der Wälder und Gärten, in den Finsternissen der dunkeln Kammer wäre ich ganz einzeln geblieben, hätte mich nicht ein glückliches häusliches Verhältniß in dieser wunderlichen Epoche lieblich zu erquicken gewußt." Dasselbe Verhältniß meint er **31.** 14: „Angenehme häuslich gesellige Verhältnisse gaben mir Muth und Stimmung die Römischen Elegien auszuarbeiten und zu redigiren." Auch in manchen kleinen Gedichten hat er gewiß an sie gedacht. Er pflegte sie „die kleine Freundinn" zu nennen.

„Du versuchst, o Sonne, vergebens
Durch die düstern Wolken zu scheinen!
Der ganze Gewinn meines Lebens
Ist, ihren Verlust zu beweinen!"

Er schrieb sie an ihrem Todestage den 6. Juni 1816. (IV. S. 160, Nr. 78.)
Und wenn nun gar Geständnisse wie folgende:

„Gott hab' ich und die Kleine
Im Lied erhalten reine;
So laßt mir das Gedächtniß
Als fröhliches Vermächtniß." (IV. 328.)

sich auf sie beziehen sollten, wer könnte daran zweifeln, daß sie in vielen seiner Lieder unsichtbar erhalten sei?" — —

Er vermälte sich mit ihr*) 1806 den 19. Oktober mitten in den stürmischen Kriegsunruhen, die um und in Weimar herrschten**). Dankgefühl und insbesondere Anerkennung ihrer Standhaftigkeit, mit der sie ihm in den Schreckenstagen beigestanden, war ein Hauptmotiv zur Beschleunigung der Vermälung gewesen, die er, zumal auch im Hinblick seines von ihr gebornen Sohnes, bereits lange im Sinne gehabt hatte, und die auch von allen Freunden längst erwartet war. Seine Gattinn ist den 6. Juni 1816 gestorben.

Außer dem Idyll „Metamorphose der Pflanzen" (1797) und den genannten beiden Parabeln aus dem Jahr 1813 beziehn sich auf Christiane noch folgende Gedichte: 1) der Denkspruch auf den 6. Juni 1816: „Du versuchst, o Sonne" ꝛc. (4. 160); 2) vielleicht auch die Denkverse: „Gott hab' ich" ꝛc. und „So laßt mir" ꝛc. (4. 328); 3) wahrscheinlich die „Morgenklagen" vom Jahr 1788 (2. 102) und auch „Der Besuch" (2. 105); 4) unzweifelhaft ist auch das vortreffliche Ehelied „Die glücklichen Gatten" (1. 126; s. unten §. 28, Nr. 15) vom Jahr 1803 aus seinem Leben mit ihr hervorgegangen. Daß sich in andern lyrischen Ergüssen dieser Epoche ebenfalls Beziehungen auf sie finden mögen, kann man nicht leugnen. Aber in welchen? und wo? läßt sich jetzt schwer herausfinden. — Sein inneres Verhältniß zu ihr hat er am Schlusse des an sie gerichteten Gedichts „Metamorphose der Pflanzen" also geschildert:

Wende nun, o Geliebte, den Blick zum bunten Gewimmel,
Das verwirrend nicht mehr sich vor dem Geiste bewegt.
Jede Pflanze verkündet dir nun die ew'gen Gesetze,
Jede Blume, sie spricht lauter und lauter mit dir.
Aber entzifferst du hier der Göttinn heilige Lettern,
Ueberall siehst du sie dann, auch in veränderten Zug.
Kriechend zaudre die Raupe, der Schmetterling eile geschäftig,
Bildsam ändre der Mensch selbst die bestimmte Gestalt.

---

*) Vergl. Riemers Mittheilungen I. S. 362 ꝛc.

**) Ueber den Besuch, den damals Göthe von einem Französischen Husarenoffizier, Baron v. Türkheim, einem Sohne seiner geliebten Lili, empfing, vergl. oben §. 15.

O gedenke denn auch, wie aus dem Keim der Bekanntschaft
Nach und nach in uns holde Gewohnheit ensproß,
Freundschaft sich mit Macht in unserm Innern enthüllte,
Und wie Amor zuletzt Blüthen und Früchte gezeugt.
Denke, wie mannigfach bald die, bald jene Gestalten,
Still entfaltend, Natur unsern Gefühlen geliehn!
Freue dich auch des heutigen Tags! Die heilige Liebe
Strebt zu der höchsten Frucht gleicher Gesinnungen auf,
Gleicher Ansicht der Dinge, damit in harmonischem Anschaun
Sich verbinde das Paar, finde die höhere Welt. — —

Die Gedichte des folgenden Paragraphen haben besonders schöne Kompositionen gefunden. — Es ist schon in der Einleitung (§. 1) bemerkt, daß die lyrischen Dichtungen Göthes so ganz und gar von musischem, melodischem Element durchhaucht sind und daher so oft und so vortrefflich komponirt worden, ferner, daß ihre Fähigkeit, sich singen zu lassen, und ihr Bedürfniß, gesungen sein zu wollen, der sicherste Prüfstein ihrer Klassizität sind. Bei den einzelnen Liedern sowohl in den früheren als auch in den folgenden Paragraphen sind die Komponisten angemerkt. Es dürfte aber auch nicht überflüssig sein, hier einmal ein Verzeichniß der Komponisten Göthischer Dichtungen zusammenzustellen, wäre es auch nur, um Andere zu einer vollständigeren und besser geordneten Uebersicht der Komponisten so wie zu einer genauen Angabe der Kompositionen und ihrer Arten anzuregen.

Die gediegensten und schönsten Kompositionen haben wir, wie schon oben §. 1, S. 10 bemerkt, von Beethoven, Himmel, Reichardt, Zelter, Maria v. Weber, W. Schneider, Spohr, v. Mosel, Eberwein, Kreutzer, A. Radziwill, Werner, Löwe, Fr. Schubert, Lenz, B. Klein, Mendelsohn-Bartholdy. Ihnen schließen sich an: Spontini, Methfessel, Zumsteeg, Hauptmann, Lecerf, Romberg, Marschner, Schnyder v. Wartensee, Grönland, Tomascheck, Blum, Marx, Liszt, Fischer, Kleinschmid, Curschmann, J. Klein, v. Schlözer, Reissiger, Rungenhagen, Kuhlau, G. Weber, Truhn, O. Nicolai, Granzin, Mayer, Breitkopf, Bettina (E. v. Arnim), Ritter, Anschütz. Außerdem haben ein oder das andere Gedicht Göthes komponirt: Bachmann,

Banck, Becher, Bierey, Breidenstein, Burgmüller, Canthal, Cario, Claudius, Crelle, Cuvry, Dessauer, Dolezalek, Dubis, Ernst, Fuchs, Giuliani, Gollmick, Greisinger, Häser, Hartwig, Häusler, Just, Kauffmann, Knapp, Krall, Kunt, Lang, Lerche, Levinsky, Ludwig, Mangold, Mannstein, Mietzke, Monpou, Neukäufler, Neukomm, Panofka, Petschke, Philakestes, Preyer, Proch, Ries, Schumacher, Schumann, Schwertzell, Speier, Steigemann, Steinmann, Sterkel, Steup, Veit, Vogl, Weinbrenner, Weitzmann, Wendt, Weppen.*) —

§. 28.

Fortsetzung. Liebeslieder.

1. Die Spröde. 1791.

An dem reinsten Frühlingsmorgen
Ging die Schäferinn und sang,
Jung und schön und ohne Sorgen,
Daß es durch die Felder klang.
So, la, la! le ralla!

Thyrsis bot ihr für ein Mäulchen
Zwei, drei Schäfchen gleich am Ort;
Schalkhaft blickte sie ein Weilchen,
Doch sie sang und lachte fort:
So, la, la! le ralla!

*) Schon die Zahl der Komponisten der Dichtungen Göthes — (oben sind nur 106 genannt) — übertrifft, auch selbst im Verhältniß zu der größeren Zahl seiner lyrischen Gedichte, die Zahl der Komponisten der Gedichte andrer Klassiker z. B. Klopstocks und Herbers bedeutend (wohl um das Sechsfache) und dürfte wohl nur über die Zahl der Komponisten Schillerscher Gedichte kein sehr großes Uebergewicht haben. Aber die Zahl der Kompositionen Göthischer Gedichte überragt auch selbst die Zahl der Kompositionen Schillerscher Gedichte um ein sehr Bedeutendes.

Und ein andrer bot ihr Bänder,
Und der dritte bot sein Herz;
Doch sie trieb mit Herz und Bändern
So wie mit den Lämmern Scherz,
Nur la la! le ralla!

Dies Lied (so wie auch das folgende) wurde in die 1791 aufgeführte Oper „Die theatralischen Abenteuer" eingelegt. Es ist ein Ausdruck für die sorglos und leicht scherzende Heiterkeit eines schalkhaften, kindlichen Gemüths in wunderbar schönen, echt musikalischen Klängen und Tönen. Man kann es kaum anders als singend lesen oder vortragen.

---

2. Die Bekehrte. 1791.

Bei dem Glanze der Abendröthe
Ging ich still den Wald entlang,
Damon saß und blies die Flöte,
Daß es von den Felsen klang,
So la la!

Und er zog mich an sich nieder,
Küßte mich so hold, so süß.
Und ich sagte: Blase wieder!
Und der gute Junge blies,
So la la!

Meine Ruh' ist nun verloren,
Meine Freude floh davon,
Und ich hör' vor meinen Ohren
Immer nur den alten Ton,
So la la, le ralla.

Die Spröde ist bekehrt und ihre Sehnsucht nach dem Schäfer hat ihr Ruh und Fröhlichkeit geraubt. Ueberall tritt der Gegensatz zum

vorigen Liebe hervor, wie im Einzelnen so im Ganzen. Dort die lieblichen Klänge des Frohsinns in Vokalen und Konsonanten, zumal beim Reim, hier die bang klagenden Laute der Sehnsucht. Dort der heitre Morgen und der Gesang der Schäferinn in den Feldern, hier die Abendröthe und ihr banges Schweigen den Wald entlang. Dort singt sie, und durch die offnen Felder klingt es heiter, hier bläst er die Flöte, und an den starren Felsen hallt ihr Klang melancholisch wieder. Dort das Lachen und Fliehn, hier der Ernst und die Hingebung; dort die Fortsetzung des naiven Scherzes, hier die verlorne Ruhe; derselbe Refrain dort leicht und heiter und wiederholend wie trillernder Lerchengesang, hier langsamer und getragen und kürzer gleich klagendem Nachtigallengesang, dort endlich die Erzählung von der Spröden, hier der Herzenserguß der Bekehrten selbst.

Der Ausdruck Junge für Jüngling ist schon oben §. 16, Nr. 2 besprochen.

---

3. Der Besuch. 1795.

Meine Liebste wollt' ich heut beschleichen,
Aber ihre Thüre war verschlossen.
Hab' ich doch den Schlüssel in der Tasche!
Oeffn' ich leise die geliebte Thüre!

Auf dem Saale fand ich nicht das Mädchen,
Fand das Mädchen nicht in ihrer Stube,
Endlich, da ich leis die Kammer öffne,
Find' ich sie gar zierlich eingeschlafen,
Angekleidet, auf dem Sopha liegen.

Bei der Arbeit war sie eingeschlafen;
Das Gestrickte mit den Nadeln ruhte
Zwischen den gefaltnen zarten Händen;
Und ich setzte mich an ihre Seite,
Ging bei mir zu Rath', ob ich sie weckte.

Da betrachtet' ich den schönen Frieden,
Der auf ihren Augenliedern ruhte:
Auf den Lippen war die stille Treue,
Auf den Wangen Lieblichkeit zu Hause,
Und die Unschuld eines guten Herzens
Regte sich im Busen hin und wieder.
Jedes ihrer Glieder lag gefällig
Aufgelöst vom süßen Götterbalsam.
Freudig saß ich da, und die Betrachtung
Hielte die Begierde, sie zu wecken,
Mit geheimen Banden fest und fester.

O du Liebe, dacht' ich, kann der Schlummer,
Der Verräther jedes falschen Zuges,
Kann er dir nicht schaden, nichts entdecken,
Was des Freundes zarte Meinung störte?
Deine holden Augen sind geschlossen,
Die mich offen schon allein bezaubern;
Es bewegen deine süßen Lippen
Weder sich zur Rede noch zum Kusse;
Aufgelöst sind diese Zauberbande
Deiner Arme, die mich sonst umschlingen,
Und die Hand, die reizende Gefährtinn
Süßer Schmeicheleien, unbeweglich.
Wär's ein Irrthum, wie ich von dir denke,
Wär' es Selbstbetrug, wie ich dich liebe,
Müßt' ichs jetzt entdecken, da sich Amor
Ohne Binde neben mich gestellet.

Lange saß ich so und freute herzlich
Ihres Werthes mich und meiner Liebe;
Schlafend hatte sie mir so gefallen,
Daß ich mich nicht traute, sie zu wecken.
Leise leg' ich ihr zwei Pomeranzen
Und zwei Rosen auf das Tischchen nieder;
Sachte, sachte schlich ich meiner Wege.

Oeffnet sie die Augen, meine Gute,
Gleich erblickt sie diese bunte Gabe,
Staunt, wie immer bei verschloßnen Thüren
Dieses freundliche Geschenk sich finde.

Seh' ich diese Nacht den Engel wieder,
O wie freut sie sich, vergilt mir doppelt
Dieses Opfer meiner zarten Liebe!

Ein Gedicht in antik-idyllischem Geiste, zart, einfach, klar, anschaulich, anmuthig. — Die zart entsagende Liebe, die den süßen Schlummer nicht stören will, finden wir oft von Göthe dargestellt, aber immer in einem andern Gewande und andern Klange. Wie schön z. B. und wie himmelweit verschieden ist der Nachtgesang (Nr. 28): „Schlafe! was willst du mehr?" — Daß dies Gedicht (so wie auch die mit ihm innig verwandten „Morgenklagen") auf Christiane Vulpius Bezug habe, ist wahrscheinlich. (Vergl. oben §. 27.)

---

4. Nähe des Geliebten. 1795.

Ich denke dein, wenn mir der Sonne Schimmer
Vom Meere strahlt;
Ich denke dein, wenn sich des Mondes Flimmer
In Quellen malt.

Ich sehe dich, wenn auf dem fernen Wege
Der Staub sich hebt,
In tiefer Nacht, wenn auf dem schmalen Stege
Der Wandrer bebt.

Ich höre dich, wenn dort mit dumpfem Rauschen
Die Welle steigt.
Im stillen Haine geh' ich oft zu lauschen,
Wenn alles schweigt.

Ich bin bei dir, du seist auch noch so ferne,
Du bist mir nah!
Die Sonne sinkt, bald leuchten mir die Sterne,
O wärst du da!

Dies Gedicht hat Göthe, durch die Komposition eines Zelterschen Liedes veranlaßt, gedichtet. Er schreibt an Madame Unger im Juni 1796 (s. Zelters Briefwechsel I. 4): „Seine (Zelters) Melodie des Liedes „Ich denke dein" hatte einen unglaublichen Reiz für mich, und ich konnte nicht unterlassen selbst das Lied dazu zu dichten, das in dem Schillerschen Musenalmanach steht." Dagegen schreibt Zelter an Göthe im April 1808 (Briefw. I. 305): „Das Lied „Ich denke dein" hat etwas Kirchenartiges und dabei noch Lamentables. Ich dächte, es könnte eher hoffnungsvoll sein. Die Molltonart will mir nicht eingehn, wie ich denn überhaupt das Tieftraurige nicht ohne den tiefsten Schmerz gestatten möchte." — Außer der Zelterschen Komposition besitzen wir noch sehr gelungne Kompositionen dieses Liedes von A. Harder, J. Wießner, B. Klein und Löwe.

Das Lied ist ungemein schön im Ganzen wie im Einzelnen. An allen Orten, zu allen Zeiten, in allen Umständen und Begegnissen sieht und hört der Liebende seine Geliebte, und überall und immer ist er bei ihr. Aber es ist nur das lebhafte Bild der liebenden Phantasie: sie selbst fehlt ihm noch, und so schließt er mit dem Wunsch: O wärst du da!

Ausgezeichnet ist die Darstellung der mannigfaltigen Situationen des Orts und der Zeit und ihre Entgegenstellung nicht minder als ihre Durchkreuzung: wenn die Morgensonne vom Meere schimmert, wenn der Mond in Quellen flimmert, wenn sich in der Ferne Staubgewölk hebt, wenn in tiefer Nacht er, der Wandrer, auf dem schmalen Stege bebt, wenn am Meer die hohe Welle rauscht, wenn im stillen Hain Alles schweigt — ewig ist er bei ihr, sei sie auch noch so ferne! Und wenn wir bei dieser mannigfach schönen Schilderung nun noch den ihr entsprechenden Rhythmus und die holden Klänge erwägen und in den einzelnen korrespondirenden Versen, von denen die längeren antithetisch und doch synthetisch sich mit den kürzeren innig vermählen, gerade die gegensätzlichen Gedanken und Bilder ausgeprägt finden, wobei nicht unbeachtet bleiben kann, wie bei dem jedesmaligen Anfange der Strophen ich und du sich

verbinden (ich denke dein, ich sehe dich, ich höre dich, ich bin bei dir) und diese vertrauliche Verbindung bald im Denken, bald im Sehen, bald im Hören, bald im Beisammensein hervortritt, und wie endlich so einfach und schmucklos und doch schön die einzelnen Ausdrücke und Wörter gewählt sind, zumal die Prädikate und noch dazu im Reim (strahlt, malt, hebt, bebt, steigt, schweigt, nah, da), die schon an sich und durch sich allein die Ideenassoziation andeuten und malen: — so müssen wir eingestehn, das dies Lied in jeder Beziehung ein schönstes Meisterstück ist und den ausgezeichnetsten lyrischen Ergüssen des grösten Deutschen Lyrikers sich würdig anreiht.

---

5. Nachgefühl. 1797.

Wenn die Reben wieder blühen,
Rühret sich der Wein im Fasse;
Wenn die Rosen wieder glühen,
Weiß ich nicht, wie mir geschieht.

Thränen rinnen von den Wangen,
Was ich thue, was ich lasse;
Nur ein unbestimmt Verlangen
Fühl' ich, das die Brust durchglüht.

Und zuletzt muß ich mir sagen,
Wenn ich mich bedenk' und fasse,
Daß in solchen schönen Tagen
Doris einst für mich geglüht.

Dies Gedicht ist ein schöner Nachhall früherer Liebe, und zwar entweder der Liebe zu Lili oder noch wahrscheinlicher zu Friederike, welche er auch in dem zweiten Gedicht des Sesenheimer Liederbuches („Was nüzt die Rose") mit dem Namen Doris bezeichnet, während er sie im achten Liede dieses Liederbuches („Die Linde") Chloe nennt. Sonst hat Göthe dergleichen Schäfernamen selten und bei Friederike niemals weiter gebraucht.

Die wunderbare Erscheinung, daß der Wein auf dem Fasse (der Most wie der Firnewein) zur Zeit, wann die Reben blühen, unruhig wird und „sich rührt", trägt etwas ungemein Poetisches in sich: da wird ihm zu eng in dem geschlossnen Raum, er wird sich bewußt, auch einmal frei in freier Gottesnatur unter seinen Brüdern und Freunden und Genossen dagestanden und mit ihnen frisch und fröhlich geblüht zu haben; und so sehnt er sich zurück in sein früheres Blüthenglück, und diese Sehnsucht macht ihn unruhig und bewegt ihn. Aber die vergangene Blüthe kehrt nicht wieder, und die Gegenwart fesselt ihn in enge Grenzen. So gehts unserm Dichter auch. Eine gleiche Sehnsucht ergreift ihn und beunruhigt ihn und bewegt ihn, wann die Reben blühn und der Most im Fasse sich rührt und die Rosen wieder glühen, wann der Frühling rings in der Natur aufs Neue erwacht ist und überall uns entgegenlächelt. Wohl weckt in uns der neue Frühling auch neue Wonne und neue Hoffnung für die Zukunft, aber er führt auch zugleich unsre Gedanken und Gefühle in den schon lange dahingeschwundenen Frühling unsers Lebens, in das erste Blüthenglück unsers jugendlich seligen Liebeslebens zurück. Wohl demjenigen, dem sich dies Blüthenglück der ersten Jugendliebe immer mehr verklärt hat in wachsender Seligkeit des ehelichen Glückes! Ihm bleibt die Bangigkeit solcher Sehnsucht fremd: die schönen Bilder der Blüthe umgaukeln seine Erinnerung nicht trübe, sondern heiter, nicht zurücklenkend, sondern vorwärts treibend. So aber geht es nicht unserm Dichter. Ein dunkler Zug („weiß ich nicht, wie mir geschieht") bebt durch sein Herz, er muß immer („was ich thue, was ich lasse") weinen, denn ein unbestimmtes Verlangen durchglüht ihn, und wenn er sich faßt, dann sagt er sich den Grund seiner geheimen, bangen Sehnsucht: die Geliebte hat einst in solchen schönen Tagen für ihn geglüht! — Wohl mußte dieser Schluß elegisch durch seine Seele zittern, denn er hatte geglüht und sie hatte geglüht, und doch hatte er sie verlassen.

Die Reimverschlingung malt auf schöne Weise die Verschlingung der Gedanken und Empfindungen. Es reimen sich nicht bloß in jeder Strophe für sich der erste und der dritte Vers, sondern auch die zweiten Verse aller drei Strophen und eben so auch die vierten Verse derselben.

6. Abschied. 1797.

Zu lieblich ists, ein Wort zu brechen,
Zu schwer die wohlerkannte Pflicht,
Und leider kann man nichts versprechen,
Was unserm Herzen widerspricht.

Du übst die alten Zauberlieder,
Du lockst ihn, der kaum ruhig war,
Zum Schaukelkahn der süßen Thorheit wieder,
Erneust, verdoppelst die Gefahr.

Was suchst du mir dich zu verstecken?
Sei offen, flieh nicht meinen Blick!
Früh oder spät mußt' ichs entdecken,
Und hier hast du dein Wort zurück.

Was ich gesollt, hab' ich vollendet,
Durch mich sei dir von nun an nichts verwehrt;
Allein verzeih dem Freund, der sich nun von dir wendet,
Und still in sich zurücke kehrt.

Der Dichter bittet die Geliebte, die ihn nicht treu liebt, um Offenheit, entbindet sie ihres Versprechens mit schwerem Herzen, aber festem Sinn und versinkt in stille Resignation.

Es ist nicht möglich, die Beziehung dieses still-melancholischen Liedes jetzt noch herauszufinden. Auf Gretchen oder Friederike oder Lili paßt es nicht, denn die haben ihn wahrhaft geliebt; auf Annette füglich auch nicht, denn die stieß er von sich ab, eben so wenig auf Emilie oder Lotte oder Sophie oder Lida, denn die hatten ihm kein Versprechen gegeben. Also muß hier ein uns unbekanntes Verhältniß Bezug finden. Nach dem Ton des Gedichts zu urtheilen, muß dasselbe einer Zeit angehören, die weit vor der Veröffentlichung liegt.

Zu lieblich ists ein Wort zu brechen; der Begriff der Lieblichkeit ist hier (da offenbar keine Ironie darin stecken soll) schwer zu fassen;

man hätte eher erwartet: zu leicht, zu verführerisch ꝛc. — Die wohlerkannte Pflicht, d. h. das Versprechen. — Der kaum ruhig war, d. h. der kaum ruhig geworden war. — Dich zu verstecken mit deiner Untreue, deiner Unwahrheit. — Müßt' ichs entdecken, nämlich dein Verstecken der Untreue. — Was ich gesollt, nämlich, mich nun auch von dir loszusagen, nachdem du dich von mir losgesagt hast.

---

7. Am Flusse. 1798.

Verfließet, vielgeliebte Lieder,
Zum Meere der Vergessenheit!
Kein Knabe sing' entzückt euch wieder,
Kein Mädchen in der Blüthenzeit.

Ihr sangct nur von meiner Lieben;
Nun spricht sie meiner Treue Hohn.
Ihr wart ins Wasser eingeschrieben;
So fließt denn auch mit ihm davon!

Dies Gedicht scheint mit dem vorhergehenden in einem Zusammenhange zu stehn. Dort nimmt er resignirend Abschied von der Untreue, so schwer es ihm auch wird, hier ruft er seinen Liebesliedern zu: Verfließet mit dem Wasser ins Meer der Vergessenheit, denn die Untreue verhöhnt meine Treue. — Auch dies Lied, dessen Beziehung gleichfalls nicht mehr herauszufinden ist, mag wohl viel früher als 1798 entstanden sein. Während das vorhergehende schwerlich auf Annette sich beziehn kann, da er sie von sich abstieß, also ihre Untreue selbst verschuldet hatte, wäre es nicht unmöglich, in diesem Liede eine Beziehung auf sie und seine Leipziger Lieder zu vermuthen.

Sehr schön ist das Wortspiel: ihr wart ins Wasser (d. h. in das flüchtige, treulose Herz der Geliebten, oder, flüchtig wie das Wasser entstanden) eingeschrieben, so fließt denn auch mit ihm davon. Daher paßt denn auch die Ueberschrift „Am Flusse“ sehr wohl und ist

bezeichnender für den Inhalt, als die frühere Ueberschrift „An meine Lieder“. —

Ueber den Ausdruck Knabe (Jüngling) vergl. §. 16, Nr. 2.

---

8. Die Balladen von der schönen Müllerinn. 1797 u. 1798.

A. Der Edelknabe und die Müllerinn.

Edelknabe.

Wohin, wohin,
Schöne Müllerinn?
Wie heißt du?

Müllerinn.

Lise.

Edelknabe.

Wohin denn? Wohin
Mit dem Rechen in der Hand?

Müllerinn.

Auf des Vaters Land,
Auf des Vaters Wiese.

Edelknabe.

Und gehst so allein?

Müllerinn.

Das Heu soll herein,
Das bedeutet der Rechen;
Und im Garten daran
Fangen die Birnen zu reifen an;
Die will ich brechen.

Edelknabe.

Ist nicht eine stille Laube dabei?

Müllerinn.

Sogar ihrer zwei,
An beiden Ecken.

Edelknabe.

Ich komme dir nach,
Und am heißen Mittag
Wollen wir uns drein verstecken.
Nicht wahr, im grünen vertraulichen Haus —

Müllerinn.

Das gäbe Geschichten!

Edelknabe.

Ruhst du in meinen Armen aus?

Müllerinn.

Mit nichten!
Denn wer die artige Müllerinn küßt,
Auf der Stelle verrathen ist.
Euer schönes dunkles Kleid
Thät' mir leid
So weiß zu färben.
Gleich und gleich! so allein ists recht!
Darauf will ich leben und sterben.
Ich liebe mir den Müllerknecht;
An dem ist nichts zu verderben.

B. Der Junggesell und der Mühlbach.

Gesell.

Wo willst du klares Bächlein hin
So munter?
Du eilst mit frohem, leichtem Sinn
Hinunter.
Was suchst du eilig in dem Thal?
So höre doch und sprich einmal!

Bach.

Ich war ein Bächlein, Junggesell;
Sie haben

Mich so gefaßt, damit ich schnell
Im Graben
Zur Mühle dort hinunter soll,
Und immer bin ich rasch und voll.

Gesell.

Du eilest mit gelassnem Muth
Zur Mühle
Und weißt nicht, was ich junges Blut
Hier fühle.
Es blickt die schöne Müllerinn
Wohl freundlich manchmal nach dir hin?

Bach.

Sie öffnet früh beim Morgenlicht
Den Laden,
Und kommt, ihr liebes Angesicht
Zu baden.
Ihr Busen ist so voll und weiß;
Es wird mir gleich zum Dampfen heiß.

Gesell.

Kann sie im Wasser Liebesgluth
Entzünden,
Wie soll man Ruh mit Fleisch und Blut
Wohl finden?
Wenn man sie Einmal nur gesehn,
Ach, immer muß man nach ihr gehn!

Bach.

Dann stürz' ich auf die Räder mich
Mit Brausen,
Und alle Schaufeln drehen sich
Im Sausen.
Seitdem das schöne Mädchen schafft,
Hat auch das Wasser bessre Kraft.

Gesell.

Du Armer, fühlst du nicht den Schmerz,
Wie Andre?
Sie lacht dich an und sagt im Scherz:
Nun wandre!
Sie hielte dich wohl selbst zurück
Mit einem süßen Liebesblick!

Bach.

Mir wird so schwer, so schwer, vom Ort
Zu fließen,
Ich krümme mich nur sachte fort
Durch Wiesen;
Und käm' es erst auf mich nur an,
Der Weg wär' bald zurückgethan.

Gesell.

Geselle meiner Liebesqual,
Ich scheide;
Du murmelst mir vielleicht einmal
Zur Freude.
Geh, sag' ihr gleich, und sag' ihr oft,
Was still der Knabe wünscht und hofft!

C. Der Müllerinn Verrath.

Woher der Freund so früh und schnelle,
Da kaum der Tag im Osten graut?
Hat er sich in der Waldkapelle,
So kalt und frisch es ist, erbaut?
Es starret ihm der Bach entgegen;
Mag er mit Willen barfuß gehn?
Was flucht er seinen Morgensegen
Durch die beschneiten wilden Höhn?

Ach, wohl! Er kommt vom warmen Bette,
Wo er sich andern Spaß versprach;
Und wenn er nicht den Mantel hätte,
Wie schrecklich wäre seine Schmach!
Es hat ihn jener Schalk betrogen
Und ihm den Bündel abgepackt;
Der arme Freund ist ausgezogen
Und fast, wie Adam, bloß und nackt.

Warum auch schlich er diese Wege
Nach einem solchen Aepfelpaar,
Das freilich schön im Mühlgehege,
So wie im Paradiese war?
Er wird den Scherz nicht leicht erneuen;
Er drückte schnell sich aus dem Haus
Und bricht auf einmal nun im Freien
In bittre, laute Klagen aus:

„Ich las in ihren Feuerblicken
Nicht eine Silbe von Verrath;
Sie schien mit mir sich zu entzücken
Und sann auf solche schwarze That!
Konnt' ich in ihren Armen träumen,
Wie meuchlerisch der Busen schlug?
Sie hieß den holden Amor säumen,
Und günstig war er uns genug.

„Sich meiner Liebe zu erfreuen!
Der Nacht, die nie ein Ende nahm!
Und erst die Mutter anzuschreien,
Nun eben als der Morgen kam!
Da drang ein Dutzend Anverwandten
Herein, ein wahrer Menschenstrom;
Da kamen Vettern, kuckten Tanten,
Es kam ein Bruder und ein Ohm.

„Das war ein Toben, war ein Wüthen!
Ein jeder schien ein andres Thier.
Sie forderten des Mädchens Blüthen
Mit schrecklichem Geschrei von mir. —
Was dringt ihr alle wie von Sinnen
Auf den unschuld'gen Jüngling ein?
Denn solche Schätze zu gewinnen,
Da muß man viel behender sein.

„Weiß Amor seinem schönen Spiele
Doch immer zeitig nachzugehn.
Er läßt fürwahr nicht in der Mühle
Die Blumen sechszehn Jahre stehn. —
Sie raubten nun das Kleiderbündel
Und wollten auch den Mantel noch.
Wie nur so viel verflucht Gesindel
Im engen Hause sich verkroch!

„Nun sprang ich auf und tobt' und fluchte,
Gewiß, durch alle durchzugehn.
Ich sah noch einmal die Verruchte,
Und ach! sie war noch immer schön!
Sie wichen alle meinem Grimme;
Da flog noch manches wilde Wort;
Da macht' ich mich, mit Donnerstimme,
Noch endlich aus der Höhle fort.

„Man soll euch Mädchen auf dem Lande,
Wie Mädchen aus den Städten, fliehn!
So lasset doch den Frau'n von Stande
Die Lust, die Diener auszuziehn!
Doch seid ihr auch von den Geübten
Und kennt ihr keine zarte Pflicht,
So ändert immer die Geliebten,
Doch sie verrathen müßt ihr nicht."

So singt er in der Winterstunde,
Wo nicht ein armes Hälmchen grünt. —
Ich lache seiner tiefen Wunde;
Denn wirklich ist sie wohlverdient.
So geh' es jedem, der am Tage
Sein edles Liebchen frech betriegt
Und Nachts, mit allzukühner Wage,
Zu Amors falscher Mühle kriecht.

D. Der Müllerinn Reue.

Jüngling.

Nur fort, du braune Hexe, fort!
Aus meinem gereinigten Hause;
Daß ich dich, nach dem ernsten Wort,
Nicht zause!
Was singst du hier für Heuchelei
Von Lieb' und stiller Mädchentreu?
Wer mag das Mährchen hören?

Zigeunerinn.

Ich singe von des Mädchens Reu'
Und langem heißen Sehnen;
Denn Leichtsinn wandelte sich in Treu'
Und Thränen.
Sie fürchtet der Mutter Drohen nicht mehr,
Sie fürchtet des Bruders Faust nicht so sehr,
Als den Haß des herzlich Geliebten.

Jüngling.

Vom Eigennutz sing' und von Verrath,
Von Mord und diebischem Rauben;
Man wird dir jede falsche That
Wohl glauben.

Wenn sie Beute vertheilt, Gewand und Gut,
Schlimmer als je ihr Zigeuner thut,
Das sind gewohnte Geschichten.

Zigeunerinn.

„Ach weh! ach weh! Was hab' ich gethan!
Was hilft mir nun das Lauschen?
Ich hör' an meine Kammer heran
Ihn rauschen.
Da klopfte mir hoch das Herz, ich dacht':
O hättest du doch die Liebesnacht
Der Mutter nicht verrathen?"

Jüngling.

Ach leider! trat ich auch einst hinein
Und ging verführt im Stillen:
Ach Süßchen! laß mich zu dir ein
Mit Willen!
Doch gleich entstand ein Lärm und Geschrei,
Es rannten die tollen Verwandten herbei;
Noch siedet das Blut mir im Leibe.

Zigeunerinn.

„Kommt nun dieselbige Stunde zurück,
Wie still michs kränket und schmerzet!
Ich habe das nahe, das einzige Glück
Verscherzet.
Ich armes Mädchen, ich war zu jung:
Es war mein Bruder verrucht genung,
So schlecht an dem Liebsten zu handeln."

Der Dichter.

So ging das schwarze Weib in das Haus,
In den Hof zur springenden Quelle;
Sie wusch sich heftig die Augen aus,
Und helle

Ward Aug' und Gesicht, und weiß und klar
Stellt sich die schöne Müllerinn dar
Dem erstaunt=erzürnten Knaben.

Müllerinn.

Ich fürchte fürwahr dein erzürnt Gesicht,
Du Süßer, Schöner und Trauter!
Und Schläg' und Messerstiche nicht;
Nur lauter
Sag' ich von Schmerz und Liebe dir
Und will zu deinen Füßen hier
Nun leben oder auch sterben!

Jüngling.

O Neigung, sage, wie hast du so tief
Im Herzen dich verstecket?
Wer hat dich, die verborgen schlief,
Gewecket?
Ach Liebe, du wohl unsterblich bist!
Nicht kann Verrath und hämische List
Dein göttlich Leben tödten.

Müllerinn.

Liebst du mich noch so hoch und sehr,
Wie du mir sonst geschworen,
So ist uns beiden auch nichts mehr
Verloren.
Nimm hin das vielgeliebte Weib!
Den jungen unberührten Leib!
Es ist nun Alles dein eigen!

Beide.

Nun, Sonne, gehe hinab und hinauf!
Ihr Sterne, leuchtet und dunkelt!
Es geht ein Liebesgestirn mir auf
Und funkelt.

So lange die Quelle springt und rinnt,
So lange bleiben wir gleichgesinnt,
Eins an des Andern Herzen.

Endlich begegnen wir hier einmal einigen Müllerliedern. Je poetischer der Stoff ist, der sich an Mühle und Müllerinn anschließt, desto auffallender ist es, daß Göthe diesem Stoffe so selten nahe getreten. Welche große Zahl wunderlieblicher Lieder von der Müllerinn hat die neuere und neueste Liebeslyrik aufzuweisen! Man braucht hiebei nur an Einen Dichter zu erinnern, an den ausgezeichneten Griechenliederdichter Wilhelm Müller.

Obige vier Balladen, von denen die erste, zweite und vierte eine dialogische Form haben, über deren Zweckmäßigkeit für die Einkleidung der Ballade sich Göthe ausgelassen hat, sind wahrscheinlich sämmtlich fremden Vorbildern nachgebildet. (Vergl. Viehoff II. S. 328 ꝛc.) Sie stehn in wechselseitiger Beziehung zu einander und machen, wie Göthe selbst an Schiller schreibt, einen kleinen Roman aus*). In der ersten versagt die Müllerinn dem Edelknaben Liebe, denn „Gleich und Gleich, so allein ists recht!" In der zweiten soll sie vom Mühlbach erfahren, wie treu und innig sie von dem Junggesellen geliebt werde. In der dritten hat sie diesem gewillfahrt und doch ihn schmählich verrathen. In der vierten Ballade endlich bereut sie ihren Verrath, fleht um Vergebung, empfängt sie von dem Liebenden, und beide sind selig in ihrer Liebe. —

Der Edelknabe in der ersten Ballade ist offenbar ein andrer Liebhaber als in der zweiten. Wenn Viehoff meint, dagegen spreche der Umstand, daß die zweite Ballade uns gleichfalls einen verschmähten Liebhaber vorführt, so irrt er sich wohl. Erstlich kann solch ein Umstand nichts dagegen beweisen: warum soll die Müllerinn nicht bloß den höher stehenden Edelknaben sondern auch den ihr an Rang gleichstehenden Gesellen, und zwar wie hier bloß fürs Erste, verschmähn können? Zweitens

---

*) Vergl. über den Zusammenhang der Römischen Elegien oben §. 25 und der Sonette unten §. 30, Nr. 7.

ist in der ersten Ballade die Verschmähung und Versagung wirklich gemeint und geschehn, während in der zweiten höchstens nur eine aus Scherzhaftigkeit, Schalkheit, Leichtsinn, unbefangner Unschuld hervorgegangne scheinbare Verschmähung oder Versagung der Gegenliebe angedeutet sein kann, eine Scheinbarkeit, die als solche auch aus der dritten und noch mehr aus der vierten Ballade deutlich erkennbar sein würde. Aber auch selbst dieser Schein wäre wohl noch zu leugnen, worüber weiter unten (A) mehr, und somit in der zweiten Ballade gar keine Verschmähung zu suchen. Auch braucht der Ausdruck Knabe in der zweiten Ballade (so wie späterhin in der vierten) keineswegs an den Edelknaben zu erinnern. Denn Knabe (so wie auch Junge) ist bei Göthe öfters eine Bezeichnung für das blühende Jünglingsalter, wofür bereits oben §. 16, Nr. 2 hinreichende Beweisstellen angeführt sind.

Es wäre nun allerdings noch möglich, daß der Edelknabe in Verfolg der Worte „Gleich und Gleich, so allein ists recht!" aus Liebe zur Müllerinn seinen höhern Rang aufgegeben hätte und Müllergesell geworden wäre. Indessen wäre doch solch eine Annahme in der That nicht bloß zu gesucht, sondern auch etwas lächerlich oder wenigstens drollig und sonderbar und wenig passend zu der Personal-Charakteristik in den drei letzten Balladen. Auch läßt sich nicht der mindeste Grund ausfindig machen, warum man danach streben sollte, den Edelknaben in der ersten und den Gesellen in den drei übrigen Balladen durchaus als Eine und dieselbe Person dargestellt wissen zu wollen. Dadurch, daß in diesem, so zu sagen, Balladenzyklus zwei Liebhaber ohne alle Beziehung zu einander auftreten, wird ja die Einheit desselben und sein innerster Zusammenhang nicht im Mindesten gestört. Im Gegentheil, da der Edelknabe eine andre Person ist als der Knabe (Gesell), so bekommt die erste Ballade als Einleitung zu den folgenden eine besonders wichtige Bedeutung, sie charakterisirt uns die Hauptperson des ganzen Zyklus, welche, wie schon der Titel und noch mehr der Inhalt sagt, offenbar die schöne Müllerinn ist, von vorneherein und trägt sonach zur richtigen und klaren Auffassung des ganzen Liebesromans sehr wesentlich bei.

Dagegen leuchtet augenblicklich von selbst ein, daß der Liebhaber in der zweiten und der in der dritten so wie der in der vierten Ballade Eine und dieselbe Person sein sollen, wenn auch der Charakter in der

zweiten so zart und liebevoll sinnig, in der dritten hingegen unedler und leichtfertig sinnlich erscheint. Diese verschiednen Züge sind aber nicht unvereinbar: Zeit, Gelegenheit, Umstände, ja die Liebe selbst kann solche Verschiedenheit bald hier bald dort, bald für längere Zeit bald für kürzere Momente hervorbringen. Auf ähnliche Weise ist andrerseits auch der Charakter der Müllerinn in der einen Ballade gar anders modifizirt als in der andern.

Viehoff nimmt noch einen andern Anstoß, und zwar mit Unrecht, daran, daß der Liebende in der vierten Ballade sogleich den Worten der Müllerinn traut, die er in der dritten zu den „Geübten" zählt und verrätherisch und hämisch erfunden hat. Das Glück der Gegenliebe läßt leicht die früheren leidenschaftlichen Urtheile und die erlittenen Beschimpfungen vergessen, was der Dichter sehr richtig in den letzten Strophen der vierten Ballade motivirt. Auch hat der Ausdruck „Geübten" wohl nicht die scharfe Beziehung, die Viehoff ihm unterlegt, zu erfahren. Und die Worte „Den Frauen vom Stande" und „Sein edles Liebchen frech betriegt" lassen sich noch in Einklang mit der Behauptung bringen, daß die Liebhaber in den drei letzten Balladen Eine Person sind.

Wie sich nun die verschiedenen einzelnen Charakterzüge gar wohl einheitlich verbinden lassen, so ist auch die Verknüpfung aller vier Balladen, so himmelweit verschieden auch ihre Charaktere im Allgemeinen sind, zu Einem Ganzen sehr gut möglich. Ja man wird sogar eingestehn müssen, daß Göthes launige Idee und scherzhaftes Kunststück, solche Verschiedenartigkeiten doch an Einen Faden anzureihen und diese vier fremdartigen Balladen vier verschiedenartiger Dichter zu Einem Ganzen, zu Einem Roman zusammenzustellen, eben so glücklich erdacht als meisterhaft durchgeführt ist, und daß gerade jene Verschiedenartigkeit der einzelnen Balladen einen neuen, besonderen Reiz, eine gespanntere Aufmerksamkeit, ein erhöhteres Interesse in das Ganze hereinbringt.

Wir haben schon oben den Zusammenhang der vier Balladen kurz angegeben. Legen wir jetzt den Inhalt dieses kleinen Romans noch etwas weitläufiger dar.

1) Die Müllerinn verschmäht den Edelknaben und seine Liebesbewerbungen theils aus Angst vor Nachrede theils weil Gleich und Gleich besser zu einander paßt. 2) Der Gleiche, der Junggeselle liebt sie zart

und innig und hofft auf ihre Hand; seines Herzens Geheimniß vertraut er dem Mühlbache an. 3) Der zarte Liebesfunke ist Glut und Flamme geworden. Statt diese Glut zu zähmen, läßt er sie in leidenschaftliche Sinnlichkeit ausarten. Die schalkhafte Müllerinn hat ihn zuerst erhört und sodann am Morgen schmählich verrathen. Er muß beraubt und beschimpft entfliehn und klagt über sein Unglück und den Verrath. Die Strafe war wohlverdient. Am Tage hatte er edle Liebe an der Stirne getragen und des Nachts der Sinnlichkeit gefröhnt und die Geliebte verführt. 4) Die früher so schalkhafte, leichtfertige Müllerinn bereut nun das Geschehene. Amors Pfeil prallt nicht mehr an ihrem Muthwillen ab, sondern ist tief ins Herz gedrungen. Der Leichtsinn hat sich in Reue und Thränen verwandelt. Sie folgt als Zigeunerinn verkleidet dem Geliebten und singt von Liebe und Mädchentreue; mehr als der Haß der Ihrigen gilt ihr der Haß ihres Geliebten. Nun hat sie ihr Glück verscherzt und möchte ihn so gerne von ihrer wahrhaften Liebe überzeugen. Da wirft sie die Hülle weg und erscheint ihm wieder als die schöne Müllerinn, liebkost ihm und will zu seinen Füßen leben und sterben. Im Jüngling erwacht wieder die alte Liebe, auch selbst der hämische Verrath hat sie nicht ersticken können. Und so vereinigen sich denn beide Liebende in inniger Liebe und sind in einander selig.

Im Jahr 1831 spricht sich Göthe gegen Eckermann (III. S. 360) ganz vortrefflich über das Wesen einer Trilogie aus: „— Es kommt darauf an, daß man einen Stoff finde, der sich naturgemäß in drei Partien behandeln lasse, so daß in der ersten eine Art Exposition, in der zweiten eine Art Katastrophe, und in der dritten eine versöhnende Ausgleichung stattfinde. In meinen Gedichten vom Junggesellen und der Müllerinn finden sich diese Erfordernisse beisammen, wiewohl ich damals, als ich sie schrieb, keineswegs daran dachte, eine Trilogie zu machen. — — — Ich habe Soret gerathen, mehr Trilogien zu schreiben, und zwar soll er es auch machen, wie ich es eben erzählt. Er soll sich nicht die Mühe nehmen, zu irgend einer Trilogie einen eignen Stoff zu suchen, vielmehr soll er aus dem reichen Vorrath seiner ungedruckten Poesien irgend ein prägnantes Stück auswählen und gelegentlich eine Art Introduktion und versöhnenden Abschluß hinzudichten, doch so, daß zwischen jeder der drei Produktionen eine fühlbare Lücke bleibe. Auf diese Weise kommt man weit leichter zum Ziele und erspart sich viel

Denken, welches bekanntlich, wie Meyer sagt, eine gar schwierige Sache ist." — (Vergl. unten §. 30, Nr. 13: „Trilogie der Leidenschaft.")

Göthe hatte dabei wohl vergessen, daß er die Balladen von der schönen Müllerinn zu einer Tetralogie, nicht Trilogie, verbunden, indem er die erste Ballade (A) gleichsam als Vorspiel oder als Einleitung zu der, eine Introduktion bildenden zweiten Ballade (B) noch vorausgeschickt hat und auf solche Weise den „kleinen Roman" nicht ohne Grund noch ohne Geschick früher hat beginnen lassen als mit der Liebe des Junggesellen zur Müllerinn.

Gehn wir nun zu den einzelnen Balladen über.

A. Der Edelknabe und die Müllerinn.

Denn wer die artige Müllerinn ꝛc. Durch einen ironischen Scherz, der gleich von vorne herein die schalkhafte Heiterkeit der Müllerinn bezeichnet, weiß sie die Bewerbung des Edelknaben von sich fern zu halten. Gleich darauf führt sie den wahren Grund ihrer Weigerung an: Gleich und Gleich, so allein ists recht! — Den Müllerknecht, an dem ist nichts zu verderben, im Gegensatz zum feingeputzten Edelknaben, dessen schönes dunkles Gewand sich beim Küssen weiß färben würde.

B. Der Junggesell und der Mühlbach.

Dies Gedicht ist offenbar das schönste von allen vier. Es zeichnet sich durch Zartheit und Innigkeit, durch den Schwung der Phantasie, durch die Malerei und Farbe, melodischen Klang, anpassende Rhythmik, die Wahl der Ausdrücke im hohen Grade aus und ist den schönsten Liebesgedichten Göthes beizuordnen.

Der Junggesell und der Bach fühlen die Allgewalt der Liebe beim Anblick der schönen Müllerinn. Der Bach, immer rasch und voll, sieht sie schon am frühen Morgen in ihrer lieblichen Schönheit, so daß ihm gleich zum Dampfen heiß wird und er brausend in Liebesglut sich auf die Räder stürzt, und, seitdem sie schafft, um so stärkere Kraft in sich fühlt. Dann aber wird ihm so schwer fortzufließen, nur langsam krümmt er sich durch Wiesen und gerne möchte er wieder zurückkehren, ihr liebes Angesicht noch einmal zu schauen. Der Junggesell fragt den Bach, wohin er so eilig wandre, beneidet ihn um seinen gelassnen Muth und um den freundlichen Blick der Müllerinn; erstaunt, daß sie schon im Wasser

Liebesglut entzünde, gesteht er ein, um so weniger bei Fleisch und Blut Ruhe finden zu können, denn immer müsse er ihr nachgehn. Auch bedauert er den Bach, daß dieser nicht den Schmerz wie Andre fühle, wenn sie über seine Liebe lacht und scherzt und ihn weiter wandern heißt, während sie doch, wenn sie seine Liebe erhörte, wohl selbst ihn mit süßem Liebesblicke zurückholen würde und könnte. Endlich scheidet er von dem Gefährten seiner Liebesqual, dem Bache, in der Hoffnung, daß dieser ihm noch vielleicht einmal zur Freude (— jetzt ist er nur sein Leidensgefährte —) murmeln werde, und mit dem Auftrage, seinen stillen Wunsch und seine Hoffnung der Müllerinn gleich und oft zu sagen. So vertrauen Beide einander ihre Liebe zur Müllerinn, der Bach in vergeblicher melancholischer Sehnsucht, der Jüngling in stiller Hoffnung.

So munter. Vortrefflich wird im natürlichen und künstlichen Laufe und Leben des Bachs die Stufenreihe vor und während der Liebe allegorisch geschildert. Erst ist er leicht und munter in jugendlicher Heiterkeit und Unbefangenheit und strebt rüstig vorwärts in eiligem Laufe, von der Höhe nach dem Mühlenthale zu durch die Kunst gelenkt. Vor der Mühle, in einen Teich aufgefangen', wird sein Muth gelassner, er fließt langsamer und hat Zeit zu sehn, wie die freundliche Müllerinn nach ihm hinblickt, wenn sie beim Morgenlicht ihr Antlitz in ihm badet. Dieser Anblick giebt ihm um so bessre Kraft, und nachdem er sich gesammelt, stürzt er sich nunmehr in vollem Wogendrang auf die Räder der Mühle, daß die Schaufeln sausen. Hinter ihnen fließt er langsam und sich krümmend durch das Wiesenthal weiter, es wird ihm schwer, sich von ihr zu trennen, die Welle zögert und blickt in ihren Windungen noch manchmal nach der Mühle zu ihr sehnsüchtig hin. Auf so passende Weise aus der sichtbaren Natur gegriffen und auf die Seelennatur der jungen Liebe übertragen erscheint das Gemälde des Bachs im hohen Grade schön und anmuthig. — So höre doch; der Bach ist so eilig, daß er Anfangs gar nicht hören und antworten will. — Mich so gefaßt durch Dämmungen und Gräben. — Ich junges Blut im Gegensatz zum Bach, wie nachher „im Wasser“ gegensätzlich zu „bei Fleisch und Blut.“ — Dann stürz' ich ꝛc.; besonders malend und unvergleichlich schön ist hier die Wiederkehr der Vokale a, au, ü, und der Konsonanten r, s, z und sch gewählt. — Du Armer, sie liebt dich ja nicht, sie treibt mit deiner Liebe Scherz. — Fühlst du nicht den

Schmerz wie Andre? Hinter den Worten „wie Andre“ kann versteckt liegen: wie auch ich; und dann würde diese einzige Stelle eine Hindeutung darauf sein, daß auch der Junggesell und seine Liebe von der schalkhaften Müllerinn jetzt noch verlacht und verschmäht werde. (Vergl. oben.) Doch muß sein Glaube an solch eine Verschmähung noch sehr schwach sein, denn der letzten Strophe gemäß kann er noch auf Erhörung und Gegenliebe hoffen. Aber eben wegen dieser Strophe, in der er von seinem stillen Wunsch und seiner stillen Hoffnung spricht und Wunsch und Hoffnung so gerne der Müllerinn mitgetheilt sehn will, ließe in jenen Worten „wie Andre“ keine Anspielung auf den Jüngling selbst, also auch keine geschehene Verschmähung seiner Liebe, sondern bloß der Gedanke sich finden: auch viele Andre lacht sie an und (wie man im gemeinen Leben sagt) läßt sie laufen. — Sie hielte dich wohl selbst zurück, sonst, d. h. wenn sie mit deiner Liebe mitfühlte, würde sie selbst (sogar) dich mit einem süßen Liebesblick zurückhalten. — Geselle im vorigen und in den früheren Jahrhunderten gleichbedeutend mit Gefährte, ein vorzügliches Lieblingswort Göthes. Hier heißt Geselle meiner Liebesqual entweder: du hast dieselbe Liebesqual zu leiden als ich, oder: du kennst und fühlst mit mir meine Liebesqual, oder (was das Beste ist) beides. — Du murmelst mir ꝛc.; wenn ich Gegenliebe finde, höre ich dich mit Herzensfreude, jetzt nur mit Bangigkeit des Zweifels und der Sehnsucht. — Der Knabe statt Jüngling, wie oft besprochen.

Diese durch und durch musikalische Ballade ist vortrefflich von Zelter, F. A. Kanne und C. Blum komponirt.

C. Der Müllerinn Verrath.

Zu der gröbern Sinnlichkeit und Frivolität und zu den unzarteren Scherzen dieser Ballade, welche kaum mehr als eine freie Uebertragung oder Nachbildung eines Französischen Volksliedes (En manteau, manteau sans chemise), obwohl voll gewandter Originalität ist, hat sich Göthe offenbar durch das Vorbild verlocken lassen.

Der Freund. Sonst gebraucht Göthe dies Wort oft vom Helden seiner Erzählungen, in seiner Autobiographie sogar zuweilen von sich selbst. Hier aber ist dieser Ausdruck nicht ganz ohne Sokratische Ironie, wie auch die folgende Vermuthung beweist. — Es hat ihn jener

Schalk betrogen, die Müllerinn, welche schon in der ersten Ballade sehr schalkhaft und leichtfertig erscheint. Man kommt aber trotzdem über diese Betrügerei nicht recht ins Klare, sie wird in der letzten Ballade für Leichtsinn ausgegeben („denn Leichtsinn wandelte sich in Reu' und Thränen") und auch sonst allerdings als zu jugendliche Schalkheit dargestellt. Doch muß man gestehn, daß einerseits solch ein schalkhafter Leichtsinn, den Geliebten so sehr der Beschimpfung, der Schmach und Noth auszusetzen, andrerseits der Mangel an Scham, vor Mutter und Bruder und Verwandten sich selbst so sehr zu prostituiren, doch unzweifelhaft auch selbst bei der leichtsinnigsten, scherzliebendsten Französinn alle, auch die weitesten Grenzen übersteigt. — Er drückt sich, d. h. er geht, ein Studentenausdruck, der hier um so bezeichnender ist, da „der Freund" wirklich gedrückt von dannen zieht. — Unschuld'ger Jüngling; er beschönigt selbst seinen Charakter und meint nur unbehende, ungeübt, unbewandert in Liebesabenteuern zu sein. Auch die hier zur Erklärung des Vorgefallnen und des Nichtvorgefallnen dienenden Worte der letzten Ballade „Nimm hin den jungen, unberührten Leib" können das Prädikat unschuldig nicht rechtfertigen, am Wenigsten, wenn er selbst es sich aneignet. Vielleicht hat er aber bloß in seinem Zorn und Grimme sehr falsche Ideen von Unschuld. — Und ach, sie war noch immer schön! Diese Empfindung dient mit dazu, uns darauf vorzubereiten, daß er in der letzten Ballade sich wirklich wieder zu ihr wendet. — Den Frau'n vom Stande mit ironischem Blick auf Putz und Staat und erklärt durch den gleich darauf folgenden Ausdruck „Geübte." Es ist wenigstens nicht nothwendig, an vornehme und an vielfach gemeine Frauenzimmer zu denken. — Diener, wer ihnen, d. h. ihren Lüsten dient. — Ich lache seiner tiefen Wunde; allerdings zeigt der Dichter hier wie im ganzen Ton der Ballade mehr hämisches Lachen, als zartes Mitgefühl, mehr leichten Scherz als sittlichen Ernst. — So gehe es jedem, der am Tage sein edles Liebchen frech betriegt. Es läßt sich diese Stelle, wollen wir sie in Zusammenhang mit den andern Balladen bringen, füglich nicht anders erklären, als wenn man sich denkt, es sei hier gemeint, der Junggesell hätte seine Geliebte für ein edles Liebchen halten und demnach edel und ehrlich zu Werke gehn, nicht aber am Tage sich ehrlich stellen und des Nachts ein Verführer sein sollen. Doch muß ich wohl gestehn, daß diese Erklärung

etwas gekünstelt erscheint, und daß ich mit der Stelle nicht ganz aufs Reine kommen kann. Jedenfalls paßt der Ausdruck edel Liebchen nicht auf die Müllerinn, wenigstens nicht für sie, wie sie sich in dieser Ballade zeigt. Göthe hat hier wohl, ohne an den ganzen Roman zu denken, das Französische Original zu treu wiedergegeben. (Qui trompent la maitresse honnête Par des serments le long du jour, Et sont trompés par la grisette La nuit au moulin de l'amour.) Ueberhaupt hat Viehoff nicht Unrecht, wenn er S. 348 sagt: „Am Widerspenstigsten (bei Ineinanderfügung der Theile zu Einem Ganzen) scheint mir die Französische Romanze gewesen zu sein, und darin dürften wir auch die Ursache zu suchen haben, warum Göthe mit dieser so spät zu Stande gekommen." — Mit allzukühner Wage heißt, ohne genau und sorgsam abzuwägen auf der Wage den Gewinn und den Verlust, das Gute und das Böse, die Ehre und die Schande, also, ohne viel zu erwägen, mit allzukühnem Wagen. Viehoff macht hier auf die Bedeutung des mittelhochdeutschen Worts diu wâge (Ungewißheit, nach welcher Seite der Ausschlag erfolgen werde, besonders wenn die Neigung nach der schlimmen Seite die wahrscheinlichere ist) aufmerksam und führt eine passende Parallelstelle aus Wielands Oberon an: „Ist einer unter euch, dem vor der Wage (= Wagniß) bangt?" —

D. Der Müllerinn Reue.

Die Verkleidung der Müllerinn in eine Zigeunerinn ist echt volksthümlich. (Vergl. Viehoff II. S. 343.)

Der Mutter Drohen, die fortan jeden Umgang mit dem Jüngling abgeschnitten wissen will. — Ich hör' — ihn rauschen im Geist. — Genung statt genug noch im vorigen Jahrhundert gäng und gäbe. — O Neigung ꝛc. Wir sind schon in der vorigen Ballade darauf vorbereitet, daß trotz der Wuth und der Schmach doch die Liebe zu tief im Herzen sitzt, als daß sie nicht alle Unbillen vergessen und wieder neu aufflammen könnte. — Die letzte Strophe schildert ungemein schön und herrlich die „göttliche Liebe."

Zelter hat auch diese vierte Ballade komponirt. Er schreibt an Göthe im Dezember 1802 (I. 38): „Nun habe ichs mit der Müllerinn Reue versucht, und es kommt nun darauf an, was Sie dazu sagen? Da es einmal zwei Personen singen müssen, so wird es gut sein,

wenn die eine ein Tenor ist. Das Stück ist leider etwas schwer zu produziren und muß gut gelernt werden, daß weder Athem noch Zunge fehlt. Der Tenor muß sehr heftig und polternd deklamiren und der Diskant zusammenhängend mild und herzvoll sein.“ —

---

9. Das Blümlein Wunderschön.

Lied des gefangnen Grafen. 1797.

Graf.

Ich kenn' ein Blümlein Wunderschön
Und trage danach Verlangen;
Ich möcht' es gerne zu suchen gehn,
Allein ich bin gefangen.
Die Schmerzen sind mir nicht gering;
Denn als ich in der Freiheit ging,
Da hatt' ich es in der Nähe.

Von diesem ringsum steilen Schloß
Lass' ich die Augen schweifen
Und kanns von hohem Thurmgeschoß
Mit Blicken nicht ergreifen;
Und wer mirs vor die Augen brächt',
Es wäre Ritter oder Knecht,
Der sollte mein Trauter bleiben.

Rose.

Ich blühe schön und höre dies
Hier unter deinem Gitter.
Du meinest mich, die Rose, gewiß,
Du edler armer Ritter!
Du hast gar einen hohen Sinn,
Es herrscht die Blumenköniginn
Gewiß auch in deinem Herzen.

Graf.

Dein Purpur ist aller Ehren werth
Im grünen Ueberkleide;
Darob das Mädchen dein begehrt,
Wie Gold und edel Geschmeide.
Dein Kranz erhöht das schönste Gesicht:
Allein du bist das Blümchen nicht,
Das ich im Stillen verehre.

Lilie.

Das Röslein hat gar stolzen Brauch
Und strebet immer nach oben;
Doch wird ein liebes Liebchen auch
Der Lilie Zierde loben.
Wem's Herze schlägt in treuer Brust
Und ist sich rein, wie ich, bewußt,
Der hält mich wohl am Höchsten.

Graf.

Ich nenne mich zwar keusch und rein
Und rein von bösen Fehlen,
Doch muß ich hier gefangen sein
Und muß mich einsam quälen.
Du bist mir zwar ein schönes Bild
Von mancher Jungfrau, rein und mild:
Doch weiß ich noch was Liebers.

Nelke.

Das mag wohl ich, die Nelke, sein,
Hier in des Wächters Garten,
Wie würde sonst der Alte mein
Mit so viel Sorgen warten?
Im schönen Kreis der Blätter Drang,
Und Wohlgeruch das Leben lang,
Und alle tausend Farben.

Graf.

Die Nelke soll man nicht verschmähn,
Sie ist des Gärtners Wonne:
Bald muß sie in dem Lichte stehn,
Bald schützt er sie vor Sonne;
Doch was den Grafen glücklich macht,
Es ist nicht ausgesuchte Pracht:
Es ist ein stilles Blümchen.

Veilchen.

Ich steh' verborgen und gebückt
Und mag nicht gerne sprechen,
Doch will ich, weil sichs eben schickt,
Mein tiefes Schweigen brechen.
Wenn ich es bin, du guter Mann,
Wie schmerzt michs, daß ich hinauf nicht kann
Dir alle Gerüche senden.

Graf.

Das gute Veilchen schätz' ich sehr:
Es ist so gar bescheiden
Und duftet so schön; doch brauch' ich mehr
In meinem herben Leiden.
Ich will es euch nur eingestehn:
Auf diesen dürren Felsenhöhn
Ists Liebchen nicht zu finden.

Doch wandelt unten, an dem Bach,
Das treuste Weib der Erde
Und seufzet leise manches Ach,
Bis ich erlöset werde.
Wenn sie ein blaues Blümchen bricht
Und immer sagt: Vergiß mein nicht!
So fühl' ichs in der Ferne.

Ja in der Ferne fühlt sich die Macht,
Wenn zwei sich redlich lieben;
Drum bin ich in des Kerkers Nacht
Auch noch lebendig geblieben.
Und wenn mir fast das Herze bricht,
So ruf' ich nur: Vergiß mein nicht!
Da komm' ich wieder ins Leben.

Dies Lied dichtete Göthe, angeregt auf seiner Schweizerreise 1797 durch die Notiz in Tschudis Chronik, daß Johann Graf von Habsburg-Rapperswyl (1350 bei einer Verschwörung gegen Zürich gefangen genommen) im Gefängniß das Lied „Ich weiß ein Blümelein" gedichtet habe. — Der ritterliche Minneton in seiner liebenswürdigen Zartheit und der einfache Volksliederklang in seiner unübertrefflichen Klarheit sind in diesem Liede auf eine ungemein schöne Weise modernisirt.

Wir besitzen Kompositionen dieses Liedes von Zelter, Anschütz und A. L. Crelle.

---

10. Schäfers Klagelied. 1801.

Da droben auf jenem Berge
Da steh' ich tausendmal
An meinem Stabe gebogen
Und schaue hinab in das Thal.

Dann folg' ich der weidenden Herde,
Mein Hündchen bewahret mir sie.
Ich bin herunter gekommen
Und weiß doch selber nicht wie.

Da stehet von schönen Blumen
Die ganze Wiese so voll.
Ich breche sie, ohne zu wissen,
Wem ich sie geben soll.

Und Regen, Sturm und Gewitter
Verpaſſ' ich unter dem Baum.
Die Thüre dort bleibet verſchloſſen;
Doch alles iſt leider ein Traum.

Es ſteht ein Regenbogen
Wohl über jenem Haus;
Sie aber iſt weggezogen,
Und weit in das Land hinaus,

Hinaus in das Land und weiter,
Vielleicht gar über die See.
Vorüber, ihr Schafe, vorüber!
Dem Schäfer iſt gar ſo weh.

Dies Gedicht (ſo wie auch die beiden folgenden) iſt durch den geiſtreichen Göthezirkel hervorgerufen, wenigſtens in demſelben zuerſt vorgetragen. Nämlich im Winter 180½ pflegte Göthe einen auserleſenen Kreis geiſtreicher Männer und beſonders Frauen in ſeinem Hauſe faſt wöchentlich zu verſammeln, „ganz ohne ſpekulative Zwecke, ſagt er (**31.** 128), eine edle Geſellſchaft, an unſerm (Göthes und Schillers) Umgange und ſonſtigen Leiſtungen ſich erfreuend, — — eine Vereinigung, wo Neigung ohne Leidenſchaft, Wetteifer ohne Neid, Geſchmack ohne Anmaßung, Gefälligkeit ohne Ziererei und zu alle dem Natürlichkeit ohne Rohheit wechſelſeitig in einander wirkten.“ Da das Romantiſche in dieſem Kreiſe vorwaltete, ſo mußte ſich (erzählt Falk) „jeder Ritter eine anweſende Dame zum Fräulein erwählen, deren Dienſt er ſich ausſchließlich widmete und der er zarte Huldigungen von Liebe und Treue darbrachte. Göthen hatte Neigung, frühere Wahl und gegenſeitiges Wohlwollen die eben ſo liebenswürdige als ſchöne und geiſtreiche Gräfinn E. zugeführt.“ — Manche ſchöne lyriſche Gedichte Göthes verdanken wir dieſen Anregungen, und es würden noch weit mehrere der Art entſtanden ſein, wenn nicht der Störenfried v. Kotzbue, „der Widerſacher, den ſie ungeachtet ſeiner anklopfenden kläglichen Verſuche nicht hereinließen“, (der auch nie Göthes Haus betreten hat) dem Vereine einen Stoß gegeben, ſo daß er allmälig einſchlummerte.

Das obige Lied, dessen Zeltersche Komposition bekannt genug ist, (auch B. Klein hat es komponirt) soll Göthe, wie Falk erzählt, der genannten Gräfinn E. oder einer andern Dame zu Ehren gedichtet haben. (Ob das Falksche Histörchen wahr sei, weiß ich nicht zu entscheiden.) Es hat einen volksthümlichen Charakter und ist, wie an Farbe, Ton und Rhythmus, so auch in seiner idyllischen Einfachheit und Lieblichkeit ausgezeichnet schön und wie zum Gesange geschaffen: „ein zarter Flötenhauch der wehmüthig klagenden Nachtigall".

11. Frühzeitiger Frühling. 1801.

Tage der Wonne,
Kommt ihr so bald?
Schenkt mir die Sonne
Hügel und Wald?

Reichlicher fließen
Bächlein zumal.
Sind es die Wiesen,
Ist es das Thal?

Bläuliche Frische!
Himmel und Höh'!
Goldene Fische
Wimmeln im See.

Buntes Gefieder
Rauschet im Hain;
Himmlische Lieder
Schallen darein.

Unter des Grünen
Blühender Kraft
Naschen die Bienen
Summend am Saft.

Leise Bewegung
Bebt in der Luft
Reizende Regung,
Schläfernder Duft.

Mächtiger rühret
Bald sich ein Hauch,
Doch er verlieret
Gleich sich im Strauch.

Aber zum Busen
Kehrt er zurück.
Helfet, ihr Musen,
Tragen das Glück!

Saget, seit gestern
Wie mir geschah?
Liebliche Schwestern,
Liebchen ist da!

Das schöne, lebendige Bild, wie im Frühling Alles überall lebt und webt, erfüllt ganz die Seele des Dichters, zumal da er liebt und der Liebende alles Schöne in der Natur um so lebendiger auffaßt und um so begieriger in sich aufnimmt, je glücklicher ihn seine Liebe macht. Die Musen sollen ihm sein Glück tragen helfen, denn er weiß nicht, wie ihm geschehn, da seine Geliebte erscheint.

In der Kürze der Verse und ihrem daktylisch rollenden Rhythmus ist die Abgerissenheit der Gedanken und das überall flüchtig vorüberwandernde Wahrnehmen mit Auge und Ohr trefflich gemalt: das Beben und Zucken und Fliegen der Wonne.

Zelter, B. Klein und Hauptmann haben dies Lied komponirt.

12. Frühlingsorakel. 1801.

Du prophet'scher Vogel du,
Blüthensänger, o Coucou!
Bitten eines jungen Paares
In der schönsten Zeit des Jahres
Höre, liebster Vogel du;
Kann es hoffen, ruf' ihm zu:
Dein Coucou, dein Coucou,
Immer mehr Coucou, Coucou.

Hörst du! Ein verliebtes Paar
Sehnt sich herzlich zum Altar;
Und es ist bei seiner Jugend
Voller Treue, voller Tugend.
Ist die Stunde denn noch nicht voll?
Sag', wie lang' es warten soll?
Horch! Coucou! Horch! Coucou!
Immer stille! Nichts hinzu!

Ist es doch nicht unsre Schuld,
Nur zwei Jahre noch Geduld!
Aber wenn wir uns genommen,
Werden Pa= pa= papas kommen?
Wisse, daß du uns erfreust,
Wenn du viele prophezeist.
Eins! Coucou! Zwei! Coucou!
Immer weiter Coucou, Coucou, Cou.

Haben wir wohl recht gezählt,
Wenig am Halbdutzend fehlt.
Wenn wir gute Worte geben,
Sagst du wohl, wie lange wir leben?

Freilich, wir gestehen dirs,
Gern zum Längsten trieben wirs.
Cou Coucou, Cou Coucou
Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou.

Leben ist ein großes Fest,
Wenn sichs nicht berechnen läßt.
Sind wir nun zusammen blieben,
Bleibt denn auch das treue Lieben?
Könnte das zu Ende gehn,
Wär' doch alles nicht mehr schön.
Cou Coucou, Cou Coucou :,:
Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou.
(Mit Grazie in infinitum.)

Der Kukuk gilt auch heute noch im Volksglauben für einen weissagenden Vogel, und manche Volkslieder singen von ihm. Vielleicht hat solch ein Deutsches oder (wie man aus der von Göthe hier gewählten Form Coucou schließen will) Französisches Lied ihm vorgeschwebt. Der lange Kukuksruf am Schlusse und sein origineller Zusatz „mit Grazie in infinitum" soll der Liebe ewige Treue prophezeien.

Blüthensänger = der Sänger zur Zeit der Blüthen. — Blieben, ältere Form für geblieben. —

Truhn hat dies Gedicht recht hübsch komponirt.

---

13. Sehnsucht. 1802.

Was zieht mir das Herz so?
Was zieht mich hinaus?
Und windet und schraubt mich
Aus Zimmer und Haus?
Wie dort sich die Wolken
Am Felsen verziehn!
Da möcht' ich hinüber,
Da möcht' ich wohl hin!

Nun wiegt sich der Raben
Geselliger Flug;
Ich mische mich drunter
Und folge dem Zug.
Und Berg und Gemäuer
Umfittigen wir;
Sie weilet da drunten,
Ich spähe nach ihr.

Da kommt sie und wandelt;
Ich eile sobald,
Ein singender Vogel,
Zum buschigen Wald.
Sie weilet und horchet
Und lächelt mit sich:
„Er singet so lieblich
Und singt es an mich.“

Die scheidende Sonne
Vergüldet die Höhn;
Die sinnende Schöne,
Sie läßt es geschehn.
Sie wandelt am Bache
Die Wiesen entlang,
Und finster und finstrer
Umschlingt sich der Gang.

Auf einmal erschein' ich,
Ein blinkender Stern.
„Was glänzet da droben
So nah und so fern?“
Und hast du mit Staunen
Das Leuchten erblickt:
Ich lieg dir zu Füßen,
Da bin ich beglückt!

Die Frische und das Feuer der Gefühle, so wie auch der kühne Flug der Phantasie, durch den passenden Rhythmus noch mehr hervorgehoben, erinnern lebhaft an die Zeit der ersten Liebesepochen des Dichters. Vielleicht ist das Gedicht auch weit früher entstanden, als veröffentlicht.

Die Sehnsucht treibt ihn mächtig hinaus ins Freie; auf die Felsen, in die Wolken möchte er; dem Zug der Raben folgt sein Auge über Berg und Gemäuer, wo er nach der Geliebten späht. Da kommt sie, erkennt lächelnd im Waldgesang den Gesang an sie und wandelt dann den dunkleren Pfad längs dem Bache an der Wiese und schaut mit froher Ahnung nach dem blinkenden Stern. Nun zeigt er sich ihr und liegt ihr zu Füßen in seligem Glück.

Außer der trefflichen Komposition von Beethoven besitzen wir noch eine von Zelter und von B. Klein.

---

14. Selbstbetrug. 1802.

Der Vorhang schwebet hin und her
Bei meiner Nachbarinn.
Gewiß, sie lauschet überquer,
Ob ich zu Hause bin,

Und ob der eifersücht'ge Groll,
Den ich am Tag gehegt,
Sich, wie er nun auf immer soll,
Im tiefen Herzen regt.

Doch leider hat das schöne Kind
Dergleichen nicht gefühlt.
Ich seh', es ist der Abendwind,
Der mit dem Vorhang spielt!

Der Dichter hatte aus Eifersucht gegen die Nachbarinn am Tage gegrollt und nimmt sich vor, den Groll auch ferner zu bewahren. Doch ist bei diesem Grolle keineswegs die Liebe entflohn. Daher sieht er sich um so schmerzlicher getäuscht, als er wähnt, aus dem Schweben des Vorhangs vermuthen zu können, daß sie nach ihm lausche, und nun bemerken muß, daß der Abendwind die Veranlassung des Schwebens ist.

Das niedliche Gedichtchen ist so leicht als vielleicht der Groll oder gar die Neigung des Dichters.

---

15. Die glücklichen Gatten. 1803.

Nach diesem Frühlingsregen,
Den wir, so warm, erfleht,
Weibchen, o sieh den Segen,
Der unsre Flur durchweht!
Nur in der blauen Trübe
Verirrt sich fern der Blick;
Hier wandelt noch die Liebe,
Hier hauset noch das Glück.

Das Pärchen weißer Tauben,
Du siehst, es fliegt dorthin,
Wo nun besonnte Lauben,
Gefüllte Veilchen blühn.
Dort banden wir zusammen
Den allerersten Strauß,
Dort schlugen unsre Flammen
Zuerst gewaltig aus.

Doch als uns vom Altare,
Nach dem beliebten Ja,
Mit manchem jungen Paare
Der Pfarrer eilen sah:

Da gingen andre Sonnen
Und andre Monden auf,
Da war die Welt gewonnen
Für unsern Lebenslauf.

Und hunderttausend Siegel
Bekräftigten den Bund,
Im Wäldchen auf dem Hügel,
Im Busch am Wiesengrund,
In Höhlen, im Gemäuer
Auf des Geklüftes Höh;
Und Amor trug das Feuer
Selbst in das Rohr am See.

Wir wandelten zufrieden,
Wir glaubten uns zu zwei;
Doch anders wars beschieden,
Und sieh! wir waren drei,
Und vier und fünf' und sechse;
Sie saßen um den Topf,
Und nun sind die Gewächse
Fast all' uns übern Kopf.

Und dort in schöner Fläche
Das neugebaute Haus
Umschlingen Pappelbäche,
So freundlich siehts heraus!
Wer schaffte wohl da drüben
Sich diesen frohen Sitz?
Ist es mit seiner Lieben
Nicht unser braver Fritz?

Und wo im Felsengrunde
Der eingeklemmte Fluß
Sich, schäumend aus dem Schlunde,
Auf Räder stürzen muß:

Man spricht von Müllerinnen
Und wie so schön sie sind;
Doch immer wird gewinnen
Dort hinten unser Kind.

Doch wo das Grün so dichte
Um Kirch' und Rasen steht,
Da wo die alte Fichte
Allein zum Himmel weht,
Da ruhet unsrer Todten
Frühzeitiges Geschick
Und leitet von dem Boden
Zum Himmel unsern Blick.

Es blitzen Waffenwogen
Den Hügel schwankend ab.
Das Heer, es kommt gezogen,
Das uns den Frieden gab.
Wer, mit der Ehrenbinde,
Bewegt sich stolz voraus?
Es gleichet unserm Kinde!
So kommt der Karl nach Haus.

Den liebsten aller Gäste
Bewirthet nun die Braut;
Sie wird am Friedensfeste
Dem Treuen angetraut.
Und zu den Feiertänzen
Drängt jeder sich herbei;
Da schmückest du mit Kränzen
Der jüngsten Kinder drei.

Bei Flöten und Schalmeien
Erneuert sich die Zeit,
Da wir uns einst im Reihen
Als junges Paar gefreut,

Und in des Jahres Laufe,
Die Wonne fühl' ich schon!
Begleiten wir zur Taufe
Den Enkel und den Sohn.

Endlich einmal begegnet uns auch ein Göthisches Gedicht, worin er das Glück der Ehe und zufriednen Häuslichkeit empfindet oder sich ausmalt und schildert — ein ihm ganz fremdes Süjet, und doch so schön dargestellt. Er hat dies Gedicht, wie er sich gegen Eckermann (II. 47) ausspricht, immer lieb gehabt: „Ich habe das Gedicht immer lieb gehabt, und es freut mich, daß Sie ihm ein besonderes Interesse schenken. Und daß der Spaß zuletzt noch auf eine Doppel-Kindtaufe hinausgeht, dächte ich, wäre doch artig genug!" — Es steht übrigens in der Ausgabe seiner Werke zweimal, erstlich unter obigem Titel 1. 126, zweitens auch unter dem Titel „Fürs Leben" 3. 45 ohne alle Varianten. Viehoffs (II. 476) vollständige Erläuterung möge hier Platz finden.

„In der That verdient das Gedicht diese Vorliebe; denn es ist von inniger, herzlicher Empfindung durchdrungen, und die sprachliche und metrische Ausführung ist überaus reinlich, leicht und gefällig. Aber zu den geselligen Liedern, denen es nicht bloß vom Dichter bei seinem ersten Erscheinen im Taschenbuch auf das Jahr 1804, sondern auch in der Gedichtsammlung beigeordnet worden, kann es nicht gezählt werden; es ist vielmehr ein liebliches idyllisches Lebensgemälde.

Besonders merkwürdig muß uns dieses Gedicht darum sein, weil Göthe mit ihm aus seiner gewöhnlichen poetischen Sphäre heraustritt, und dennoch so glücklich in der Behandlung des Gegenstandes ist. Es sind diesmal ganz fremde Situationen, die er uns vorführt, Lebenslagen, die von der seinigen ganz abweichen. Er nähert sich hier dem Genre, dessen verunglückte, triviale Bearbeitung durch Schmidt von Werneuchen u. A. er in den „Musen und Grazien in der Mark" verspottet hatte. Wie er dort die gemeine Darstellung der ländlichen Häuslichkeit durch Parodie und Satire bekämpfte, so setzt er ihr hier ein Muster schöner Behandlung entgegen. Alles ist hier einfach, und doch Alles edel gehalten; nichts wird berührt, was über den Horizont des einmal angenommenen Standpunktes hinausläge, aber nichts erinnert auch an das Rohe, Dürftige, Beschränkte, was in der Wirklichkeit innerhalb dieses

Kreises liegt. Wahrscheinlich war es der Besitz des kleinen Freigutes Roßla, wovon er in den Annalen unter dem Jahre 1802 spricht, und der dadurch veranlaßte häufige ländliche Aufenthalt, was ihn zu dieser Production angeregt hat. Er hatte dabei Gelegenheit genug, auch die Schattenseiten der ländlichen Existenz kennen zu lernen. Am 28. April 1801 schrieb er von Oberroßla an Schiller, der in seinem letzten Briefe von allerlei musikalischen und Tanz-Ergötzlichkeiten zu Weimar gesprochen hatte: „Ich habe diese Tage gerade das Gegentheil von Gesang und Tanzkunst erlebt, indem ich mit der rohen Natur und über das ekelhafte Mein und Dein im Streite lag. Heute bin ich meinen alten Pachter erst los geworden, und nun giebt es noch so Manches zu besorgen und zu bedenken, da der neue erst Johannis einzieht." Aber hier bewährte sich der Dichter als der echte Scheidekünstler des Lebens, der den edlen Gehalt von den verunreinigenden Schlacken zu sondern weiß; von dem Gefühl solcher Beschränkungen ist nicht der leiseste Hauch in dem Gedichte zu vernehmen. In den Annalen spricht sich Göthe über jenes Verhältniß in folgender Weise aus: „Zwar hatte sich schon deutlich genug hervorgethan, daß, wer von einem so kleinen Eigenthum wirklich Vortheil ziehen will, es selbst bebauen, besorgen und, als sein eigener Pachter und Verwalter, den unmittelbaren Lebensunterhalt daraus ziehen müsse, da sich denn eine ganz artige Existenz darauf gründen lasse, nur nicht für einen verwöhnten Weltbürger. Indessen hat das sogenannte Ländliche, in einem angenehmen Thale, an einem kleinen baum- und buschbegrenzten Flusse, in der Nähe von fruchtreichen Höhen, unfern eines volkreichen und nahrhaften Städtchens, doch immer etwas, das mich Tage lang unterhielt und sogar zu kleinen poetischen Produktionen eine heitere Stimmung verlieh. Frauen und Kinder sind hier in ihrem Elemente, und die in Städten unerträgliche Gevatterei ist hier wenigstens in ihrem einfachsten Ursprunge; selbst Abneigung und Mißwollen scheinen reiner, weil sie aus den unmittelbaren Bedürfnissen der Menschheit hervorspringen." — Auf Eines glaube ich noch aufmerksam machen zu müssen, wie schön nämlich der Dichter den Glanz des Glückshimmels, der sich in dem Liede ausbreitet, in Nr. 8 durch einige Wölkchen zu dämpfen gewußt hat. Zugleich knüpft er dadurch, der frommen Gesinnungsweise der hier dargestellten Welt getreu, das Irdische an das

Ueberirdische und schreitet somit, da er in der Regel seinen Blick auf dem Diesseits verweilen läßt, abermals aus seiner gewohnten Weise heraus."

16. Trost in Thränen. 1803.

Wie kommts, daß du so traurig bist,
Da alles froh erscheint?
Man sieht dirs an den Augen an,
Gewiß, du hast geweint.

„Und hab' ich einsam auch geweint,
So ists mein eigner Schmerz;
Und Thränen fließen gar so süß,
Erleichtern mir das Herz."

Die frohen Freunde laden dich,
O komm an unsre Brust!
Und was du auch verloren hast,
Vertraue den Verlust.

„Ihr lärmt und rauscht und ahnet nicht,
Was mich den Armen quält.
Ach nein, verloren hab' ichs nicht,
So sehr es mir auch fehlt."

So raffe denn dich eilig auf,
Du bist ein junges Blut.
In deinen Jahren hat man Kraft
Und zum Erwerben Muth.

„Ach nein, erwerben kann ichs nicht,
Es steht mir gar zu fern.

Es weilt so hoch, es blinkt so schön,
Wie droben jener Stern."

Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht,
Und mit Entzücken blickt man auf
In jeder heitern Nacht.

„Und mit Entzücken blick' ich auf
So manchen lieben Tag;
Verweinen laßt die Nächte mich,
So lang' ich weinen mag!"

Dieses vortreffliche Gedicht erinnert in seinem Anfange an ein bekanntes Volkslied, weicht aber weiterhin gänzlich von demselben ab und hat mehr den Ton und die Farbe als die Gedanken ihm nachgebildet. Es ist dialogisch geformt (vergl. §. 10, Nr. 10): die graden Strophen sind die Erwiederung des Weinenden auf die in den ungraden an ihn gerichteten Fragen und Aufmunterungen. Wie gleich aus der zweiten, so geht auch aus den übrigen Strophen hervor, daß der Weinende seinen eignen Schmerz in sich verschließt und nur leise Andeutungen über den Inhalt des tiefen und in seiner Verschlossenheit um so stärker nagenden Schmerzes durchblicken läßt. Der Schmerz ist wohl aus dem Unglück, keine Gegenliebe gefunden zu haben, hervorgegangen. Darauf scheinen namentlich die Worte: „Ach nein, verloren hab' ichs nicht, So sehr es mir auch fehlt" und: „Ach nein, erwarten kann ichs nicht, Es steht mir gar zu fern" hinzubeuten.

Sehr bezeichnend für den Inhalt ist die Ueberschrift „Trost in Thränen". Man wird unwillkürlich an Göthes Gedicht „Wonne der Wehmuth" (s. oben §. 10, Nr. 9) erinnert: „Trocknet nicht Thränen unglücklicher Liebe!" Nahe mit einander verwandt in Ton und Farbe sind beide Gedichte. Vielleicht haben sie auch sonst einen genaueren Zusammenhang, sei es hinsichts ihrer Beziehung oder der Zeit ihrer Entstehung oder in beiderlei Hinsicht. Man kann hienach das vorliegende Gedicht als eine nähere Ausführung des obigen, oder dieses als einen zusätzlichen Schlußstein für die Empfindungen in jenem ansehn.

Im Gedicht „Ungeduld“ (3. 33) nennt Göthe die Thränen einen „seligen Lobgesang.“

Vortrefflich hat F. H. Himmel dies Gedicht komponirt, eben so v. Mosel.

---

17. Bergschloß. 1803.

Da droben auf jenem Berge
Da steht ein altes Schloß,
Wo hinter Thoren und Thüren
Sonst lauerten Ritter und Roß.

Verbrannt sind Thüren und Thore,
Und überall ist es so still;
Das alte verfallne Gemäuer
Durchklettr' ich, wie ich nur will.

Hier neben lag ein Keller
So voll von köstlichem Wein;
Nun steiget nicht mehr mit Krügen
Die Kellnerinn heiter hinein.

Sie setzt den Gästen im Saale
Nicht mehr die Becher umher,
Sie füllt zum heiligen Mahle
Dem Pfaffen das Fläschchen nicht mehr.

Sie reicht dem lüsternen Knappen
Nicht mehr auf dem Gange den Trank,
Und nimmt für flüchtige Gabe
Nicht mehr den flüchtigen Dank.

Denn alle Balken und Decken
Sie sind schon lange verbrannt,
Und Trepp' und Gang und Kapelle
In Schutt und Trümmer verwandt.

Doch als mit Zither und Flasche
Nach diesen felsigen Höhn
Ich an dem heitersten Tage
Mein Liebchen steigen gesehn:

Da drängte sich frohes Behagen
Hervor aus verödeter Ruh,
Da gings wie in alten Tagen
Recht feierlich wieder zu,

Als wären für stattliche Gäste,
Die weitesten Räume bereit,
Als käm' ein Pärchen gegangen
Aus jener tüchtigen Zeit,

Als stünd' in seiner Kapelle
Der würdige Pfaffe schon da
Und fragte: Wollt ihr einander?
Wir aber lächelten: Ja!

Und tief bewegten Gesänge
Des Herzens innigsten Grund,
Es zeugte statt der Menge
Der Echo schallender Mund.

Und als sich gegen Abend
Im Stillen Alles verlor,
Da blickte die glühende Sonne
Zum schroffen Gipfel empor.

Und Knapp' und Kellnerinn glänzen
Als Herren weit und breit;
Sie nimmt sich zum Kredenzen
Und er zum Danke sich Zeit.

Der erste Vers ist gleichlautend mit dem ersten Verse in „Schäfers Klagelied" (Nr. 8) und mit vielen Volksliedern. Nicht bloß die vielen Alliterationen und Assonanzen sondern der Ton und die Farbe des Gedichts überhaupt sind volksliedartig. Vergangenheit und Gegenwart verschlingen sich kunstreich und zauberhaft in einander.

Etwas unklar könnten die beiden letzten Verse erscheinen: „Sie nimmt sich zum Kredenzen Und er zum Danke sich Zeit." Allein man ersieht aus dem Ganzen, daß Knappe und Kellnerinn hier dieselben erscheinen, wie oben das Brautpaar, und hier um so richtiger als Bezeichnung der in die Vergangenheit hinüberversetzten Gegenwart gelten. So schließt Göthe mit dem Gedanken: Sie, wie die Kellnerinn, und er, wie der Knappe der Vergangenheit, verweilen in dieser Phantasierolle gern und lange und ungestört und unbeachtet und freuen sich ihrer Liebe auf antik naive Art. Der Weise des Dichters und dem Wesen seiner lyrischen Muse war es ja immer willkommner, solch ein Verhältniß sich phantasiereich zu poetisiren, als an Brautpaar und Traualtar lange zu denken.

Im Uebrigen hat Kannegießer dies Gedicht recht klar erläutert. Wir geben seine Erklärung, mit Auslassung seiner hier wenigstens nicht passenden Exkursion über Geister- und Dichterleben, vollständig wieder.

„Das „Bergschloß" ließe sich in zwei Hälften theilen. Die ersten sechs Strophen schildern die Trümmern und die alte Zeit, die letzten sieben die Erneuerung der Vergangenheit; die ersten sind nur eine Erinnerung, eine Vergleichung dessen, was da war, mit dem, was es jetzt ist, die letzten eine Vergegenwärtigung der alten Zeit, eine Umbildung, ein Blick in den Zauberspiegel; in den ersten ist bloß das leibliche, in den letzten das geistige Auge beschäftigt. Die erste Hälfte wird also durch die zweite dichterisch. Doch hat auch jene schon an und für sich etwas Anziehendes, theils durch die einzelnen bezeichnenden Züge, theils und noch mehr durch das Lebendige und Heitere, was in das Schauerliche und Stille verwebt ist. Der Anfang ist sehr einfach und dem alten Balladenton gemäß, wie denn wirklich ein altdeutsches Lied anfängt: „Da droben auf jenem Berge, da steht ein goldenes Haus." Göthe hat es nicht verschmäht, Schäfers Klagelied damit anzufangen, und sich dieses Anfangs hier sogar noch einmal zu bedienen. In den folgenden Versen

„Wo hinter Thoren und Thüren sonst lauerten Ritter und Roß" wird man sogleich an die doppelte Bestimmung der alten Burgen erinnert, denn sie dienten nicht bloß zu Schutz und Wehr, sondern zum Ueberfall, zum Plündern und Rauben; letzteres liegt besonders in dem lauerten. Dem ehemaligen Getümmel wird die gegenwärtige Stille entgegengesetzt; kein Thor und keine Thür hindert jetzt, der Wandrer besteigt und durchklettert die Trümmern und belebt allein das tiefe Schweigen. Er späht umher, und sein Blick verweilt am Liebsten bei dem Keller und bei dem Gedanken, daß er ehemals gefüllt war, und nun wird die Einbildungskraft erst lebendig. Er sieht die Kellnerinn hinunter und hinaufsteigen, die heitere, denn sie hat ja den erheiternden Trank für den weltlichen Gebrauch, für die Gäste des Burgherrn im Saale, so wie für den geistlichen Gebrauch, für das Abendmahl; aber auch unterwegs schon theilt sie davon mit dem lüsternen Knappen, lüstern nach dem Wein nämlich. In der flüchtigen Gabe und dem flüchtigen Dank sieht man sie gleichsam auf dem Gange eilig ihre Gunst austheilen und den Dank hinnehmen, damit sie nicht zu spät komme und sich dadurch verrathe. Aber so ist es gewesen, so ist es nicht mehr, und das Bild der Zertrümmerung wird uns noch einmal in der sechsten Strophe mit verstärkten Zügen vorgeführt, ungezwungen und doch mit Kunst, damit die folgende Schilderung um so mehr dagegen absteche. Der Dichter allein kann die Oede noch nicht beleben, er gedenkt nur, und grade, weil er das ehemalige heitere Leben schildert, nicht ohne Wehmuth an die entschwundenen Tage; aber es bedarf nur noch eines Wesens außer ihm, nämlich seiner Freundinn, seiner Geliebten, um die Oede zur freundlichsten Gegenwart umzuschaffen. Er sieht sie und zwar an einem heitern, an dem heitersten Tage den Berg besteigen, während er vielleicht sonst schon bei trübem Wetter die Ruine besucht hatte, und wir sehen sie nicht minder als er, so lebendig ist die Darstellung durch den kleinen Zusatz mit Zither und Flasche. Vorher war er ungeachtet des schönen Wetters trübe gewesen; nun wird ihm wohl zu Muth, er ist bei ihr (das sehen wir aus dem Folgenden), und beide führen in einem kleinen Duodrama die alte Zeit verjüngt auf die morsche Bühne. Recht feierlich geht es zu, aber feierlich fröhlich, eine gewöhnliche Fröhlichkeit läßt Ort und Andenken nicht zu. Mit keckem Liebesmuthe denkt sich der Dichter das Liebste, was ihm widerfahren kann, die eheliche Verbindung mit seinem

Liebchen, und zwar nach Art und Weise der alten Zeit. Eine zahlreiche Hochzeitsgesellschaft erwartet den Bräutigam und die Braut in einem der weitesten Säle der Burg, die beiden Brautleute sind aus jener tüchtigen Zeit, also selbst recht tüchtig, treu, ehrbar und tugendlich, und nun geht es in die Kapelle. Der Ausdruck Pfaffe, der vorher schon gebraucht war, hat nichts Entwürdigendes, er heißt ja der würdige. Das Wesentliche der priesterlichen Einsegnung ist die Frage an Braut und Bräutigam. Das Dichterische liegt hier in der Antwort: Wir aber lächelten Ja; es bedurfte keines Wortes, unsre frohen Mienen bezeichneten hinlänglich unsern Willen, unser Verlangen. Höchst anmuthig und dichterisch, ja ich möchte sagen, fast wundersam ist in den letzten Strophen Wirkliches und Gedachtes verschmolzen, und hierher gehört eine Stelle aus der Lebensbeschreibung des Dichters, worin es heißt: „Ein Gefühl, das bei mir gewaltig überhand nahm, und sich nicht wundersam genug äußern konnte, war die Empfindung der Vergangenheit und Gegenwart in Eins: eine Anschauung, die etwas Gespenstermäßiges in die Gegenwart brachte. Sie ist in vielen meiner größern und kleinern Arbeiten ausgedrückt, und wirkt im Gedicht immer wohlthätig, ob sie gleich im Augenblick, wo sie sich unmittelbar am Leben und im Leben selbst ausdrückte, jedermann seltsam, unerklärlich, vielleicht unerfreulich scheinen mußte." In diesem Gedicht thut sie, wie schon gesagt, eine besonders liebliche Wirkung, und wie in der letzten Strophe mehr die Vergangenheit vorherrscht, so stehen wir in den folgenden wieder mehr in der Gegenwart, oder dort ist gewissermaßen die Gegenwart in die Vergangenheit hineingebildet, und hier die Vergangenheit in die Gegenwart. Der Dichter stimmt mit seinem Liebchen ein Lied an, und dieses dünkt ihn wie das Hochzeitlied in der Kapelle, und so lebt er in den ersten Versen: „Und tief bewegten Gesänge des Herzens innigsten Grund" noch ganz in der Vergangenheit, aber in den folgenden Zeilen: „Es zeugte statt der Menge der Echo schallender Mund" wird er und wir mit ihm aus der alten Zeit wieder herausgerissen, wir tauchen auf und der Zauber ist zerstört: sie sind beide allein, keine Hochzeitgäste um sie her, sie stehen auf der Ruine, aber Ein Gefühl, das Gefühl der Liebe, bleibt in dem Busen des Dichters, und ein Zauber wird nur durch den andern verdrängt, denn die Stimmen des Pärchens wiederholen sich in den Felsen und die vorher nur gedachten, nur im

Geiste belebten, werden nun wirklich, sie antworten durch die Stimme der Echo; aus den Klüften, wo die Ritter und Frauen schlafen, hallt es wieder, sie haben den Gesang gehört, die Phantasie des Dichters hat sie magisch berührt, und wenn sie nicht persönlich erscheinen können, so antworten sie doch und geben ihre Gegenwart durch einen leisen und leiseren, verhallenden Nachruf zu erkennen. Ein schöneres Bild für die Stimme der Geister, die wir uns doch höchstens mit einem Scheinkörper, mit einem verfeinerten luftartigen Wesen bekleidet denken können, giebt es wohl kaum als die Echo: das Nebelhafte, kaum Sichtbare wird durch das Verhallende, kaum noch mit dem Ohr Erfaßbare trefflich ausgedrückt und das Persönliche des Nachhalls als Echo belebt das bloß Gedachte und Gestaltlose, ohne daß die Farbe der Griechischen Mythologie störte. Wie lebendig ist hier jedes Wort, der schallende Mund, das Zeugen, und die Echo, nicht das Echo. In der That, es liegt eine Fülle von Poesie in diesen Zeilen, die man freilich nicht empfindet, wenn man ohne Verweilen sie leise für sich liest oder sie vorlesen hört, und die Echo des Lesers bleibt stumm, denn sie vernahm nur einen Schall, nicht den helleren, geistigen Ruf der Poesie. — — — Es ist indessen Abend geworden, eine besonders dichterische Zeit, weil sie sinnlich einen Schleier über die Wirklichkeit breitet, wie es der Dichter geistig thut. Und grade über diesen zunächst folgenden Versen liegt denn auch ein abendlicher Duft; der Gedanke schwimmt in einem Dämmerlichte, und kann kaum von dem Auge des Verstandes erkannt werden, und so schlimm dies meistens und bei den schlechten nebulirenden Dichtern immer der Fall ist, so paßlich ist es hier. Und als sich gegen Abend im Stillen alles verlor, das heißt wohl, als die liebliche Phantasie nach grade erlosch, als wieder mehr Gefühl des Wirklichen eintrat; da ersetzt gleichsam die Natur, was der Dichter nicht mehr festzuhalten vermag, sie blickt ihn und die geliebte Freundinn mit glühendem Strahl an, und so stehen sie oben in einer sinnlichen Verklärung; aber hiemit kehrt auch die Einbildungskraft des Dichters zurück; aus dem Pärchen ist der Knapp' und die Kellnerinn geworden und zwar auf eine schönere Weise, sie begegnen sich nicht mehr im Schlosse und auf dem Gange, sie nimmt nicht mehr die flüchtige Gabe für den flüchtigen Dank, die Vergangenheit ist nicht mehr, oder sie verjüngt sich vielmehr gar lieblich, sie ist nicht und ist doch, sie stehen beide frank und frei, ihre verklärten Gestalten glänzen

weit hinab ins Thal und zwar als Herren, denn sie sind ja durch ihr Dortsein für den Augenblick Besitzer des Schlosses, sie schenkt ihm ein und eilt nicht wie sonst schnell an ihm vorüber, und er dankt nicht mit einem schnellen Blick, die Zeit drängt ja nicht, er dankt mit süßen Worten, er dankt, wenn sie es gut heißen will, und wie sollte es das Liebchen nicht, mit etwas Süßerem, als Worte sind, er küßt gewiß die holden Lippen, die ihm den Becher kredenzt haben. Und wo sind wir nun, in der Gegenwart oder in der Vergangenheit? Ich weiß es nicht, der Dichter und sein Liebchen sind uns zum Knappen und zur Kellnerinn geworden, sind Herren der Burg, und doch ist es ja der Dichter und sein Liebchen. So umfassen wir mit Einem Blick, mit Einem Gefühl beide Zeiten, Vergangenheit und Gegenwart, die verfallene und die belebte Burg. So gewährt uns der Dichter, was der Tod einst gewähren wird, und wenn schon hier in manchen Gemüthern das Gefühl dauerhaft und ewig ist, so wird in jenem neuen Leben einst alles vereinigt sein, Aeußeres und Inneres, Sinne und Geist, Verstand und Gefühl. Hier ist alles Stückwerk, alles vereinzelt, und nur der Dichter, der göttliche Dichter läßt uns in einen Zauberspiegel schauen und giebt uns einen Vorschmack künftiger Wonnen.“ —

---

18. Nachtgesang. 1804.

O gieb, vom weichen Pfühle,
Träumend, ein halb Gehör!
Bei meinem Saitenspiele
Schlafe! was willst du mehr?

Bei meinem Saitenspiele
Segnet der Sterne Heer
Die ewigen Gefühle;
Schlafe! was willst du mehr?

Die ewigen Gefühle
Heben mich, hoch und hehr,
Aus irdischem Gewühle;
Schlafe! was willst du mehr?

Vom irdischen Gewühle
Trennst du mich nur zu sehr,
Bannst mich in diese Kühle;
Schlafe! was willst du mehr?

Bannst mich in diese Kühle,
Giebst nur im Traum Gehör.
Ach, auf dem weichen Pfühle
Schlafe! was willst du mehr?

Wir können den Liederkranz der zweiten Lebensepoche unsers Dichters nicht würdiger schließen, als mit diesem wunderzarten und wunderlieblichen Liebesgesang, dessen Anregung er einem Italienischen Volksliede verdankt.

Mit lieblichster Einfachheit und melodisch süßem Klange verbindet dies Lied einen großen Kunstreichthum des Rhythmus und des Reims. Durch Inhalt und Form weht Ein Geist der Harmonie. Die immer sich wiederholende Melodie mit dem Refrain, „eine äußerst glückliche Veranschaulichung des Wiegens und Einschläferns" (wie Kurz in seinem Kommentar sagt), muß wohl den Tondichter anlocken und begeistern. „Das ganze Gedicht ist Musik, sagt Poggel sehr treffend. Das zarte, bringende Verlangen, in die Seele der einschlummernden Geliebten noch die süße Ueberzeugung unbegrenzten Wohlwollens zu flößen und Himmel und Erde, äußre und innere Natur mit dem reinen Gefühle des Herzens in Einklang zu bringen, und so die Liebe bis zur höchsten Andacht und seligsten Begeisterung unsers Wesens zu läutern, verbunden mit dem Wunsche, daß auch die Geliebte von dieser Seligkeit des Gefühls bis zum letzten Abklingen des Bewußtseins in Traum und Schlaf möge durchdrungen werden: diese Regungen sprechen aus allen Bildern und Tönen, womit diese Verse uns berühren. Weil es immer nur Ein Gefühl ist, was mit leisem Wechsel sich äußert und aufgiebt und dann

wieder einholt, so bleiben auch dieselben Klänge gerne im Ohr, besonders da sie eine für die ganze Empfindung so malerische Bewegung haben." — Viehoff fügt Folgendes hinzu: „So gerne ich im Ganzen in dies begeisterte Lob einstimme, so möchte ich doch Eines zu bedenken geben: ob nicht das Gedicht in den beiden Schlußstrophen etwas zu sehr sinke. Der Dichter stellt eine edle, entsagungsreiche Liebe dar, die nicht auf Aeußerung der Gegenliebe Anspruch macht, die sich an sich selbst erlebt. Der Liebende verlangt nur ein halb Gehör; der Refrain: Schlafe! was willst du mehr? vergegenwärtigt immer aufs Neue die Bescheidenheit seiner Wünsche. Der reine, ruhige Sternenhimmel, zu dem er aufblickt, giebt seinen Empfindungen eine religiöse Weihe (Str. 2); es sind keine flüchtigen, eiteln Empfindungen, die ihn bewegen, es sind ewige Gefühle. Sie heben ihn zu hehren Höhen empor (Str. 3) und lassen allen Tand des irdischen Gewühls hinter ihm versinken. Nach einem so edeln und würdigen Inhalte der drei ersten Strophen will die Klage (in Str. 4 und 5), daß die Geliebte ihn nur zu sehr vom irdischen Gewühl trenne und in die Abendkühle banne, nicht recht gefallen; jedenfalls möchte den beiden Endstrophen ein reicherer, bedeutsamerer Gehalt zu wünschen sein." —

Wir werden dies Bedenken am Ersten schwinden sehn, wenn wir über Inhalt und Zweck des Refrains „Schlafe! was willst du mehr" einig sind. Wie durch Gleichklänge und namentlich durch den Reim Hauptvorstellungen verstärkt werden und vorherrschend aus dem Ganzen hervortreten sollen: so liegt das Wesen des mit dem Reim innerlich verwandten Refrains darin, die Hauptgedanken eines Gedichts zu tragen und hervorzuheben und auf die Hauptpointe des Ganzen immer wieder hinzuweisen. Es wird demnach zuvörderst der Refrain in unserm Liede schärfer ins Auge zu fassen und zu analysiren sein, da wir durch ihn zum vollsten Verständniß des Einzelnen wie des Ganzen am Besten gelangen. Er ist in allen fünf Strophen völlig gleichlautend als derselbe bedeutsame Schlußstein hingesetzt, und doch nüancirt sich seine Bedeutung in jeder Strophe je nach dem Inhalt der vorhergehenden Verse. Denn wollte man diese nicht in seine Bedeutung mit hereinziehn, sondern ihn allein an und für sich nehmen; — so daß „Schlafe! was willst du mehr?" so viel heißen sollte, als: „Schlafe! was willst du mehr als schlafen? was, so nackt genommen, wohl das Trivialste,

ja das Unzarteste, das Lächerlichste wäre, oder: „Schlafe! was willst du mehr, als daß ich dir den Schlaf gönne oder wünsche? was zwar minder trivial, doch aber immer noch etwas matt und gedankenleer wäre: so würde man von dem innersten Zusammenhange des Refrains mit dem Uebrigen und von seiner schöneren Bedeutsamkeit gar sehr abirren. Das richtige Verständniß des Refrains reduzirt sich auf eine richtige Beziehung der Frage: „was willst du mehr?" Diese Frage kann sich unmöglich ganz allein auf den Ausruf „Schlafe" beziehn; wäre das, so ließe sie sich nur, wie eben berührt, vervollständigen: was willst du mehr als schlafen? oder, als dir von mir den Schlaf gegönnt oder gewünscht wissen? Und solche Vervollständigung, solch eine Auffassung wird schwerlich jemand hier für zulässig erachten wollen. Vielmehr findet die Frage: was willst du mehr? ihre Vervollständigung und Beziehung jedesmal in den vorangehenden Versen, also: Schlafe, was willst du mehr als bei diesem Bewußtsein (dessen, was die früheren Verse sagen), bei dieser Gewißheit sanft und ruhig schlummern? Man kann sich auch die beiden Theile des Refrains (den Imperativ und die Frage) umgestellt denken, so daß es ursprünglich hätte heißen sollen: Was willst du mehr (als was die vorhergehenden Verse andeuten)? (darum) schlafe (ruhig, sanft rc.)! Von dieser natürlichen Stellung der Sätze wäre dann der Dichter abgewichen, und solche Abweichung, wonach der Imperativ „Schlafe" einen mehr parenthetischen Klang bekommt und gleichsam διὰ μέσου, wie die Grammatiker es nennen, gestellt ist, eine besondere oratorische und poetische Kraft habe, hört wohl jedermann heraus.

Hienach werden wir nun im Stande sein, uns aus jeder einzelnen der fünf Strophen die richtige Beziehung und die volle Bedeutung nicht allein beider Theile des Refrains für sich (des Imperativs und des Fragesatzes) sondern auch ihres Zusammenhanges aufs Klarste und Vollständigste zu entwickeln und zu erläutern. Nehmen wir z. B. die dritte Strophe. Die Frage des Refrains: „Was willst du mehr" bezieht sich hier auf die drei ersten Verse dieser Strophe („Die ewigen Gefühle Heben mich hoch und hehr Aus irdischem Gewühle") und würde hiedurch vervollständigt daher so zu erweitern sein: Was willst du mehr, als daß mich die ewigen Gefühle hoch und hehr aus irdischem Gewühle heben? oder, als daß du weißt, als daß ich dir sage, wie mich

die .... heben? Also: schlafe sanft und ruhig (du kannst sanft und ruhig schlafen) in diesem Bewußtsein; denn was willst du mehr als diese Gewißheit?

Sind wir nun aber schon mit dieser Strophe und ihrem vollständigen Verständniß zu Ende? Keineswegs. „Die ewigen Gefühle“ erinnern an die vorhergehende Strophe, und durch sie wird die innigere Verbindung der dritten Strophe mit der zweiten bewirkt und somit auch der Sinn des Refrains als des Hauptträgers der dritten Strophe mit der zweiten Strophe verknüpft. Eine solche Verknüpfung geht aber kunstreich durch das ganze Lied hindurch, wie der jedesmalige dritte Vers jeder Strophe, der zugleich jedesmal der erste der folgenden Strophe ist, deutlichst bekundet. Und so kommen wir zu dem Schluß: der Refrain der ersten Strophe erhält seine Bedeutung durch die vorangehenden Verse derselben Strophe, der Refrain der zweiten nicht bloß durch die drei vorangehenden Verse derselben Strophe, sondern auch durch die ganze erste Strophe, auf gleiche Weise jeder Refrain in den folgenden Strophen immer nicht bloß durch die vorangehenden Verse seiner Strophe sondern auch durch alle ganzen vorangehenden Strophen. In solcher höchst kunstreichen und schönen Verknüpfung steigert sich mit jeder Strophe die Bedeutsamkeit des Refrains, die demgemäß in der fünften Strophe größer ist als in der vierten, in dieser größer als in der dritten u. s. w. Und mit der so steigenden Bedeutsamkeit steigert sich auch der Gedankenreichthum. Um diese zwiefache Steigerung deutlich an den Tag zu legen, müssen wir den Inhalt jeder einzelnen Strophe nach der Reihe nicht bloß mit seiner Analyse sondern auch in seiner vervollständigenden Ausdehnung und Erweiternng weitläufig darlegen.

In der ersten Strophe bittet der Dichter die Geliebte um ein halb Gehör, d. h. halb träumend halb wachend, im Uebergange vom Wachen zum Schlafen möge sie seinen Gesang empfinden, und doch gönnt er ihr andrerseits die völlige Ruhe des Schlafs und schließt: Schlafe! was willst du mehr, als in der Empfindung meines Saitenspiels (daß es dir gelte) sanft einschlafen?

Die zweite Strophe knüpft er an das Saitenspiel der ersten Strophe an; in ihm, dem Saitenspiele, segnet der Sterne Heer seine ewigen Gefühle. Schlafe! (fährt er fort) was willst du mehr, als gewiß sein, daß in meinem Saitenspiele sich der himmlische Segen

der ewigen Gefühle dabei ausdrückt, und in dieser Gewiß-
heit ruhig und sanft schlummern?

An die ewigen Gefühle der zweiten Strophe reiht sich in der dritten Strophe die Idee, daß sie ihn aus irdischem Gewühle hoch emporheben, und er schließt: Schlafe! was willst du mehr, als mit der Gewißheit einschlummern, daß meine im Saitenspiel gesegneten ewigen Gefühle mich aus dem irdischen Gewühl hoch emporhoben?

Die Trennung von dem irdischen Gewühl und die Bannung in die Nähe der Geliebten ist in der vierten Strophe bezeichnet, und ihr Refrain sagt: Schlafe! was willst du mehr, als ruhig schlummern in dem Bewußtsein und der Empfindung, daß mich die beim Saitenspiel gesegneten ewigen Gefühle vom irdischen Gewühl trennen und in deine Nähe bannen?

An diese Bannung knüpft sich nun weiter in der fünften Strophe die Idee, daß sie nur träumend ihn höre. Und trotz der Sehnsucht, sie gerne wachend und ihm nachempfindend und mit ihm gleichfühlend zu wissen, gönnt er ihr doch die glückliche Ruhe und schließt das Lied: Schlafe! was willst du mehr, als daß du ruhig und getrost in jener Zuversicht auf meine selige Liebe schlafest? (Ich gönne dir lieber diesen ruhigen, vom Liebestraum umgaukelten Schlaf, als daß du gleich mir in der Seligkeit der Gefühle liebende, sehnende Unruhe empfändest und vor ihr dem Schlaf entsagen solltest.)

Diese allerdings prosaische Zersetzung und chemische Verbindung der Strophen war, so wenig man auch sonst geneigt sein mag, das Schöne durch Zertheilung und Weitschweifigkeit zu verunzieren, diesmal doch nothwendig, einerseits, um die Bedeutsamkeit des Refrains in aufsteigender Linie zu verdeutlichen, andrerseits um durch diese Verdeutlichung zugleich einen tiefen Blick in das innerste Innere des Ganzen und seines Zusammenhanges zu ermöglichen. War diese Analyse zugleich stufenweise synthetisch, so werden wir jetzt um so besser eine analytische Synthese uns darzustellen im Stande sein. Wir können aber, bei Weglassung des Refrains, schon auf rein grammatische Weise den Zusammenhang des Ganzen erläutern, wenn wir die erste Strophe als Hauptsatz, die drei folgenden als relativisch subordinirte Nebensätze und die letzte uns

wieder als Hauptsatz denken und das Ganze in Eine Periode umformen, etwa so:

Gieb träumend ein halb Gehör bei meinem Saitenspiele, bei welchem der Sterne Heer die ewigen Gefühle segnet, die mich hoch emporheben aus dem irdischen Gewühle, von dem du mich trennst in deine Nähe mich bannend; du hörst nur träumend mein Saitenspiel.

Und hiezu der Wunsch des Refrains: Schlafe sanft! Ich gönne dir solche Ruhe des Schlafs! Schlafe! was willst du mehr? —

Wir können aber auch eine ähnliche grammatische Prozedur auf eine andre Weise machen, nämlich mit der Schlußstrophe beginnen und nun rückwärts bis zur Anfangsstrophe aufwärts steigen, etwa also:

Schlafe! ich wünsche dir den sanften Schlaf, wenn du auch nur träumend ahnst, daß du mich an dich bannst aus dem irdischen Gewühle, aus welchem mich die ewigen Gefühle emporheben, die, gesegnet vom Sternenheer, in meinem Saitenspiel dir ertönen; schlafe! was willst du mehr? ich bin glücklich, wenn du auch nur im Traum dies mein Saitenspiel halb hörst!

Demgemäß wäre die innigste Zartheit der Liebe des Dichters darin zu suchen, daß er durch seine tiefen und warmen Gefühle und Empfindungen die Ruhe ihres Schlafes begründet sich denkt und, so gerne er sie auch im Wachen an solcher Liebe theilnehmend wüßte, doch ihr die Ruhe des Schlafes lieber gönnt und schon zufrieden und glücklich ist, wenn sie auch bloß träumend seine innige Liebe empfindet oder ahnt.

Aber die zum Refrain gewordene Wiederholung des Wortes Schlafe am Ende jeder Strophe hat auch noch eine andre Bestimmung. Und somit kommen wir zu dem eigentlichen Kern des ganzen Liedes. Nämlich mit jeder Strophe beginnt der Dichter den Gesang zu ihr. Dieser Gesang möchte gerne von ihr gehört und mitgefühlt sein, das wünscht seine Sehnsucht, sein Verlangen. Aber so oft sich dieser Wunsch seiner Sehnsucht auch regt, immer unterdrückt der Sänger ihn aus Liebe zu ihr, um ihr den süßen Schlaf nicht zu rauben. Auf solche Weise ist der Kampf zwischen der egoistischen, nach Gehör, nach Mitgefühl, nach Aeußerung einer Gegenliebe verlangenden Sehnsucht und der aufopfernden, entsagenden, nur das Wohl der Geliebten, nicht die eigne Seligkeit berücksichtigenden wahren, himmlischen Liebe und der Sieg dieser reinen

Liebe in ihm aufs Evidenteste ausgeprägt. Und wie dieser Sieg ihm gelungen, geht daraus hervor, daß er noch am Anfang „um ein halb Gehör" bittet, und daß sie am Schlusse seines Gesanges „nur im Traum" (also auch nicht einmal halbträumend, ein halbes) Gehör giebt. Die Geliebte ist also nicht im Mindesten durch sein Saitenspiel aus dem Schlafe geweckt.

Aus der bisherigen Darstellung geht hervor, daß in dem Liede allerdings eine Entsagung liegt, aber keineswegs in dem Sinne, als entsagte der Dichter der Gegenliebe. Er entsagt in seiner edlen, uneigennützigen Liebe nur für jetzt dem Mitgefühl, der Theilnahme, der Aeußerung einer Gegenliebe. Die Worte „Giebst nur im Traum Gehör" sagen nicht: im Wachen willst du meine Liebe nicht erhören, sondern: jetzt hörst du mein Saitenspiel (von meiner Liebe) nur im Traum; auch damit ist er schon zufrieden, auch darin ist er schon glücklich. Seine Anspruchslosigkeit labt sich an seiner Liebe und ihrer Ruhe. Daß die Geliebte ihn „nur zu sehr" in die Abendkühle, d. h. in ihre Nähe banne, ist nicht sowohl eine Klage als ein Geständniß der zaubervollsten Bannung an sie. Grade daß seine himmlisch verklärten ewigen Gefühle durch sie hervorgerufen worden und zu ihr immer und ewig zurückkehren, ist ja in Verbindung mit der zarten Resignation des Refrains der Hauptgedanke und die Hauptpointe. Auch Poggel deutet wohl auf diese Hauptpointe hin, wenn er in diesem Liede das zarte Verlangen des Dichters, in ihre Seele die Gewißheit seiner Liebe einzuflößen, mit dem Wunsche vereinigt findet, daß auch sie beim Einschlummern von dieser Seligkeit des Gefühls möge durchdrungen werden. Nur muß in Bezug auf diese Verbindung, wie oben bemerkt, noch hinzugefügt werden, daß das sehnende Verlangen besiegt wird von der zarten Resignation; es taucht in jeder Strophe auf und wird am Schlusse derselben jedesmal überwunden.

Wir haben am Anfange unsrer Erklärung berührt, daß Göthe eine Anregung zu diesem wunderzarten Liebesgesange einem Italienischen Volksliede verdankt. Dies Volkslied lautet also:

Tu sei quel dolce fuoco
L'anima mia sei tu.
E degli affetti miei —
Dormi! che vuoi di più?

E degli affetti miei
Tien le chiave tu.
E di sto cuore hai —
  Dormi! che vuoi di più?

E di sto cuore hai
Tutte le parti tu.
E mi vedrai morire —
  Dormi! che vuoi di più?

E mi vedrai morire,
Se lo commandi tu.
Dormi! bel idol mio!
  Dormi! che vuoi di più?

Man erkennt sogleich, daß von einer Uebertragung oder Uebersetzung*), ja selbst auch nur von einer Bearbeitung bei Göthe nicht im Mindesten die Rede sein kann. Außer dem allerdings wörtlich übersetzten Refrain, der aber bei Göthe, wie oben gezeigt, in einem weit tiefern Verbande mit den übrigen Gedanken steht und einerseits einen bedeutenderen Gedankenreichthum an sich, andrerseits in seiner Antithese zum Uebrigen die Pointe des ganzen Gedichts, den Sieg der Resignation über das sehnsüchtige Verlangen, deutlichst ausprägt, während er im Italienischen Liede einen viel loseren Zusammenhang, eigentlich nur eine Abbrechung des Gedankens darbietet und um so bedeutungsloser erscheint — außer diesem Refrain und der jedesmaligen Wiederholung des dritten Verses der vorhergehenden Strophe am Anfang der folgenden hat Göthe auch nicht das Mindeste nachgebildet oder nachgeahmt, sondern durchaus originell geschaffen, und zwar ein Lied, das über dem Italienischen in jeder Beziehung so hoch steht, als der Uranus über dem Tartarus.

Jetzt nur noch einzelne Bemerkungen.

Die regelmäßige Verschmelzung und Abwechselung der jambischen Rhythmen mit den trochäischen und daktylischen veranschaulicht aufs

---

*) Lebrecht Drewes hat eine wörtlichere Ueberarbeitung versucht. Siehe Viehoff II. S. 494.

Schönste den Kampf zwischen dem Verlangen und der Liebe. Nur zwei Reime, die Hauptvorstellungen vorzugsweise hervorhebend, schlingen sich durchs ganze Lied. Auch diese Zweiheit des Reimklanges paßt vortrefflich zu der Zweiheit der Ideen, des Verlangens und der Liebe.

Schlafe! zc. Drewes giebt in seiner Nachbildung das Dormi im Italienischen Liede minder gut durch Schlummre wieder. Dies paßt wohl allenfalls besser zum „halb Gehör" in der ersten Strophe, weniger aber für die drei folgenden Strophen und am Wenigsten für die letzte. — Der Sterne Heer, die himmlische Verklärung der Liebe. — Nur zu sehr, so daß ich Alles vergesse und fliehe; allerdings ein zu viel, aber deshalb doch keine Klage. — Bannst mich, vom Zauberbann. — Ach! Seufzer der Sehnsucht und der Entsagung: ich darf nicht dich wecken! — Kühle; sehr prosaisch und auch wohl lächerlich wäre der das Wesen eines Liebesständchens gänzlich verkennende Gedanke, der Dichter klage hier über die Abendkühle; die Kühle ist ihm gar erst recht erwünscht für die Wärme seines Blutes. — Wir brauchen nur an die Stelle des Gedichts „Sehnsucht" (s. oben Nr. 11) zu denken: „Was windet und schraubt mich aus Zimmer und Haus?" Dies Winden und Schrauben aus Zimmer und Haus ist vorausgegangen, und in diese Kühle, in ihre Nähe hält sie ihn wie gezaubert. Aber er ist an die Kühle gebannt, er wagt nicht näher, nicht herein zu kommen, um sie nicht aus ihrem sanften Schlaf zu wecken. Die Zartheit läßt ihn lieber sich bangen und sehnen, als sie mit seinen Liebesversicherungen und Liebesgesängen wecken.

Bei dem Refrain könnte noch die Frage entstehn, ob willst oder mehr den Redeton habe? Die oben dargelegte Vervollständigung spricht für die Hauptbetonung des mehr, und die Komponisten haben diese auch vorgezogen.

Die Kompositionen von B. Klein und Zelter sind vortrefflich. Zelter schreibt im Juli 1804 (Briefw. I. S. 126) an Göthe: „Da Ihr Brief heute wieder liegen bleibt, so sende ich ein Lied (obiges) mit, das ich so eben gemacht. Reichardt hat das Italienische Gedicht so schön in Musik gesetzt, daß ich nicht daran dachte, es zu komponiren; indessen fand ich heute Ihr Gedicht, und da gings mit eins drüber hin, und ich will zufrieden sein, wenn sich meine Melodie zur Reichardtschen verhält,

wie die Uebersetzung des Gedichts zum Original." Und Göthe antwortet ihm im August (Briefw. I. S. 132): „Die Melodie des Ständchens ist sehr angenehm und paßt freilich besser auf mein Lied, als mein Lied auf die Reichardtsche sehr lobenswürdige Melodie paßt, wofür Ihnen also der schönste Dank dargebracht sein soll." —

Dritter Abschnitt.

1806 bis 1832.

---

§. 29.

Uebersicht. Bettina. Die Unbekannte in Marienbad.

Wir kommen nunmehr zur dritten Lebensperiode unsers Dichters, die man nicht mit Unrecht hinsichts seiner geistigen Thätigkeit die lehrhafte Periode, hinsichts seines Liebeslebens im Gegensatz zu der Jugendliebe der ersten und zu der ästhetischen Liebe der zweiten Periode die Periode „der Hausmannsliebe" genannt hat.

Im Jahr 1807 starb ihm seine treu geliebte und treu liebende Mutter, so wie auch die hochgefeierte Großherzoginn Anna Amalia. 1809 ließ er sich des Staatsdienstes entheben und trat auch von der Leitung des Theaters zurück. 1815 ward er zum ersten Staatsminister erhoben. 1825 feierte er heiter, allgeehrt und vielfach besternt sein funfzigjähriges Jubelfest als Weimaraner, nachdem 2 Monate vorher sein edler Großherzog ein gleiches Fest gefeiert hatte. Diesen seinen vieljährigen Freund und Geistesverwandten verlor er 1828 durch den Tod, so wie seinen einzigen Sohn August 1830, und im Jahr 1832 am 22. März ging er selbst zur ewigen Ruhe ein.

Seine Geistesthätigkeit hat nie gerastet. Dafür zeugen nicht bloß die große Anzahl von kritischen Arbeiten und Aufsätzen über bildende Kunst, Schauspielkunst, über mannigfache Gebiete der Naturwissenschaften u. s. w., sondern auch, und zwar vorzugsweise, seine selbstschöpfe-

rischen, weit eingreifenden Werke, die oft verkannten und doch immer klassisch bleibenden Wahlverwandtschaften (1810), sein unübertrefflicher autobiographischer Schatz „Wahrheit und Dichtung" (seit 1811), sein originell nachahmender Westöstlicher Divan (1819), seine unvollendet gebliebnen prophetischen Wanderjahre (1821), und der Schlußstein seiner gewaltigen Produktivität, der phantasiereich und mystisch Alles umschlingende zweite Theil des Faust (1831).

Bei dem Uebergewicht der kritischen und lehrhaften Richtung seiner wissenschaftlichen Studien und poetischen Produktionen und noch mehr bei dem vorgerückten Alter, welches, wie bei Andern, so auch bei ihm mehr zum kontemplativen, diplomatischen, quietistischen, erinnerungsseligen Wesen und demnach weniger zu kurzen lyrischen Herzensergüssen sich hinneigt, kann es nicht auffallen, seine Lyrik in diesem letzten Drittheil seines Lebens bedeutend minder hervortreten zu sehn als in der früheren Zeit. Liebesverhältnisse knüpften sich fast gar nicht mehr an. Die Liebe zu seiner Gattinn mochte allerdings schon von den letzten Jahren vor seiner Vermählung ab mehr eine ersprießliche und vielleicht auch erquickliche Hausmannskost für den behaglichen Hausvater geworden sein. In der Gegenwart konnte sich also wohl nicht mehr viel wahrer Impuls in ihm selbst zum hohen Schwunge der Liebesphantasie und zum Hinabfahren in den unergründlichen Schacht zarter, inniger Herzensabspiegelungen*) finden. Da mußte denn, sollte die Liebe in einzelnen lyrischen

---

*) Sagt er doch selbst von sich (48. 93) sehr naiv:

Als ich ein junger Geselle war,
Lustig und guter Dinge,
Da hielten die Maler offenbar
Mein Gesicht für viel zu geringe;
Dafür war mir manch schönes Kind
Dazumal von Herzen treu gesinnt.

Nun ich hier als Altmeister sitz',
Rufen sie mich aus auf Straßen und Gassen,
Zu haben bin ich wie der alte Fritz
Auf Pfeifenköpfen und Tassen.
Doch die schönen Kinder, die blieben fern;
O Traum der Jugend! o goldner Stern!

Eröffnungen figuriren, in die reiche Vergangenheit seines Liebeslebens zurück oder an die Tafel fremdes Liebeslebens zu Gaste gegangen werden. Aber er brachte sowohl aus der Rückreise in die eigne Vergangenheit als auch von dem Schmause an fremder Tafel auch für seine Lyrik herrliche Schöpfungen mit. Dafür zeugen die einzelnen lyrischen Gedichte (besonders die Sonette) aus dieser letzten Periode, welche, zwar nicht so feurig und tieffühlend als die früheren und zu sehr reflektirend, doch aber immer noch gar anmuthig und auch wohl lieblich klingen; dafür zeugen eben so die Uebertragungen und Nachahmungen der Liebeslieder aus fremden Sprachen und vorzugsweise die herrlichen Liebesgedichte im Divan*) (1819), besonders im Buch Suleika, die er selber so sehr lieb gehabt (— er sagt im J. 1820: „Der Divan ist jetzt meine Bibel" —)**), und die gewiß nur deshalb weniger allgemein sich verbreitet haben, weil sie Sitte und Geist des Orients athmen, wegen Rücktritts des lyrischen Elements weniger singbar sind und nicht sowohl vereinzelt als im Zusammenhange mit einander genossen sein wollen.

Was nun speziell die Verhältnisse betrifft, in die ihn seine Herzensneigungen für längere oder kürzere Zeit führten, so mögen einige Neigungsverbindungen noch aus der vorigen Periode (wie schon oben §. 19 angedeutet worden) in diese herüberragen und auch andre hinzugekommen sein, wie z. B. ein Verhältniß zu Pauline G. aus Jena, worüber uns Bettinas Brief***) einiges zu rathen giebt. Doch sind dies so flüchtige

---

*) S. Zauper, Studien über Göthe, I. 230 ꝛc. und Wurm, Kommentar zu Göthes Divan.

**) Göthe schreibt an Zelter: „Diese Mohamedanische Religion, Mythologie, Sitten geben Raum einer Poesie, wie sie meinen Jahren ziemt. Unbedingtes Ergeben in den unergründlichen Willen Gottes, heiterer Ueberblick des beweglichen, immer kreis- und spiralartig wiederkehrenden Erdentreibens, Liebe, Neigung zwischen zweien Welten schwebend, alles Reale geläutert, sich symbolisch auflösend. Was will der Großpapa weiter?"

***) Briefw. II. S. 41: „Schelling seh' ich auch selten, er hat etwas an sich, das will mir nicht behagen, und dies Etwas ist seine Frau, die mich eifersüchtig machen will auf Dich; sie ist in Briefwechsel mit einer Pauline G. aus Jena; von dieser erzählt sie mir immer, wie lieb Du sie hast, wie liebenswürdige Briefe Du ihr schreibst u. s. w.; ich höre zu und werde krank davon, und dann ärgert mich die Frau" ꝛc.

Erscheinungen, daß es nicht mehr interessiren kann, die Art und die Aeußerung solcher Neigungen jetzt noch aufspüren zu wollen, zumal da uns gleich am Anfange dieser Periode in Bettina und ihren Verhältnissen zu Göthe Erscheinungen von hoher, wunderbarer Bedeutung entgegentreten, welche in jeder Hinsicht verdienen, daß wir uns bei ihnen länger aufhalten.

Elisabeth von Arnim — (gewöhnlich Bettina genannt, geboren 1785 in Frankfurt, Enkelinn der als Schriftstellerinn so bekannten Frau von Laroche, Tochter der Maximiliane Brentano (vergl. oben §. 13), seit 1811 Gattinn des Dichters Ludwig Achim von Arnim*), der 1831 gegestorben ist, und Schwester seines Freundes des Dichters Clemens Brentano, der 1818 katholisch ward und 1822 nach Rom ging) — hatte schon frühe eine fanatische Anbetung der Natur und der Natürlichkeit und einen ungemeinen Schwung hoher poetischer Phantasie an den Tag gelegt und mit seltsamer, wunderlicher und wunderbarer Schwärmerei das Leben aufgefaßt und in sich gebildet. Die Anbetung trug sie auf Göthe über und erfaßte ihn mit einer idealischen Liebe, welche in ihrer Schwärmerei und Leidenschaftlichkeit keine Grenzen kannte. Göthe ertrug diese Liebe und ließ sie gewähren, ohne sie anders als mit bloß origineller Väterlichkeit**) zu erwiedern. Aber daß ihn diese Liebe und die über Alles hinstürmende Phantasie ihres wunderbaren Geistes mächtig angezogen und angeregt, geht aus seinen Briefen an sie deutlichst hervor. Es war einerseits allerdings auch ihre treu anhängliche Liebe zu seiner Mutter, was ihn, den treu liebenden und sorgenden Sohn, an Bettina mit Dankbarkeit fesselte und wünschen ließ, daß sie ihre Liebe zu ihm durch um so größere Sorge für seine Mutter, die durch den Umgang mit dem

*) Von ihrer Vermählung erzählt Zelter (Briefw. I. 438) sehr naiv: „Bettina hat am Sonntag vor acht Tagen Hochzeit machen wollen. Da hatten beide einige Kleinigkeiten zu besorgen vergessen, z. B. sich aufbieten zu lassen, eine Wohnung zu miethen, ein Bette anzuschaffen u. dergl. Darüber muß nun die Sache, ich glaube gar bis nach Fasten, in statu quo bleiben."

**) Göthe nennt sie immer: mein liebes Kind, mein artiges Kind, feines Kind, auch liebe kleine Freundinn, mein liebes Herz; auch sie unterschreibt sich öfters: Dein Kind, titulirt ihn aber sehr häufig: Herrlicher, Herr u. dergl.

originell kindlichen Mädchen gar sehr erfreut und erheitert und an ihren lieben Wolfgung erinnert wurde, zu bethätigen sich bestreben möchte. Andrerseits aber und hauptsächlich war es ein wunderbares Ergriffensein von ihrem Genius*). „Du machst mich wieder zum Kinde!" schreibt er an sie im September 1807, und in demselben Jahre so wie auch im folgenden bringt er ihr in Sonetten seine Huldigungen dar (vergl. unten §. 30, Nr. 7) und dichtet einzelne Lieder seines Divans im Hinblick auf sie, deren „liebenswürdige, despotische Macht" auf ihn er einräumt. Er weiß nicht, ob er sie mehr „wunderlich oder wunderbar" nennen solle, spricht von ihrer Liebe und seiner „warmen Aufnahme" derselben und fährt (im August 1808) fort: „Du bist mir ein liebliches, freundliches Kind, das ich nicht verlieren möchte und durch welches ein großer Theil des ersprießlichsten Segens mir zufließt. Du bist mir ein freundliches Licht, das den Abend meines Lebens behaglich erleuchtet." Auch im Jahr 1809 schreibt er noch: „Geben möchte ich Dir das Beste, wenn Du es nicht schon unwiderstehlich an Dich gerissen hättest." — Welchen magischen Zauber ihre Briefe auf ihn ausüben, davon spricht er mehr als Einmal. Z. B. im November 1807:

„Du bist ein feines Kind, ich lese Deine lieben Briefe mit innigem Vergnügen, und werde sie gewiß immer wieder lesen mit demselben Genuß. Dein Malen des Erlebten sammt aller innern Empfindung von Zärtlichkeit, und dem, was Dir Dein witziger Dämon eingiebt, sind wahre

---

*) Wilhelm v. Humboldt schreibt (in seinen „Briefen an eine Freundinn" II. 294) im März 1835 Folgendes: „Sie werden vielleicht in den Zeitungen ein Buch angekündigt gefunden haben, das den Titel führt „Göthes Briefwechsel mit einem Kinde." Wenn Ihnen dies in die Hände fällt, so rathe ich Ihnen, es nicht ungelesen zu lassen. Sie werden darin große Unterhaltung finden, und es wird Ihnen nicht entgehn, daß die Verfasserinn sehr ausgezeichnet ist durch Geist und Talent. — — — Das Hauptthema (nämlich in ihrem Briefwechsel) ist ihre leidenschaftliche Liebe zu Göthe. — — Große Anerkennung von Bettinas auch wirklich seltenem Geiste und ihrer wunderbaren Originalität geht allerdings aus diesen Briefen hervor. — — Im Ganzen macht das Buch viel Aufsehn und findet viel Beifall, obgleich auch das wirklich Schöne und Geniale immer wieder mit Stellen untermischt ist, die durch die sonderbare Lebendigkeit des Ausdrucks mißfallen können. Ueberhaupt ist zu bedauern, daß sich mit der wahren und schönen Originalität so manche Züge wunderlicher Launen vermischen." —

Originalskizzen, die auch neben den ernsteren Beschäftigungen ihr hohes Interesse nicht verleugnen, nimm es daher als eine herzliche Wahrheit auf, wenn ich Dir danke. Bewahre mir Dein Vertrauen und laß es wo möglich noch zunehmen. Du wirst mir immer sein und bleiben, was Du bist. Mit was kann man Dir auch vergelten, als nur, daß man sich willig von allen Deinen guten Gaben bereichern läßt? Wie viel Du meiner Mutter bist, weißt Du selbst; ihre Briefe fließen in Lob und Liebe über. Fährst Du so fort den flüchtigen Momenten guten Glückes liebliche Denkmale der Erinnerung zu widmen; ich stehe Dir nicht dafür, daß ich mirs anmaßen könnte solche geniale lebenvolle Entwürfe zur Ausführung zu benutzen, wenn sie dann auch nur so warm und wahr ans Herz sprechen.

Die Trauben an meinem Fenster, die schon vor ihrer Blüthe und nun ein zweites Mal Zeugen Deiner freundlichen Erscheinung waren, schwellen ihrer vollen Reife entgegen; ich werde sie nicht brechen ohne Deiner dabei zu gedenken; schreibe mir bald und liebe mich." —

Ferner im Juni 1808:

„Nur wenig Augenblicke vor meiner Abreise nach Carlsbad kommt Dein lieber Brief aus dem Rheingau; auf jeder Seite so viel Herrliches und Wichtiges leuchtet mir entgegen, daß ich im voraus Beschlag lege auf jede prophetische Eingebung Deiner Liebe; Deine Briefe wandern mit mir, die ich wie eine buntgewirkte Schnur aufträßle, um den schönen Reichthum, den sie enthalten, zu ordnen. Fahre fort, mit diesem lieblichen Irrlichtertanz mein beschauliches Leben zu ergötzen." —

Und im August 1808:

„Ich muß ganz darauf verzichten Dir zu antworten, liebe Bettine; Du läßt ein ganzes Bilderbuch herrlicher, allerliebster Vorstellungen zierlich durch die Finger laufen; man erkennt im Flug die Schätze, und man weiß, was man hat, noch eh man sich des Inhalts bemächtigen kann. Die besten Stunden benütze ich dazu, um näher mit ihnen vertraut zu werden, und ermuthige mich, die elektrischen Schläge Deiner Begeisterungen auszuhalten. In diesem Augenblick habe ich kaum die erste Hälfte Deines Briefs gelesen und bin zu bewegt, um fortzufahren. Habe einstweilen Dank für alles; verkünde ungestört und unbekümmert Deine Evangelien und Glaubensartikel von den Höhen des Rheins, und laß Deine Psalmen herabströmen zu mir und den Fischen; wundre Dich

aber nicht, daß ich, wie diese, verstumme. Um eines bitte ich Dich: höre nicht auf, mir gern zu schreiben; ich werde nie aufhören, Dich mit Lust zu lesen.

Was Dir Schlosser über mich mitgetheilt hat, verleitet Dich zu sehr interessanten Excursionen aus dem Naturleben in das Gebiet der Kunst. Daß Musik mir ein noch räthselhafter Gegenstand schwieriger Untersuchung ist, leugne ich nicht; ob ich mir den harten Ausspruch des Missionairs, wie Du ihn nennst, muß gefallen lassen, das wird sich erst dann erweisen, wenn die Liebe zu ihr, die jetzt mich zu wahrhaft abstracten Studien bewegt, nicht mehr beharrt. Du hast zwar flammende Fackeln und Feuerbecken ausgestellt in der Finsterniß, aber bis jetzt blenden sie mehr, als sie erleuchten, indessen erwarte ich doch von der ganzen Illumination einen herrlichen Totaleffect; so bleibe nur dabei und sprühe nach allen Seiten hin." —

In einem andern Briefe von demselben Monat wünscht Göthe nur etwas mehr Ordnung in ihren Ergießungen. Er schreibt:

„Ein bißchen mehr Ordnung in Deinen Ansichten könnte uns beiden von Nutzen sein; so hast Du Deine Gedanken, wie köstliche Perlen, nicht alle gleich geschliffen, auf losem Faden gereiht, der leicht zerreißt, wo sie denn in alle Ecken rollen können und manche sich verliert." —

Dann im Oktober 1809:

„Dein offenherziges Plaudern ist mir eine ächte Unterhaltung und Deine vertraulichen Hingebungen überwiegen mir alles. Lebe wohl, bleibe mir nah, und fahre fort mir wohl zu thun."

Endlich, im März 1810, schreibt er also:

„Du bist ein einziges Kind, dem ich mit Freuden jede Erheiterung, jeden lichten Blick in ein geistiges Leben verdanke, dessen ich ohne Dich vielleicht nie wieder genossen haben würde; es bleibt bei mir verwahrt, an einem Ort, wo ich alle Deine lieben Briefe zur Hand habe, die so viel Schönes enthalten, wofür ich Dir niemals genug danken kann, nur das sage ich Dir noch, daß ich keinen Tag vergehen lasse ohne drin zu blättern. An meinem Fenster wachsen, wohl gepflegt, eine Auswahl zierlicher ausländischer Pflanzen; jede neue Blume und Knospe, die mich am frühen Morgen empfängt, wird abgeschnitten und nach indischem Gebrauch als Opfergras in Dein liebes Buch eingestreut. Alles, was Du schreibst, ist mir eine Gesundheitsquelle, deren krystallne Tropfen

mir Wohlsein geben. Erhalte mir diese Erquickung, auf die ich meinen Verlaß habe.“ —

Die ruhige Behaglichkeit Göthes, sein Empfangen und Genießen des Schönen, seine väterliche Besonnenheit stehn schnurstracks entgegen der leidenschaftlich unruhigen Liebe Bettinas und ihrer ewig brennenden, sich verzehrenden Glut, wie ihre Briefe bezeugen. Göthes Briefe an sie sind unzweifelhaft echt: auch an die Echtheit der ihrigen ist nicht zu zweifeln. Wenn sie in ihnen auch die Wirklichkeit mit vielfachen Bildern und Poesien und Phantastereien umhüllt und verbrämt hat: so läßt sich doch keineswegs eine absichtliche Entstellung der Wahrheit bis zur offenbarsten Unwahrheit bloßer Erfindung von Thatsachen voraussetzen oder vermuthen. Aus diesen ihren Briefen entnehmen wir Folgendes.

Ihre Sehnsucht nach Göthe, noch ehe sie ihn gesehn, schildert sie im August 1808:

„Als ich Dich noch nie gesehen hatte und mich die Sehnsucht zu Deiner Mutter trieb, um alles von Dir zu erforschen, — Gott, wie oft hab ich auf meinem Schemel hinter ihr auf die Brust geschlagen, um meine Ungeduld zu dämpfen. — Nun: — wenn ich da nach Hause kam, so sank ich oft mitten im Spielen von Scherz und Witz zusammen, sah mein Bild vor dem Deinen stehen, sah Dich mir nah kommen, und wie Du freundlich warst auf verschiedene Weise, und gütig, bis mir die Augen vor freudigem Schmerz übergingen.

So hab ich Dich durchgefühlt, daß mich das stille Bewußtsein einer innerlichen Glückseligkeit vielleicht manche stürmische Zeit meines Gemüths über den Wellen erhalten hat. — Damals weckte mich oft dieses Bewußtsein aus dem Schlaf; ich verpraßte denn ein paar Stunden mit selbsterschaffenen Träumen, und hatte am Ende, was man nennt, eine unruhige Nacht zugebracht; ich war blaß geworden und mager; ungeduldig, ja selbst hart, wenn eins von den Geschwistern zur Unzeit mich zu einer Zerstreuung reizen wollte; dachte oft, daß, wenn ich Dich jemals selbst sehen sollte, was mir unmöglich schien, so würde ich vielleicht viele Nächte ganz schlaflos sein. — Da mir nun endlich die Gewißheit ward, fühlte ich eine Unruhe, die mir beinahe unerträglich war. — In Berlin, wo ich zum erstenmal eine Oper von Gluck hörte (Musik fesselt mich sonst so, daß ich mich von allem losmachen kann), wenn da die Pauken schlugen, — lache nur nicht — schlug mein Herz heftig mit; ich

fühlte Dich im Triumph einziehen; es war mir festlich wie dem Volk, das dem geliebten Fürsten entgegen zieht, und ich dachte: in wenig Tagen wird alles, was Dich so von außen ergreift, in Dir selber erwachen!"

Schon lange also hatte sie eine heiße Sehnsucht gefühlt, ihn und Weimar zu sehn, und diese Sehnsucht seiner Mutter vertraut. Ihre schwärmerische Vorfreude schildert sie in einem Briefe an seine Mutter („Frau Rath") im März 1807:

„Aber dann gehts eilig zurück und wird nicht eher Halt gemacht bis Weimar. O Frau Rath, wie wirds dann dort aussehen? — Mir klopft das Herz gewaltig, obschon ich noch bis zu Ende April reisen kann, ehe ich dort hinkomme. Wird mein Herz auch Muth genug haben sich ihm hinzugeben? — ist mirs doch als ständ er eben vor der Thür! — Alle Adern klopfen mir im Kopf, ach, wär' ich doch bei Ihr! — das allein könnt mich ruhig machen, daß ich säh, wie Sie auch vor Freud außer sich wär, oder wollt mir einen Schlaftrunk geben, daß ich schlief, bis ich bei ihm erwachte. Was werd ich ihm sagen? — ach, nicht wahr, er ist nicht hochmüthig? — von Ihr werd ich ihm auch alles erzählen, das wird er doch gewiß gern hören. Adieu, leb Sie wohl und wünsch Sie mir im Herzen eine glückliche Reis. Ich bin ganz schwindlich." —

Endlich hat sie ihn gesehn.

„Den Wolfgang hab ich endlich gesehen; aber ach, was hilfts? Mein Herz ist geschwellt wie das volle Segel eines Schiffs, das fest vom Anker gehalten ist an fremden Boden, und doch so gern ins Vaterland zurück möchte."

Im Mai 1807 erzählt sie zunächst über die Reise dorthin das Nähere, namentlich:

„Da dacht ich an ihn, wenn der mich in seinen Jugendjahren so begegnet hätte, ob das nicht einen poetischen Eindruck auf ihn gemacht haben würde, daß er Lieder auf mich gemacht hätte und mich nimmermehr vergessen. Jetzt mag er anders denken, er wird erhaben sein über einen magischen Eindruck; höhere Eigenschaften (wie soll ich die erwerben?) werden ein Recht über ihn behaupten. Wenn nicht Treue, — ewige, an seine Schwelle gebannt, mir endlich ihn erwirbt!"

Dann beschreibt sie ihre erste Begegnung also:

„In Weimar kamen wir um 12 Uhr an; wir aßen zu Mittag, ich aber nicht. Die Beiden legten sich aufs Sopha und schliefen; drei Nächte

hatten wir durchwacht. Ich rathe Ihnen, sagte mein Schwager, auch auszuruhen; der Göthe wird sich nicht viel daraus machen, ob Sie zu ihm kommen oder nicht, und was Besondres wird auch nicht an ihm zu sehen sein. Kann Sie denken, daß mir diese Rede allen Muth benahm? — Ach, ich wußte nicht, was ich thun sollte, ich war ganz allein in der fremden Stadt; ich hatte mich anders angekleidet, ich stand am Fenster und sah nach der Thurmuhr, eben schlug es halb drei. — Es war mir auch so, als ob sich Göthe nichts daraus machen werde mich zu sehen; es fiel mir ein, daß ihn die Leute stolz nennen; ich drückte mein Herz fest zusammen, daß es nicht begehren solle; — auf einmal schlug es drei Uhr. Und da war's doch auch grad, als hätte er mich gerufen, ich lief hinunter nach dem Lohnbedienten, kein Wagen war da. Eine Portechaise? Nein, sagte ich, das ist eine Equipage für's Lazareth. Wir gingen zu Fuß. Es war ein wahrer Chokoladenbrei auf der Straße, über den dicksten Morast mußte ich mich tragen lassen, und so kam ich zu Wieland, nicht zu Ihrem Sohn. Den Wieland hatte ich nie gesehen, ich that, als sei ich eine alte Bekanntschaft von ihm, er besann sich hin und her und sagte: Ja, ein lieber bekannter Engel sind Sie gewiß, aber ich kann mich nur nicht besinnen, wann und wo ich Sie gesehen habe. — Ich scherzte mit ihm und sagte: Jetzt hab ichs herausgekriegt, daß Sie von mir träumen, denn anderswo können Sie mich unmöglich gesehen haben. Von ihm ließ ich mir ein Billet an Ihren Sohn geben, ich hab es mir nachher mitgenommen und zum Andenken aufbewahrt; und hier schreib ich's Ihr ab: „Bittina Brentano, Sophiens Schwester, Maximilianens Tochter, Sophie La Rochens Enkelinn wünscht Dich zu sehen, l. Br. und giebt vor, sie fürchte sich vor Dir, und ein Zettelchen, das ich ihr mitgebe, würde ein Talisman sein, der ihr Muth gäbe. Wiewohl ich ziemlich gewiß bin, daß sie nur ihren Spaß mit mir treibt, so muß ich doch thun, was sie haben will, und es soll mich wundern, wenn Dirs nicht ebenso wie mir geht.

Den 23. April 1807. W."

Mit diesem Billet ging ich hin, das Haus liegt dem Brunnen gegenüber; wie rauschte mir das Wasser so betäubend, — ich kam die einfache Treppe hinauf, in der Mauer stehen Statuen von Gyps, sie gebieten Stille. Zum wenigsten ich könnte nicht laut werden auf diesem heiligen Hausflur. Alles ist freundlich und doch feierlich. In den Zimmern

ist die höchste Einfachheit zu Hause, ach so einladend! Fürchte Dich nicht: sagten mir die bescheidnen Wände, er wird kommen und wird sein und nicht mehr sein wollen wie Du, — und da ging die Thür auf, und da stand er feierlich ernst, und sah mich unverwandten Blickes an; ich streckte die Hände nach ihm, glaube ich, — bald wußt ich nichts mehr, Göthe fing mich rasch auf an sein Herz. Armes Kind, hab ich Sie erschreckt? das waren die ersten Worte, mit denen seine Stimme mir ins Herz drang; er führte mich in sein Zimmer und setzte mich auf den Sopha gegen sich über. Da waren wir beide stumm; endlich unterbrach er das Schweigen. Sie haben wohl in der Zeitung gelesen, daß wir einen großen Verlust vor wenig Tagen erlitten haben durch den Tod der Herzoginn Amalie. Ach! sagt' ich, ich lese die Zeitungen nicht. — So! — ich habe geglaubt, alles interessire Sie, was in Weimar vorgehe. — Nein, nichts interessirt mich als nur Sie, und da bin ich viel zu ungeduldig, in der Zeitung zu blättern. — Sie sind ein freundliches Kind. — Lange Pause — ich auf das fatale Sopha gebannt, so ängstlich. Sie weiß, daß es mir unmöglich ist, so wohlerzogen da zu sitzen. — Ach Mutter! Kann man sich selbst so überspringen? — Ich sagte plötzlich: Hier auf dem Sopha kann ich nicht bleiben und sprang auf. — Nun! sagte er, machen Sie sich's bequem; nun flog ich ihm an den Hals, er zog mich auf's Knie und schloß mich an's Herz. — Still, ganz still war's, alles verging. Ich hatte so lange nicht geschlafen; Jahre waren vergangen in Sehnsucht nach ihm, — ich schlief an seiner Brust ein; und da ich aufgewacht war, begann ein neues Leben. Und mehr will ich Ihr diesmal nicht schreiben." — —

Ihre leidenschaftliche Liebe kommt sogar in Versuchung eifersüchtig zu werden und sein Herz allein gefesselt haben zu wollen. Die „Frau Rath" ermahnt sie, nicht gar zu toll zu sein, alles müsse in seiner Ordnung bleiben. Doch Bettina kehrt sich nicht daran, sondern lebt in der schwärmerischesten Liebe zu ihm fort, wodurch sie denn um so mehr sich veranlaßt sieht, mit immer größerer Liebe an seiner Mutter zu hangen und für sie überall treulichst zu sorgen.

Auch beim zweiten Wiedersehn mit Göthe ist sie noch etwas außer sich:

„Jetzt kenne ich ihn und weiß, wie er lächelt, und den Ton seiner Stimme, wie sie so ruhig ist, und doch voll Liebe, und seine Ausrufungen, wie die so aus dem tiefen Herzen anschwellen, wie der Ton im

Gesang; und wie er so freundlich beschwichtigt und bejaht, was man im Herzensdrang unordentlich herausstürmt; — wie ich im vorigen Jahr so unverhofft wieder mit ihm zusammentraf, da war ich so außer mir, und wollte sprechen und konnte mich nicht zurecht finden, da legt er mir die Hand auf den Mund und sagt: Sprich mit den Augen, ich versteh alles. Und wie er sah, daß die voll Thränen standen, so drückt er mir die Augen zu und sagte: Ruhe, Ruhe, die bekommt uns beide am besten; — ja, liebe Mutter, die Ruhe war gleich über mich hingegossen, ich hatte ja alles, wonach ich seit Jahren mich einzig gesehnt habe. — O Mutter, ich dank es Ihr ewig, daß Sie mir den Freund in die Welt geboren, — wo sollt ich ihn sonst finden? Lach Sie nicht darüber, und denk Sie doch, daß ich ihn geliebt hab, ehe ich das Geringste von ihm gewußt, und hätt Sie ihn nicht geboren, wo er dann geblieben wär, das ist doch die Frage, die Sie nicht beantworten kann." —

Indeß hatte sie (Mai 1807) ihren Briefwechsel mit Göthe selbst in leidenschaftlichster Glut und Anbetung begonnen. Sie eröffnet ihm ihr Inneres ganz, erzählt ihm ihre fünftägige Liebe zu Türckheim (vergl. oben §. 15) und zu einem Engländer. Dann besucht sie ihn wieder (im Juli) und spricht über diesen Besuch Folgendes:

„Du kannst Dir keinen Begriff machen, mit welchem Jubel die Mutter mich aufnahm! So wie ich hereinkam, jagte sie alle fort, die bei ihr waren. Nun, Ihr Herren, sagte sie, hier kommt jemand, der mit mir zu sprechen hat! und so mußten alle zum Tempel hinaus. Wie wir allein waren, sollte ich erzählen, — da wußt ich nichts. Aber wie war's, wie Du ankamst? — ganz miserabel Wetter. — Vom Wetter will ich nichts wissen; vom Wolfgang, wie war's, wie Du hereinkamst? Ich kam nicht, er kam; — nun wohin? — in den Elephanten, um Mitternacht drei Treppen hoch; alles schlief schon fest, die Lampen auf dem Flur ausgelöscht, das Thor verschlossen, und der Wirth hatte den Schlüssel schon unterm Kopfkissen und schnarchte tüchtig. — Nun, wie kam er denn da herein? — Er klingelte zweimal, und wie er zum drittenmal recht lang an der Glocke zog, da machten sie ihm auf. — Und Du? — Ich in meiner Dachstube merkte nichts davon; Meline lag schon lange und schlief im Alkoven mit vorgezognen Vorhängen; ich lag auf dem Sopha und hatte die Hände über'm Kopf gefaltet, und sah, wie der Schein der Nachtlampe wie ein großer runder Mond au der Decke spielte;

da hört ich's rascheln an der Thür, und mein Herz war gleich auf dem Fleck; es klopfte, während ich lauschte, aber weil es doch unmöglich war, in dieser späten Stunde, und weil es ganz still war, so hört ich nicht auf mein ahnendes Herz; — und da trat er herein, verhüllt bis an's Kinn im Mantel, und machte leise die Thür hinter sich zu, und sah sich um, wo er mich finden sollte; ich lag in der Ecke des Sophas ganz in Finsterniß eingeballt und schwieg; da nahm er seinen Hut ab, und wie ich die Stirne leuchten sah, den suchenden Blick, und wie der Mund fragte: Nun, wo bist Du denn? da that ich einen leisen Schrei des Entsetzens über meine Seligkeit, und da hat er mich auch gleich gefunden.

Die Mutter meinte, das würde eine schöne Geschichte geworden sein in Weimar. Der Herr Minister um Mitternacht im Elephanten drei Treppen hoch eine Visite gemacht! — Ja wohl ist die Geschichte schön! Jetzt wo ich sie hier überlese, bin ich entzückt, überrascht, hingerissen, daß mir dies alles all begegnet ist, und ich frag Dich: welche Stunde wird so spät sein in Deinem Leben, daß es nicht Dein Herz noch rühren sollte? — Wie Du in der Wiege lagst, da konnte kein Mensch ahnen, was aus Dir werden würde, und wie ich in der Wiege lag, da hat mir's keiner gesungen, daß ich Dich einst küssen würde." —

Eine gleiche Vergötterung spricht sich in ihren Briefen vom Jahr 1808 aus. Philosophische, ästhetische, besonders im hohen Grad ausgezeichnete musikalische Räsonnements (vergl. oben §. 1) nebst romantisch charakteristischen Schilderungen und Erzählungen von Neuigkeiten, Persönlichkeiten, Reisen und Landpartien sind von der Phantasie ihrer idealischen Liebe durchweht und durchwebt. Dabei wird sie auch wohl böse, daß Göthe seine Briefe zuweilen durch den Sekretär schreiben läßt*), und sagt, er komme ihr so kalt und so kurz vor. Doch läßt sie sich durch die Huldigungen seiner Sonette und seine vielfachen Entschuldigungen beschwichtigen und „verzehrt sich in Flamme und verduftet".

Im Jahr 1809 gesellen sich zu ihrem Stoff der Mittheilung noch politische Räsonnements und Phantasien: auch für Mars ist sie entzündet und wünscht wohl für die Tyroler zu kämpfen. 1810 besucht sie Karlsbad. Dann tritt eine Lücke in ihrer Korrespondenz ein. Aber es bleibt nachher dieselbe Anbetung. „Schön wie ein Engel, schreibt sie,

---

*) In diesen Fällen redet er sie mit „Sie" an, sonst nur mit „Du". —

warst Du, bist Du, bleibst Du!" Und ein ander Mal nimmt sie brieflich also von ihm Abschied:

„Adieu Magnetberg. — Wollt ich auch da- und dorthin die Fahrt lenken, an Dir würden alle Schiffe scheitern.

Adieu einzig Erbtheil meiner Mutter,
Adieu Brunnen, aus dem ich trinke."

Aus dem Jahr 1811 ist nur noch Ein Brief. Dann tritt (aus unbekannt gebliebnem Grunde) ein entschiedner Bruch mit Göthe und eine lange Pause ihres Briefschreibens ein. Erst 1817 schreibt sie wieder an ihn, aber bedeutend ruhiger und resignirender:

„Nicht geahndet hab ich es, daß ich je wieder so viel Herz fassen würde an Dich zu schreiben; bist Du es denn? oder ist es nur meine Erinnerung, die sich so in der Einsamkeit zu mir lagert und mich allein mit ihren offnen Augen anblickt? Ach, wie vielmal hab ich in solchen Stunden Dir die Hand dargeboten, daß Du die Deinigen hineinlegen möchtest, daß ich sie beide an meine Lippen drücken könnte. — Ich fühl es jetzt wohl, daß es nicht leicht war mich in meiner Leidenschaftlichkeit zu ertragen, ja ich ertrage mich selbst nicht, und mit Schauder wende ich mich von all den Schmerzen, die die Betrachtung in mir aufwühlt.

Warum aber grad heute, nachdem Jahre vorüber sind, nachdem Stunden verwunden sind, wo ich mit Geistern zu kämpfen hatte, die mich zu Dir hin mahnten? Heute bedachte ich es, daß vielleicht auch Du nie eine Liebe erfahren habest, die bis an's End gewährt habe, heute hatte ich die Haare in Händen, die Deine Mutter sich abschnitt, um sie mir als ein Zeichen ihrer Liebe nach ihrem Tode reichen zu lassen, und da faßte ich Herz, einmal will ich Dich noch rufen, was kann mir widerfahren, wenn Du nicht hörst? —

Die Leute gehen jetzt häufig in die Kirche, sie gehen zum Abendmahl, sie sprechen viel von ihrem Freund und Herrn, von dem Sohn ihres Gottes; ich habe nicht einmal den Freund bewahrt, den ich mir selbst erwählte; mein Mund hat sich geschlossen über ihn, als ob ich ihn nicht kenne, ich habe das Richtschwert der Zunge über ihn blitzen sehen und hab es nicht abgewehrt. Siehst Du, so wenig Gutes ist in mir, da ich doch damals so gewiß besser sein wollte, als alle, die so sind. Mir träumte vor drei Jahren, ich erwache aus einem ruhigen Schlaf auf Deinen Knieen sitzend, an einer langen gedeckten Tafel, Du zeigtest

mir ein Licht, was tief herabgebrannt war, und sagtest: „So lange hab ich Dich an meinem Herzen schlafen lassen, alle Gäste sind von der Tafel weggegangen, ich allein bin, um Deine Ruhe nicht zu stören, sitzen geblieben, nun wirf mir nicht mehr vor, daß ich keine Geduld mit Dir habe" — ja wahrlich, das träumte ich, ich wollte Dir damals schreiben, aber eine Bangigkeit, die mir bis in die Fingerspitzen ging, hielt mich davon ab; nun grüße ich Dich nochmals durch alle Nacht der Vergangenheit, und drücke die Wunden wieder zu, die ich so lange nicht zu beschauen wagte, und warte ab, ob Du mich auch noch hören willst, eh ich Dir mehr erzähle." —

Und in der Nachschrift fügt sie hinzu:

„Wenn das beigefügte Blatt noch seine Farbe hat, so kannst Du sehen, welche Farbe meine Liebe zu Dir hat, denn immer kommt's mir vor, als ob's grad so innig roth und so ruhig, und der goldne Sonnenstaub auch, so ist Dein Bett in meinem Herzen bereitet, verschmähe es nicht. Meine Adresse ist Georgen-Straße Nr. 17." —

Dann begegnet uns wieder ein Brief, aus dem Jahre 1821:

„Mit Dir hab ich zu sprechen! — nicht mit dem, der mich von sich gestoßen, der Thränen nicht geachtet, und karg keinen Fluch wie keinen Segen zu spenden hat, vor dem weichen die Gedanken zurück. Mit Dir, Genius! Hüter und Entzünder! der mit gewaltigen Schwingen oft die Flamme aus der versunkenen Asche wieder emporwehte, mit Dir, der es mit heimlichem Entzücken genoß, wenn der jugendliche Quell brausend, empörend über Gefels sich den Weg suchte zur ruhigen Bucht zu Deinen Füßen, da es mir genügte Deine Kniee zu umfassen.

Aug in Aug! einzig Leben! keine Begeistrung, die über Dich geht! — die Seligkeit gesehen zu sein und Dich zu sehen! —

Ob ich Dich liebte? — das fragst Du? — macht Ihr es aus über unsern Häuptern, Ihr Schwingbegabte. — Glaub an mich! glaub an einen heißen Trieb — Lebenstrieb will ich ihn nennen, — so sing ich Deinem träumenden Busen vor. — Du träumst, Du schläfst! und ich träume mit.

Ja, die damalige Zeit ist jetzt ein Traum, der Blitz der Begeistrung hatte schnell Dein irdisch Gewand verzehrt, und ich sah Dich, wie Du bist, ein Sohn der Schönheit, jetzt ist's ein Traum.

Ich hatte mich selbst, ein ernstes stilles schauerliches Geheimniß Dir opfernd zu Füßen zu legen, still und tief verborgen, wie der unreife

Same in seiner Hülle. An Dir, an Deiner vergebenden Liebe sollte er reifen; jeden unwillkürlichen Fehl, jede Sünde wollt' ich eingestehen, ich wollte sie wegsaugen aus Deinen Augen mit meinem thränenbeladenen Blick, mit meinem Lächeln; aus Deinem Bewußtsein mit der Glut meines Herzens, die Du nicht zum zweitenmal findest, — aber dies alles ist nun ein Traum.

Zehn Jahre der Einsamkeit haben sich über meinem Haupte aufgebaut, haben mich getrennt von dem Quell, aus dem ich Leben schöpfte, keiner Worte hab' ich mich seitdem wieder bedient, alles war versunken, was ich gefühlt und geahnt hatte. Mein letzter Gedanke war: Es wird wieder eine Zeit kommen, in der ich sein werde, denn für diesmal haben sie meine Sinne begraben und mein Herz verhüllt.

Diese zukünftige Zeit, o Freund! schwebt über mir hin gleich den Winden der Wüste, die so manches Dasein mit leichtem Flugsand verscharrt haben, und es wird mich keine Stimme wieder erwecken, außer der Deinen — und das bleibt wohl auch nur ein Traum? —

Damals betete ich oft um das einzige, daß ich Deinen letzten Athemzug küssen dürfe, denn ich wollte gern Deine auffliegende Seele mit meinen Lippen berühren; ja Göthe! — Zeiten, die ihr vorüber seid, wendet euch am fernen Horizont noch einmal nach mir her, ihr tragt das Bild meiner Jugendzeit in dichte Schleier gehüllt.

Nein! Du kannst doch nicht sein, was Du jetzt bist: hart und kalt wie Stein! — Sei es immer für diese Welt, für diese verrinnenden Zeiten, aber dort, wo die Gewölke sich in triumphirenden Fahnen aufrollen, unter denen Deine Lieder zu dem Thron aufsteigen, wo Du ihr Schöpfer, und Schöpfer Deiner Welt, ruhest, nachdem Du das Werk Deiner Tage geschaffen, zum Leben geschaffen, da laß mich mit Dir sein um meiner Liebe willen, die mir von geschäftigen Geistern jener höhern Welt zugetragen ward, wie der Honig dem wilden Fruchtbaum in den hohlen Stamm von tausend geschäftigen Bienen eingeimpft wird, der dann, ob auch nicht aus sich selber, dennoch einen köstlicheren Schatz in sich bewahrt, als der Baum, der edle Früchte trägt. Ja, laß das wilde Reis seine Wurzeln mit den Deinen verstricken, verzehre es, wenn Du es nicht dulden magst.

Ja wohl! ich bin zu heftig, siehe da, der Damm ist verschüttet, welchen Gewohnheit baut, und Ungewohntes überströmt Herz und Pa-

pier. Ja, ungewohnte Thränen, ihr überströmt mein Gesicht, das heute die Sonne sucht und vor Thränen nicht sieht, und auch nicht, weil sie mir heute nicht scheinen will." — —

Außerdem finden wir noch zwei Briefe von ihr aus demselben Jahr, ferner zwei aus dem Jahre 1822 und zuletzt (vom Januar 1824) ihren letzten Brief, worin sie Göthen ihre Erfindung, die Zeichnung eines schönen Monumentes für ihn, schickt und beschreibt.

Auf alle diese Briefe finden sich keine Antworten Göthes; er scheint, trotz ihrer mehrfachen Bitten, seit 1811 gar nicht mehr an sie geschrieben zu haben.

Dieselbe leidenschaftlich vergötternde Glut, derselbe unbegrenzte und oft ordnungslose Schwung einer hochpoetischen Phantasie offenbart sich auch in ihrem „Tagebuch zum Briefwechsel", das sie auch Göthen einmal zugeschickt hatte*).

Die Veröffentlichung aller ihrer Herzensergüsse hat sie in der Vorrede zu ihrem Briefwechsel mit den Worten rechtfertigen wollen und aufs Schönste gerechtfertigt: „Dies Buch ist für die Guten und nicht für die Bösen**)."

*) S. 24 sagt sie: „Ich küsse Deiner Füße Spuren!" Das erinnert unwillkürlich an den Horribilicribifax des A. Gryphius, worin die klassische Liebeserklärung eines gelehrten Pedanten also schließt: „Seid gegrüßt von dem, der die Erde küßt, auf welcher das Gras gewachsen, welches der Ochse aufgegessen, aus dessen Leder Eure Schuhsohlen geschnitten." —

**) Riemer (Mittheilungen über Göthe I. 31—40) hat Göthes Verhältniß zu Bettina richtig durchschaut und ziemlich klar dargestellt, dagegen Bettinas Verhältniß zu Göthe wohl schwerlich richtig aufgefaßt und ihre Briefe sehr einseitig und vorurtheisvoll beurtheilt, verleitet durch die an sich sehr ehrenwerthe, hier aber in der That unnütze Absicht, Göthen wegen dieses Verhältnisses zu rechtfertigen. Er hat Bettinen großes Unrecht gethan, weil er sie durchaus nicht verstanden. Ihre Schwächen, Wunderlichkeiten, Barockheiten, Tollheiten leuchten von selbst ein; aber andrerseits hat Riemer ihr wunderbar ergreifendes Wesen, ihren unverkennbaren hohen Genius, ihre eudämonische Gewalt, die von Göthe selbst überall anerkannt und eingestanden ist, sehr schlecht zu würdigen gewußt. Auch ist er nicht im Stande zu widerlegen, daß so manches Liebesgedicht des Divan im Hinblick auf sie gedichtet und mehrere Sonette unzweifelhaft durch sie angeregt worden sind. (Auf die Sonette kommen wir in §. 30, Nr. 7 zu sprechen.) Er sagt von Bettina und ihrem Briefwechsel unter Anderm Folgendes:

Im Jahr 1828 hat Bettina Göthen zum letzten Male gesehn und zwar in Weimar, wo sie von Berlin aus hingereist war und noch einen

„Das Ganze ist mit einem Wort ein Roman, der von der Wirklichkeit Zeit, Ort und Umstände entlehnt, dessen Heldinn aber Bettina, in eingebildeter, mehr mystisch phantastischer als in wirklicher Liebe zu Göthe, wenn sie ihn bald vergöttert und anbetet, bald schilt und persiflirt, bald Liebesspuk mit ihm treibt, und sich nächtliche Besuche, Promenaden und Mantelscenen mit ihm ausdenkt. Göthe erscheint daher auch nicht als ein Liebender, sondern als ein Angeliebter, der sich diese Anliebe mit guter Art gefallen läßt, völlig wie jene Marmorbüste, welche die Liebende so lange küßt, bis es ihr gelinge das lebendige Original eifersüchtig darauf zu machen. Das gelingt ihr nun aber nicht. Er läßt sie, wie ein Kind, gewähren, so lange, bis sie ihm lästig wird und ihn kompromittirt; da es in seiner Art lag, aus herkömmlicher Dankbarkeit auch unbequeme Menschen fortzudulden, wenn sie es ihm nicht gar zu arg machten, alsdann aber meist mit Ungestüm ein solches Verhältniß abzubrechen.“ —

Weiterhin fährt Riemer also fort:

„Noch einmal auf das Obige zurückzukommen, und Göthe zu rechtfertigen: so war Göthe durchaus dankbar! Aus Dankbarkeit für Bettinens Anhänglichkeit an seine Mutter, für ihre von derselben erhaltenen Mittheilungen über seine Kindheit und erste Jugendgeschichte, ohne welche er seine Lebensbeschreibung nicht hätte beginnen können, für so manche Gefälligkeit, Aufmerksamkeit und Besorgungen, gewiß aber auch in Erinnerung an Bettinens schöne Mutter, mit der er im Hause der Frau von la Roche die glücklichsten Stunden verlebt hatte, — aus allen diesen Motiven ließ er sie in bald natürlicher, bald studirter Laune sich ergehen, erfreute sich an ihrem genial-barocken, bald geistreichen, bald phantastischen Wesen, ertrug ihre Liebkosungen wie ihre Ungezogenheiten mit Gleichmuth, und da von einer nur väterlichen nicht aber leidenschaftlichen Gegenliebe die Rede sein konnte, was blieb ihm übrig, als ihr für so viel Artigkeit und Spaß, wie einem Kinde, mit irgend einer poetischen Confitüre, wie er sie eben zur Hand hatte, einer frischen Blume, einem saftigen Stück Obst aus seinem Dichtergarten, einem Bildchen oder Figürchen seiner Kunst, als wären sie für sie gewachsen und gemacht, eine schmeichelnde Gegenfreude zu gewähren? Dabei aber sollte und mußte es sein Bewenden haben. Wenn sie mehr verlangte, oder sich gar herausnehmen wollte, so daß sie ihm lästig wurde, mußte er nach seinem obigen Geständniß ein solches Verhältniß abbrechen, und daß sie ihm durch ihre Leidenschaftlichkeit lästig wurde, ist sie selbst an ihn eingeständig. Es gereichte aber zu ihrem Glück, ja zu ihrem Dichter-Ruhm, daß eine solche Katastrophe eintrat: denn ohne diese fände kein Decurs ihrer Liebe in das Tragische statt, als wodurch dieser zweite Theil ihres

leichten Zwist zwischen ihm und dem Herzoge schlichtete, wie sie erzählt. Sie lebt noch, und zwar in Berlin und beschäftigt sich sehr fleißig mit literarischen Arbeiten, namentlich auch mit der Ordnung und der Herausgabe der Werke ihres Gatten und ihres Bruders. —

Außer dem Verhältniß Göthes zu Bettina haben wir in seinem Liebesleben besonders noch ein Verhältniß zu erwähnen. Daß auch noch im spätesten Greisenalter dem Dichter Amor hie und da in der Wirklichkeit nicht ohne Leidenschaft, wenn auch mehr vorübergehend genaht, beweisen seine „Trilogie der Leidenschaft" und die kleineren Gedichte aus Marienbad im Jahr 1823 (vergl. unten §. 30, Nr. 13 und 14) und sonstige Mittheilungen darüber. Eckermann erzählt uns (I. 70—72) Folgendes:

„Ich muß hier in Bezug auf den Inhalt dieses Gedichts Einiges nachholen. Gleich nach Göthes diesmaliger Zurückkunft aus genanntem Badeort (Marienbad) verbreitete sich die Sage, er habe dort die Bekanntschaft einer an Körper und Geist gleich liebenswürdigen jungen Dame gemacht und zu ihr eine leidenschaftliche Neigung gefaßt. Wenn er in der Brunnen-Allee ihre Stimme gehört, habe er immer rasch seinen Hut genommen und sei zu ihr hinunter geeilt. Er habe keine Stunde versäumt bei ihr zu sein, er habe glückliche Tage gelebt; sodann die Trennung sei ihm sehr schwer geworden, und er habe in solchem leidenschaftlichen Zustande ein überaus schönes Gedicht gemacht, das er jedoch wie eine Art Heiligthum ansehe und geheim halte. Ich glaubte dieser Sage, weil sie nicht allein seiner körperlichen Rüstigkeit, sondern auch der produktiven Kraft seines Geistes und der gesunden Frische seines Herzens vollkommen entsprach. Nach dem Gedichte selbst hatte ich längst ein großes Verlangen getragen, doch mit Recht Anstand genommen, Göthe

---

Romans ein romantisch-sentimentales Interesse gewinnt, das einen Jeden, der Alles ohne Unterschied für Wahrheit und nicht auch für Einbildung und Dichtung aufnimmt, der nicht mit den geschichtlichen Verhältnissen und mit der Persönlichkeit der Heldinn bekannt ist, nur allein für sie besticht, auf Göthe hingegen ein falsches, ihm nachtheiliges Licht wirft. — Insofern der große Mann sowohl als Dichter wie als Mensch dadurch kompromittirt erscheint, ist es nicht mehr als billig, dem Mißurtheil einer leichtgläubigen Mit- und Nachwelt möglichst entgegenzuarbeiten." —

darum zu bitten. Ich hatte daher die Gunst des Augenblickes zu preisen, wodurch es mir nun vor Augen lag. Er hatte die Verse eigenhändig mit lateinischen Lettern auf starkes Velinpapier geschrieben und mit einer seidenen Schnur in einer Decke von rothem Maroquin befestigt, und es trug also schon im Aeußern, daß er dieses Manuscript vor allen seinen übrigen besonders werth hatte. Ich las den Inhalt mit hoher Freude und fand in jeder Zeile die Bestätigung der allgemeinen Sage. Doch deuteten gleich die ersten Verse darauf, daß die Bekanntschaft nicht diesesmal erst gemacht, sondern erneuert worden. Das Gedicht wälzte sich stets um seine eigene Axe und schien immer dahin zurückzukehren, woher es ausgegangen. Der Schluß, wunderbar abgerissen, wirkte durchaus ungewohnt und tief ergreifend." — Im dritten Theil seiner Gespräche (S. 22) schreibt Eckermann: „Sein (Göthes) Uebel scheint nicht bloß physischer Art zu sein. Es scheint vielmehr, daß die leidenschaftliche Neigung, die er diesen Sommer in Marienbad zu einer jungen Dame gefaßt, und die er jetzt zu bekämpfen sucht, als Hauptursache seiner jetzigen Krankheit zu betrachten ist." —

Göthe selbst macht zu den kleineren Gedichten aus Marienbad folgende Bemerkung (4. 186): „Nr. 32 – 37 sind als Aufblicke von Galanterie, Neigung, Anhänglichkeit und Leidenschaft im Konflikt mit Weltleben und täglicher Beschäftigung zu betrachten, wie denn der Liebende auch als Wetterbeobachter auftritt."

Und über das dritte Gedicht der „Trilogie der Leidenschaft", Aussöhnung, sagt er eben da: „Dies Gedicht, die Leiden einer bangenden Liebe ausdrückend, steht schon im vorigen Bande u. s. w.

Zelter schreibt im November 1823 (Briefw. III. 380): — „Was werde ich finden? Was finde ich? Einen, der aussieht, als hätte er Liebe, die ganze Liebe mit aller Qual der Jugend im Leibe. Nun, wenn das ist, er soll davonkommen! Nein! er soll sie behalten, er soll glühen wie Austernkalk; aber Schmerzen soll er haben wie mein Herkules auf dem Oeta. Kein Mittel soll helfen, die Pein allein soll Stärkung und Mittel sein. Und so geschahs, es war geschehn! Von einem Götterkinde, frisch und schön, war das liebende Herz entbunden. Es war schwer hergegangen, doch die göttliche Frucht war da und lebt und wird leben und ihres Geistes Namen über Zonen und Aeonen hinaustragen und wird genennet werden Liebe, ewige, allmächtige Liebe."

Aus Zelters biographischen Papieren (Briefw. III. 380 – 381) entnehmen wir folgende Nachricht:

„Zum Verständniß gewisser Gedichte aus den Jahren 1822 und 1823 ist zu wissen, wie eine leidenschaftliche Zuneigung des Dichters zu einem jungen weiblichen Wesen in Karlsbad, leidenschaftlich erwiedert, so wenig verheimlicht worden, daß man laut genug von einer ehelichen Verbindung des fünfundsiebzigjährigen Greises sprach. Ein gleich nach der Trennung entstandenes glutersülltes Gedicht an den geliebten Gegenstand giebt die Gewalt eben gereifter Jünglingskraft zu erkennen. In vollen Strömen fließt eine überreiche gesunde Leidenschaft ins Unendliche dahin, um sich des liebeschweren Gehalts zu entledigen. Es ist die in den dritten Band seiner Werke unter der Rubrik „Trilogie der Leidenschaft“ aufgenommene Elegie. Auf diese bezieht sich das gleich folgende Gedicht, „Aussöhnung“ überschrieben, und ist an Madame Szymanowska gerichtet, welche durch ihr munteres, fertiges, freies, anmuthiges Fortepianospiel das liebekranke Herz des göttlichen Dichters zu beschwichtigen und den Verlust der Geliebten zu erlindern vermochte. — Ein schweres Krankenlager erfolgte kurz darauf im Spätherbst 1823 und die Weimarischen Aerzte erwarteten Göthes Tod. — Schon zweimal hatte ich den Freund in ähnlichem dem Tode nahen Zustande angetroffen und ihn unter meinen Augen gleichsam wieder aufleben sehn. Diesmal, seine Genesung so zu sagen befehligend, sah ich ihn von Stund' an zur Verwunderung der Aerzte so schnell sich erheben, daß ich ihn in der Mitte des Dezembers iu völliger Munterkeit verlassen durfte.“

Wie bekannt übrigens dies Liebes-Verhältniß Göthes geworden, zeigt auch ein Brief Zelters an Göthe aus Hildesheim vom 7. Oktober 1823 (Briefw. III. 336): „ — Da Dich Alles verheiraten will und sie mir darüber die Haut abfragen; so habe ich gesagt, daß ich zur Hochzeit reise, und die Leute glauben nichts lieber, als was sie gewiß wissen, daß es nicht wahr ist.“ —

Göthe überwand sich bald in dieser glutvollen Liebe; er kämpfte mit sich einen schweren Kampf, aber die Würde und die Vernunft seines Greisenalters gewannen die Oberhand. — Düntzer (Studien zu Göthe S. 209) nennt als diese letzte Herzensdame unsers Dichters Fräulein Lewezow. Dagegen wird sie in dem Buche: „Aus Göthes Leben. Wahrheit und keine Dichtung. Von einem Zeitgenossen. Leipzig 1849“

S. 22, Fräulein v. **Berg** oder v. **Bork** genannt, die nebst ihrer Mutter in demselben Hause wohnte, in welchem auch der Großherzog von Weimar wohnte. —

Er mochte übrigens in den Badeörtern sehr gerne „**kleine Liebschaften**" anknüpfen, doch waren solche, wie bekannt, eben nichts weiter als flüchtige Herzensannäherungen und augenblickliche, kurzweilige erheiternde Zerstreuungen. Mit seiner gewohnten liebenswürdigen Offenherzigkeit erzählt er im Jahr 1831 (bei **Eckermann** III. 356) darüber Folgendes:

„Eine kleine Liebschaft ist das Einzige, was uns einen Badeaufenthalt erträglich machen kann; sonst stirbt man vor langer Weile. Auch war ich fast jedesmal so glücklich, dort irgend eine kleine Wahlverwandtschaft zu finden, die mir während der wenigen Wochen einige Unterhaltung gab. Besonders erinnere ich mich eines Falles, der mir noch jetzt Vergnügen macht. Ich besuchte nämlich eines Tages Frau v. Reck. Nachdem wir uns eine Weile nicht sonderlich unterhalten und ich wieder Abschied genommen hatte, begegnete mir im Hinausgehn eine Dame mit zwei sehr hübschen jungen Mädchen. Wer war der Herr, der so eben von Ihnen ging? fragte die Dame. Es war Göthe, antwortete Frau v. Reck. O wie leid thut es mir, erwiederte die Dame, daß er nicht geblieben ist und daß ich nicht das Glück gehabt habe, seine Bekanntschaft zu machen. O daran haben Sie durchaus nichts verloren, sagte die Reck. Er ist sehr langweilig unter Damen, es sei denn, daß sie hübsch genug wären, ihm einiges Interesse einzuflößen. Frauen unsres Alters dürfen nicht daran denken, ihn beredt und liebenswürdig zu machen. — Als die beiden Mädchen mit ihrer Mutter nach Hause gingen, gedachten sie der Worte der Frau v. Reck. Wir sind jung, wir sind hübsch, sagten sie; laßt doch sehn, ob es uns nicht gelingt, jenen berühmten Wilden einzufangen und zu zämen! Am andern Morgen auf der Promenade am Sprudel machten sie mir im Vorübergehn wiederholt die graziösesten, lieblichsten Verbeugungen, worauf ich denn nicht unterlassen konnte, mich gelegentlich ihnen zu nähern und sie anzureden. Sie waren scharmant; ich sprach sie wieder und wieder, sie führten mich zu ihrer Mutter, und so war ich denn gefangen. Von nun an sahen wir uns täglich, ja wir verlebten ganze Tage mit einander. Um unser Verhältniß noch inniger zu machen, ereignete es sich, daß der Verlobte der

Einen ankam, worauf ich mich denn um so ungetheilter an die Andre schloß. Auch gegen die Mutter war ich, wie man sich denken kann, sehr liebenswürdig. Genug, wir waren alle mit einander überaus zufrieden, und ich verlebte mit dieser Familie so glückliche Tage, daß sie mir noch jetzt eine höchst angenehme Erinnerung sind. Die beiden Mädchen erzählten mir sehr bald die Unterredung zwischen ihrer Mutter und Frau v. Reck, und welche Verschwörung sie zu meiner Eroberung angezettelt und zu glücklicher Ausführung gebracht." — — —

In den folgenden Paragraphen nun ist die Reihenfolge der dargebotnen Gedichte zuweilen willkürlich angeordnet; die Rücksicht auf die Zeit der Entstehung oder Veröffentlichung konnte nicht überall festgehalten werden. Manches Gedicht hat sich hier mit eingeschlichen, was seinem Inhalte oder seiner Farbe nach offenbar früheren Perioden angehört, in den vorigen Paragraphen aber nicht mit aufgenommen worden ist, weil bestimmte Nachrichten oder Andeutungen über Entstehung und Veranlassung fehlen. Uebertragungen fremder Gedichte sind nicht aufgenommen, auch der Westöstliche Divan bleibt ausgeschlossen.

§. 30.

Gedichte.

1. Christel.

Hab' oft einen dumpfen, düstern Sinn,
Ein gar so schweres Blut;
Wenn ich bei meiner Christel bin,
Ist alles wieder gut.
Ich seh' sie dort, ich seh' sie hier
Und weiß nicht auf der Welt
Und wie und wo und wann sie mir,
Warum sie mir gefällt.

Das schwarze Schelmenaug' dadrein,
Die schwarze Braue drauf,
Seh' ich ein einzigmal hinein,
Die Seele geht mir auf.
Ist eine, die so lieben Mund,
Liebrunde Wänglein hat?
Ach, und es ist noch etwas rund,
Da sieht kein Aug' sich satt!

Und wenn ich sie denn fassen darf
Im luft'gen Deutschen Tanz,
Das geht herum, das geht so scharf,
Da fühl' ich mich so ganz!
Und wenns ihr taumlich wird und warm,
Da wieg' ich sie sogleich
An meiner Brust, in meinem Arm;
's ist mir ein Königreich!

Und wenn sie liebend nach mir blickt
Und alles rund vergißt,
Und dann an meine Brust gedrückt
Und weidlich eins geküßt.
Das läuft mir durch das Rückenmark
Bis in die große Zeh'!
Ich bin so schwach, ich bin so stark,
Mir ist so wohl, so weh!

Da möcht' ich mehr und immer mehr,
Der Tag wird mir nicht lang;
Wenn ich die Nacht auch bei ihr wär',
Davor wär' mir nicht bang.
Ich denk', ich halte sie einmal
Und büße meine Lust;
Und endigt sich nicht meine Qual,
Sterb' ich an ihrer Brust!

Es könnte die Vermuthung entstehn, bei Christel — (Diminutiv für Christiane; auch seine Tochter Christiane nennt Göthe in einem Gedicht Christel) — sei an Christiane Vulpius zu denken. Allein die Farbe des ganzen Gedichts deutet auf eine viel frühere Zeit hin, vielleicht gar schon auf Leipziger Verhältnisse, obwohl die Sprache auf eine spätere Epoche schließen ließe, in welcher Göthe mit dem volksthümlichen Ton und Klang schon vertrauter war.

Dadrein, in ihrem Antlitz. — Liebrunde, gehört mit zu des Dichters schönen Kompositionen des Wortes Liebe, worüber an einem andern Orte ein Mehreres. — Rund in poetischer Kürze für rundum.

---

2. Liebhaber in allen Gestalten*).

Ich wollt', ich wär' ein Fisch,
So hurtig und frisch;
Und kämst du zu anglen,
Ich würde nicht manglen.
Ich wollt', ich wär' ein Fisch,
So hurtig und frisch.

Ich wollt', ich wär' ein Pferd,
Da wär' ich dir werth.
O wär' ich ein Wagen,
Bequem dich zu tragen!
Ich wollt', ich wär' ein Pferd,
Da wär' ich dir werth.

Ich wollt', ich wäre Gold,
Dir immer im Sold;

---

*) Im Juni 1780 schreibt Göthe an Frau v. Stein (I. 310): „Drauf unterhielt ich mich mit beiliegender Posse." Schöll macht hiebei die Bemerkung: „Wars vielleicht der „Liebhaber in allen Gestalten"?" —

Und thätst du was kaufen,
Käm' ich wieder gelaufen.
Ich wollt', ich wäre Gold,
Dir immer im Sold.

Ich wollt', ich wär' treu,
Mein Liebchen stets neu:
Ich wollt' mich verheißen,
Wollt' nimmer verreisen.
Ich wollt', ich wär' treu,
Mein Liebchen stets neu.

Ich wollt', ich wär' alt
Und runzlig und kalt;
Thätst du mirs versagen,
Da könnt' michs nicht plagen.
Ich wollt', ich wär' alt
Und runzlig und kalt.

Wär' ich Affe sogleich,
Voll neckender Streich';
Hätt' was dich verdrossen,
So macht' ich dir Possen.
Wär' ich Affe sogleich,
Voll neckender Streich'.

Wär' ich gut wie ein Schaf,
Wie der Löwe so brav,
Hätt' Augen wie's Lüchschen,
Und Listen wie's Füchschen.
Wär' ich gut wie ein Schaf,
Wie der Löwe so brav.

Was alles ich wär',
Das gönnt' ich dir sehr;

Mit fürstlichen Gaben,
Du solltest mich haben.
Was alles ich wär',
Das gönnt' ich dir sehr.

Doch bin ich, wie ich bin,
Und nimm mich nur hin!
Willst du bessre besitzen,
So laß dir sie schnitzen.
Ich bin nun, wie ich bin;
So nimm mich nur hin!

Nicht schwärmerisch oder schmachtend, sondern naiv und schalkhaft, hier und da sogar etwas derb, ein echtes Volkslied, ähnlich den bekannten Volksliedern, nur mit einer andern Pointe: Ich möchte alles nur Mögliche sein, um dir zu gefallen, um dich zu erfreuen; aber ich kann nichts anderes sein, als was ich bin, und du mußt mich schon so hinnehmen.

Nicht mangeln statt nicht fehlen. — Mein Liebchen stets neu, d. h. ich wünschte, deine Liebe veralte nie. — Listen; Göthe gebraucht, wie es noch in früheren Jahrhunderten (aber jetzt nicht mehr) gäng und gäbe war, öfters die Abstrakte im Plural, z. B. Furchten, Lieben u. s. w. —

---

3. Im Sommer.

Wie Feld und Au
So blinkend im Thau!
Wie perlenschwer
Die Pflanzen umher!
Wie durchs Gebüsch
Die Winde so frisch!
Wie laut im hellen Sonnenstrahl
Die süßen Vöglein allzumal!

Ach aber da,
Wo Liebchen ich sah,
Im Kämmerlein,
So nieder und klein,
So rings bedeckt,
Der Sonne versteckt, —
Wo blieb die Erde weit und breit
Mit aller ihrer Herrlichkeit!

Bringt man dies Gedicht mit dem folgenden, mit dem es allerdings verwandt zu sein scheint (und auch zusammensteht, obwohl darauf wenig zu achten ist, weil Göthe die Lieder bunt durch einander geworfen), in Verbindung: so ist es eine selige Erinnerung an eine Szene der Liebe. Giebt man die Verbindung auf und nimmt das Gedicht allein für sich, so kann es eben so gut auch eine wehmüthige Erinnerung an eine verlorne Liebe sein und sich vielleicht auf die Verhältnisse in Frankfurt oder Sesenheim beziehn.

Die erste Strophe schildert kurz und bezeichnend die Wonnen in der Natur für Auge und Ohr; die zweite bezeichnet die Wonne der Liebe im einsamen Kämmerlein. Somit ist der Eine Gedanke ausgeprägt: so herrlich auch die Erde ist, größer und herrlicher ist die Wonne der Liebe im Kämmerlein.

Der Rhythmus und die Kürze der Verse, die nur am Ende beider Strophen sich länger ausdehnen und weiter ergießen, und ihre unmittelbar hinter einander folgenden schönen Reime sind eben so malerisch als die Konstruktion, welche in der ersten Strophe alles abgerissen ohne Prädikate und ohne Konjunktion hinstellt (— nichts als abgebrochne Sätze, ohne Verba finita —), und in der zweiten Strophe nur Einen Nebensatz („wo Liebchen ich sah") einschließt und erst am Ende einen vollständigen Gedanken in Form eines vollständigen Satzes darstellt. Ueberdies heben die Gegensätze: im Kämmerlein so nieder und klein und das offne Feld und Au, so rings bedeckt und die Winde frisch, der Sonne versteckt und im hellen Sonnenstrahl, den Vergleich und den Abstand beider Wonnen und ihrer Umgebungen aufs Schönste hervor.

B. Klein und Hauptmann haben Kompositionen zu diesem schönen Gedicht geliefert.

4. Mailied.

Zwischen Weizen und Korn,
Zwischen Hecken und Dorn,
Zwischen Bäumen und Gras,
Wo gehts Liebchen?
Sag mir das!

Fand mein Holdchen
Nicht daheim;
Muß das Goldchen
Draußen sein.
Grünt und blühet
Schön der Mai;
Liebchen ziehet
Froh und frei.

An dem Felsen beim Fluß,
Wo sie reichte den Kuß,
Jenen ersten im Gras,
Seh' ich etwas!
Ist sie das? —

Ganz andrer Natur als das vorige Gedicht und doch mit ihm vielleicht innerlich verwandt ist dies Mailied. Es geht nicht in die Vergangenheit erinnernd zurück, sondern ruft sie als Gegenwart in die lebendige Phantasie herein, oder, was wohl noch richtiger sein mag, es deutet auf wirklich gegenwärtige Liebe und sehnsüchtige Erwartung hin. —

---

5. März.

Es ist ein Schnee gefallen,
Denn es ist noch nicht Zeit,
Daß von den Blümlein allen,
Daß von den Blümlein allen
Wir werden hoch erfreut.

Der Sonnenblick betrüget
Mit mildem, falschem Schein,
Die Schwalbe selber lüget,
Die Schwalbe selber lüget,
Warum? Sie kommt allein!

Sollt' ich mich einzeln freuen,
Wenn auch der Frühling nah?
Doch kommen wir zu zweien,
Doch kommen wir zu zweien,
Gleich ist der Sommer da.

Dies Gedicht ist offenbar, wie aus Klang und Farbe zu schließen, weit später entstanden als die beiden vorhergehenden, welche gefühlvoll und warm und sehnsuchtsvoll sind, während dies mehr kalt und trocken und ruhig dahinfließt. Man würde es nicht einmal für ein Liebeslied halten können, ließe nicht die dritte Strophe ahnen, daß von zwei Liebenden (vielleicht von einem Ehepaare) die Rede sei. Die Wiederholung des dritten Verses in jeder Strophe kann zu der Vermuthung führen, daß Göthe dies Gedicht nach einer bekannten Melodie verfaßt habe, wie er denn namentlich im Jahr 1807 mehrere Gedichte bekannten Melodien angepaßt hat. (Vergl. **32.** 25.) Vielleicht rührt es gerade aus diesem Jahre her. —

---

6. Der Goldschmiedsgesell. 1808.

Es ist doch meine Nachbarinn
Ein allerliebstes Mädchen!
Wie früh ich in der Werkstatt bin,
Blick' ich nach ihrem Lädchen.

Zu Ring' und Kette poch' ich dann
Die feinen goldnen Drätchen;
Ach, denk' ich, wann, und wieder, wann
Ist solch ein Ring für Käthchen?

Und thut sie erst die Schaltern auf,
Da kommt das ganze Städtchen
Und feilscht und wirbt mit hellem Hauf
Ums Allerlei im Lädchen.

Ich feile; wohl zerfeil' ich dann
Auch manches goldne Drätchen.
Der Meister brummt, der harte Mann!
Er merkt, es war das Lädchen.

Und flugs, wie nur der Handel still,
Gleich greift sie nach dem Rädchen.
Ich weiß wohl, was sie spinnen will:
Es hofft das liebe Mädchen.

Das kleine Füßchen tritt und tritt;
Da denk' ich mir das Mädchen,
Das Strumpfband denk' ich auch wohl mit,
Ich schenkt's dem lieben Mädchen.

Und nach den Lippen führt der Schatz
Das allerfeinste Fädchen.
O wär' ich doch an seinem Platz,
Wie küßt' ich mir das Mädchen!

Dies Lied rührt aus dem Jahr 1808 her, wie Göthe selbst erzählt. Der Name Käthchen (Katharina) bezieht sich weder auf Annette in Leipzig (s. §. 4) noch auf sonst eine bestimmte Freundinn, sondern der Dichter ist durch den Reim auf den Namen Käthchen gefallen. Dieser Eine Reim, der durch die graden Verse sämmtlicher Strophen kunstvoll geflochten sich hindurchzieht, ist besonders malerisch: er bezeichnet die bei allen dazwischentretenden Gedanken und Gefühlen immer wiederkehrende Einfachheit und Einförmigkeit in der Thätigkeit des Gesellen, der in seiner Werkstatt immer an seinem Drähtchen arbeitet und dabei immer an sein Mädchen, Käthchen, denkt.

7. Sämmtliche Sonette. 1807 und 1808.

Die nachfolgenden 17 Sonette, 1807 und 1808 entstanden, sind nächst oder mit dem Westöstlichen Divan offenbar das schönste und bedeutendste Produkt der lyrischen Muse Göthes in dieser ganzen dritten Lebensperiode. Zauper („Studien über Göthe" I. S. 29) sagt: „Seine erquicklichen Sonette sind so ungemein, daß man sie wohl hundertmal nach einander zu lesen nicht müde wird. Glühender als im Liede, in welchem die Empfindung gerne gleich bleibt von Strophe zu gleicher Strophe, schwillt die liebende Empfindung des tief erregten Gemüthes wie ein Seufzer in den beiden ersten Vierzeilen, um wie verathmend in den Dreizeilen in die minnende Brust rückzusinken. Die ganz einfachen, kindlichen Worte schmiegen sich so mild an unser Herz an, blicken uns so edelschalkisch in die Augen, daß sie ihres Sieges gewiß sein mögen. Namenloses, trübheitres Sehnen des ganz und tief sich anschließenden Herzens hallt verschwebend eben so herrlich in dieser Gedichtart wieder, wie zuweilen das neckende, muthwillige Anrufen des schelmischen Mägdleins, die mit ihres Geliebten Herzen und dem eignen nur loses Spiel treibt" u. s. w.

Diese lieblichen und anmuthigen Sonette, in denen eine vollendete Form so geeignet ist sich dem Inhalt ganz anzuschmiegen, wären wohl im Stande den sechszigjährigen Greis vergessen und an den feurigen Jüngling denken zu lassen. Wodurch sie aber noch einen ganz besondern Reiz empfangen, das ist ihr innerer Zusammenhang. Will man durch sie alle nicht bloß einen und denselben Liebenden, sondern auch ebenso eine und dieselbe Geliebte dargestellt sich denken oder darstellen und dabei manches zwischen einzelnen Sonetten ausgelassene Zwischenglied hinzuergänzen, so ist es nicht unmöglich, Einen historischen Faden durch alle Sonette zu ziehn und somit aus ihnen den Zusammenhang Einer Liebesgeschichte zu entwickeln. Wir versuchen im Folgenden einen solchen Zusammenhang, dessen Grundton die Laune des Liebenden genannt werden könnte und beziehungsreich auf Göthes eigenes Leben hinzielen dürfte. Ist solch ein Versuch einer Zusammenstellung einzelner selbstständiger Gedichte zu einem einheitlichen Ganzen schon oben §. 25 bei dem Zyklus

der Römischen Elegien, wo mehr ein, so zu sagen, innerer Seelenroman sich durch die Einzelnheiten hindurchzieht, als möglich dargelegt: so wird uns hier solch ein Versuch um so eher gelingen, da wir in den Sonetten mehr Andeutungen auch von äußern Begegnissen und Handlungen vorfinden, als bei den Elegien, obwohl wir bei diesen wenigere ausgefallne Zwischenglieder vermissen als bei jenen.

Der zusammenhängende Inhalt wäre also etwa folgender:

I. So wie der vom Felsen herabstürzende Waldstrom plötzlich durch die Oreas (Bergnympfe) gehemmt zum ruhig blinkenden See anschwillt, in welchem die Gestirne sich spiegeln, und in der Ruhe desselben ein neues Leben lebt: II. so wird auch der Dichter, welcher unruhiges Sinnes in banger, unbestimmter Sehnsucht dahinstürmen wollte, plötzlich durch ein holdes Mädchen gehemmt und, obwohl er trotzig fliehn wollte, doch gefesselt und bezaubert; in seinem Herzen spiegelt sich die Liebe. Er und sie haben sich gefunden. III. Doch er mag sich nicht an sie gewöhnen, versucht es einmal sie zu meiden und sein Herz durch ein Liebeslied zu erleichtern. Kaum ists ihm gelungen, da treibt es ihn zu ihr, um ihr sein Lied vorzusingen. IV. Aber, sei es wieder die Angst vor Gewöhnung, sei es eine andre Laune, er zeigt sich allmälig kälter. Sie klagt ihm, daß er ihr kein Liebeszeichen gebe, daß er, während sie ihn suche, ihr ausweiche, daß er sich ihr nicht eröffne, und will so lange sein Marmorbild küssen, bis er aus Eifersucht sich ihr wieder zuwende. V. Er hatte sie in ihrer Jugend schon als treues Töchterchen und dann, als sie heranwuchs, in ihrer sorgenden Häuslichkeit ehren gelernt. Nun fühlt er allerdings heißes Liebestoben in seiner Brust, allein er will jetzt, durch eine andere Laune der Verliebtheit bewogen, aus Bescheidenheit und Demuth sich zurückziehn; er meint nicht wagen zu dürfen, zu ihrer Hoheit hinaufzublicken. VI. Er fühlt den Abstand, den das Geschick zwischen beide gelegt, und tritt zurück. Frei ahnt er sich von allen Banden, in die weite Welt will er, das einzige Unentbehrliche, die Liebe, mit sich tragend. VII. Er nimmt Abschied. In der Ferne erwacht sein heißes Verlangen. Aber in seiner Seele lebt ja die Liebe, er meint trotz der Ferne nichts verloren zu haben, sondern alles zu besitzen, was er je genossen. VIII, IX und X. Da schreibt sie ihm, daß sie in Gedanken an ihn weine, daß sie das Lispeln ihres Liebewehens von ihm gehört wünsche, daß ihr einziges Glück seine freundliche Erinnerung an sie und ein

Zeichen derselben sei, daß täglich und stündlich ihr Herz sich zu ihm hinwende, daß ihre Sehnsucht auch schon durch seine süßen Worte der Erwiederung gestillt sei. XI. Nun flieht er das Weltgewirr und zieht sich in die Einsamkeit zurück. Er, der früher launenhaft war und nur zu leicht mit der Liebe gespielt, wird jetzt von der Nemesis zur Sonettenwuth und Liebesraserei getrieben. XII. Er sendet ihr süße Weihnachtsgaben mit der Bitte um ein freundliches Erinnern; XIII, klagt mit der Bitte um Erhörung sich selbst ob der vielen unnützen Worte an, die er vor ihr, ohne gehört zu werden, geplaudert; XIV, begründet vor den Zweifelnden die Sonettenform, in die er seine Gefühle eingekleidet, mit der Schmelzkraft des Liebesfeuers, XV, und vor der Geliebten, die den Ernst der verschränkten Form bezweifelt, mit dem Gleichniß des Feuerwerkers, der, obwohl kundig, doch von der Macht des Elements zerschmettert wird. XVI. Nun sehn sie sich wieder. Sie, die er früh im Herzen getragen, dann sich aus dem Sinn geschlagen und endlich wieder innig lieb gewonnen, gewährt ihm den süßen Wonneschauer der Liebe, nicht, wie dem Petrarka die von ihm Geliebte ein Herzensweh, einen Charfreitag, sondern einen Advent, einen ewigen Maitag. XVII. Und so schließt er diese Liebesgeschichte, die er mit einem schönen Vergleich begonnen, jetzt mit einer anmuthigen Charade. —

Dieser Versuch einer Verschmelzung sämmtlicher Sonette zu einem zusammenhangenden Ganzen, zu Einer Liebesgeschichte, hat den Zweck, darzuthun, daß es möglich ist, in allen Sonetten nur an Eine und dieselbe Geliebte des dichtenden Dichters und an Einen historischen Faden zu denken, keineswegs aber die Vermuthung aufzustellen, daß Göthe wirklich nur an Eine Geliebte gedacht und ein Bruchstück seines Liebesverhältnisses mit ihr in chronologischer Reihenfolge habe liefern wollen. Im Gegentheil leuchtet ein, daß er verschiedne Herzensfreundinnen und mannigfache Verhältnisse hier abgespiegelt habe, und es drängen sich bei diesem und jenem Sonett ziemlich klare An- und Rückklänge von bestimmten Liebesverhältnissen aus den vorigen wie aus dieser dritten Periode seines Liebeslebens dem Leser von selbst auf. Am zuverlässigsten sind die Anregungen zu erkennen, welche er durch Bettina (vergl. oben §. 29) erhalten. Bettina will alle Sonette gradezu auf sich bezogen wissen. Wenn ihre Behauptung auch nicht erwiesen ist, so läßt sich doch so viel nicht leugnen, daß sie und ihr Verhältniß zu Göthe die Sonette

angeregt, und daß sie dem portraitirenden Dichter öfters gesessen. Aber daß diese Sonette an sie als Geliebte wirklich gerichtet seien, ist um so weniger denkbar, da Göthes Verhältniß zu ihr, wie wir schon oben auseinandergesetzt haben, mehr das Verhältniß eines Alles gewährenden Vaters zu einem genialischen, unbändigen Kinde gewesen ist. Die genauere Beziehung einiger Sonette ist in Bettinas Briefen dargestellt, aus denen wir entnehmen, daß sie ihr von ihm übersandt sind, und daß sie in einigem Zusammenhange mit dem geistigen Zusammenleben beider stehn*).

---

*) Riemer („Mittheilungen über Göthe" I. 36) sagt: „Von einigen ihrer (Bettinas) Briefe kann man dreist sagen, sie seien nur das in Prosa aufgedröselte, meta- und paraphrasirte Poem Göthes; denn man hört noch das Silbenmaß hindurch mit der Wort- und Satzfolge, und also nur wie zerzupfte Seidenläppchen mit ihren Phantasien, Visionen und Träumen zusammengesponnen, und zu diesem „fatalen Strumpf" gewirkt, da das ziemlich bejahrte Kind bekanntlich noch nach Göthes Tode, und nachdem längst aller persönliche und briefliche Verkehr mit ihr aufgehört hatte, an dieser Korrespondenz fortgestrickt hat." — Das heißt denn doch Bettinen gradezu eines offenbaren Betruges anklagen, der sich nicht vermuthen, noch weniger beweisen läßt. Wer solche harte Beschuldigungen vorbringt, muß Beweise haben und liefern. Die ganze vorangehende Erzählung liefert keine Beweise dafür. Er erzählt nämlich (S. 34 und 35): „Nur soviel ist zu sagen, daß ein Dutzend dieser Sonette schon 1807, vom 29. Novbr. Adventus domini an bis 16. Dezbr., in Jena verfertigt und durch meine Hand gegangen, Zeltern unter dem letzten Datum verheißen worden und ihm auch den 22. Juni 1808 von Karlsbad aus wirklich zukamen. Bettina war diesmal mit Schwestern und Bruder vom 1. bis 10. Novbr. in Weimar gewesen und am 10., wo sie jene Klage gegen mich führte, wieder abgereist. Den folgenden Tag fuhr Göthe mit mir nach Jena, wo wir bis zum 18. Dezbr. blieben, und erklärte sich im Gespräch mit mir über Bettina nicht eben als leidenschaftlicher Liebhaber, sondern nur als Bewundrer ihres geistreichen, aber auch barocken Wesens. Während dieses Aufenthalts wurden in den abendlichen Lesezirkeln bei Frommann, Knebel u. A. besonders Sonette von Klinger, A. W. Schlegel, Gries und zuletzt von Z. Werner, der persönlich in diese Kreise eingetreten war, vorgelesen und im Stillen auch von Göthe versucht — wie es seine Art war, sich von berühmten Mustern und Vorbildern anregen zu lassen — und zwar gleich in einer gewissen Anzahl. In dieser kurzen Zeit also, mit wahrer „Sonettenwuth" gedichtet, können sie, auch wenn der Inhalt und sonst ein Umstand der Zeit oder des Orts nicht widerspräche, gar nicht auf Bettina gemeint oder gemünzt sein. Bettina eignet auch wohlweislich nicht

Hierüber werden wir unten bei den einzelnen Sonetten sprechen, hier aber kommen wir auf einen Gedanken zurück, den wir oben §. 25 bei den Römischen Elegien bereits erwähnt haben, nämlich, daß der Dichter, wenn er auch wirklich an mehrere Herzensfreundinnen gedacht, doch in seinem Dichten aus diesen sich das Bild Einer Geliebten oft genug zusammengesetzt haben kann. Und sämmtliche Sonette sind so aus Einem Guß und von Einer Farbe und in Einem Ton, daß die Idee der Absicht, bloß Ein Liebesverhältniß darstellen zu wollen, nur durch einzelne sehr wenige Sonette ein wenig in den Hintergrund geschoben werden kann. Vielleicht sind diese weniger in das Ganze hineinpassenden Sonette später entstanden und unter die früheren eingeschaltet worden, was um so glaublicher ist, da er selbst erzählt, daß er im Jahr 1807 und 1808 zu verschiednen Zeiten sich an diese Sonette gemacht, wodurch denn bei verschiedenartigen Süjets und doch gleicher Herzensstimmung eine so große innere Verwandtschaft aller Sonette bewirkt sein kann. Man braucht in der That nur einzelne Sonette (z. B. V und VI oder XI, XIII, XIV und XV) als spätere Einschiebsel aus diesem Kranze herauszunehmen, so wird die oben versuchte Zusammenhangsdarstellung theils eine gewisse Gezwungenheit (in V und VI), theils die Hintansetzung der Hauptpointe (XI, XIII, XIV und XV) verlieren und an innerster Einheit gar sehr gewinnen.

Sehn wir von diesen und ähnlichen Vermuthungen über den einheitlichen Zusammenhang aller Sonette ab und fassen wir sie einzeln oder in kleineren, vom Dichter selbst angedeuteten Zusammenhängen auf, so ist Alles klar wie Krystall und jede Einzelnheit an sich ein ungemein schönes Ganze.

Wir gehn nun zu den einzelnen Sonetten über.

alle sich zu, und lehnt einige sogar entschieden ab, die freilich auf eine Andre zu sichtlich deuten, als daß die Unwahrheit oder die Dichtung nicht sogleich in die Augen fallen sollte."

I.

Mächtiges Ueberraschen.

Ein Strom entrauscht umwölktem Felsensaale,
Dem Ozean sich eilig zu verbinden;
Was auch sich spiegeln mag von Grund zu Gründen,
Er wandelt unaufhaltsam fort zu Thale.

Dämonisch aber stürzt mit einemmale —
Ihr folgten Berg und Wald in Wirbelwinden —
Sich Oreas, Behagen dort zu finden,
Und hemmt den Lauf, begrenzt die weite Schale.

Die Welle sprüht und staunt zurück und weichet
Und schwillt bergan, sich immer selbst zu trinken;
Gehemmt ist nun zum Vater hin das Streben.

Sie schwankt und ruht, zum See zurückgedeichet;
Gestirne, spiegelnd sich, beschaun das Blinken
Des Wellenschlags am Fels, ein neues Leben.

II.

Freundliches Begegnen.

Im weiten Mantel bis ans Kinn verhüllet
Ging ich den Felsenweg, den schroffen, grauen,
Hernieder dann zu winterhaften Auen,
Unruh'gen Sinns, zur nahen Flucht gewillet.

Auf einmal schien der neue Tag enthüllet:
Ein Mädchen kam, ein Himmel anzuschauen,
So musterhaft wie jene lieben Frauen
Der Dichterwelt. Mein Sehnen war gestillet.

Doch wandt' ich mich hinweg und ließ sie gehen
Und wickelte mich enger in die Falten,
Als wollt' ich trutzend in mir selbst erwarmen;

Und folgt' ihr doch. Sie stand. Da wars geschehen.
In meiner Hülle konnt' ich mich nicht halten,
Die warf ich weg, sie lag in meinen Armen.

Das erste Sonett bildet die Einleitung des ganzen Sonettenzyklus und hängt aufs Innigste mit dem zweiten zusammen, indem es ein überaus passendes und schönes Bild für die Entstehung und das Wesen des im zweiten dargestellten Seelenzustandes des Dichters vors Auge führt. Nämlich ein Strom entrauscht dem hohen Felsen, um unaufhaltsam nach dem Vater, dem Ozean, zu gelangen. Plötzlich hemmt seinen Lauf die Oreas (ein waldiger Fels), die Welle weicht sprühend und erstaunt zurück, schwillt bergan, schwankt und ruht, zum See eingedämmt. Sanfter ist der Wellenschlag, die Gestirne spiegeln sich in der klaren, stillen Oberfläche, dem neuen Leben des Stroms. Auf gleiche Weise ergeht es dem Dichter, wie das zweite Sonett singt, und jeder Zug des Bildes im ersten Sonett (Strophe für Strophe und fast Wort für Wort) spiegelt sich in diesem ab. Wir setzen die korrespondirenden Ausdrücke des ersten Sonetts bei dem Inhalt dieses zweiten in Klammern hinzu. — Der Dichter wandert (der Strom entrauscht) den schroffen Felsenweg (Felsensaal), im weiten Mantel gehüllt (umwölkt), hernieder zur Au (Thal), unruhigen Sinnes, zu fliehn gewillt (was sich auch spiegeln mag, unaufhaltsam). Plötzlich schien ein neuer Tag enthüllt, denn ein Mädchen (Oreas) kam, wie ein Himmel anzuschauen (ihr folgten Berg und Wald im Wirbelwinde), und sein Sehnen war gestillt (hemmt den Lauf, begrenzt die weite Schale). Doch wendet er sich weg (die Welle sprüht und weicht) und wickelt sich enger in die Falten, als wollte er trutzend in sich selbst erwarmen (und schwillt bergan, sich immer selbst zu trinken). Doch folgt er ihr (gehemmt ist nun das Streben). Da wars geschehn; er wirft die Hülle weg (sie schwankt und ruht, zum See zurückgedeichet), Liebe, Ruhe und Frieden kehren in seine Seele ein (Gestirne, sich spiegelnd,

beschauen das Blinken des Wellenschlags), sie lag in seinen Armen (ein neues Leben). —

Diese bis ins Einzelnste gehende wunderschöne Uebereinstimmung beider Sonette kann kein Zufall sein, sondern zeugt für den innigsten Zusammenhang beider. Sie erklären und ergänzen einander; das Bild des ersten verdeutlicht uns aufs Treffendste die Handlung und den Seelenzustand im zweiten, und das erste wird in seinem Zusammenhange und als Einleitung des ganzen Sonettenzyklus erst durch Zusammenstellung mit dem zweiten klar und beziehungsreich. Und da beide sich fast Wort für Wort einander selbst erklären, so bedarf es nicht weiter einzelner Erläuterungen.

Nur über die Ueberschriften noch ein Wort. Beide Ueberschriften passen für beide Sonette. Im ersten ist nach dem „mächtigen Ueberraschen" ein „freundliches Begegnen", so wie beim zweiten eine mächtige Ueberraschung bei dem freundlichen Begegnen, wie der Vergleich klar darlegt. Und sonach hätte der Dichter für beide Sonette eigentlich nur Eine Ueberschrift wählen sollen. Er wählte zwei Ueberschriften, da er alle Sonette durch eigne Ueberschriften von einander trennen wollte, und wählte für jedes die gewählte deshalb, weil im ersten die Ueberraschung mehr für das Bild, im letzten die Begegnung mehr für die Sache selbst passend erscheinen mochte, vielleicht auch weil im ersten (— und das ist der einzige die Vergleichung etwas störende Punkt —) die Oreas zuletzt als Person mehr in den Hintergrund tritt, während im zweiten das Mädchen bis ans Ende mit Hauptperson bleibt.

Ueber die Beziehung des ersten Sonetts auf Bettina und ihre Briefe von der Wartburg im Jahr 1807 an Göthe sprechen wir späterhin bei dem siebenten Sonett.

III.

Kurz und gut.

Sollt' ich mich denn so ganz an sie gewöhnen?
Das wäre mir zuletzt doch reine Plage.
Darum versuch' ichs gleich am heut'gen Tage
Und nahe nicht dem vielgewohten Schönen.

Wie aber mag ich dich, mein Herz, versöhnen,
Daß ich im wicht'gen Fall dich nicht befrage?
Wohlan! Komm her! Wir äußern unsre Klage
In liebevollen, traurig heitern Tönen.

Siehst du, es geht! Des Dichters Wink gewärtig
Melodisch klingt die durchgespielte Leier,
Ein Liebesopfer traulich darzubringen.

Du denkst es kaum, und sieh! das Lied ist fertig;
Allein was nun? — Ich dächt' im ersten Feuer,
Wir eilten hin, es vor ihr selbst zu singen.

Der Liebende verfällt in die sonderbare Laune, daß er sich hüten müsse, zu sehr an die Geliebte sich zu gewöhnen und hiedurch Plage sich zu bereiten. Daher versucht er es heute von ihr fern zu bleiben. Um sein Herz, das er bei seinem schnellen Entschluß nicht zu Rathe gezogen, zu beschwichtigen, dichtet er in traurig heitern Tönen zur durchgespielten (oft verklungenen) Leier einen Klagegesang als Liebesopfer. Kaum ist er fertig, so fühlt er das Seelenbedürfniß, zu ihr zu eilen und das Lied ihr vorzusingen.

Ein treues Bild der launenhaften Liebe. Erst Reflexion des Verstandes bei mangelhafter Kenntniß des eignen Herzens und sonderbarer Entschluß der Enthaltsamkeit; dann selbstgeschaffne Pein; dann poetische Klage über diese Pein; dann Sehnsucht und Verlangen, diese Klage selbst der Geliebten mitzutheilen, und somit endlich Aufhebung des frühern Entschlusses und eiliges Wiedersehn.

IV.

Das Mädchen spricht.

Du siehst so ernst, Geliebter! Deinem Bilde
Von Marmor hier möcht' ich dich wohl vergleichen;
Wie dieses giebst du mir kein Lebenszeichen;
Mit dir verglichen zeigt der Stein sich milde.

Der Feind verbirgt sich hinter seinem Schilde,
Der Freund soll offen seine Stirn uns reichen.
Ich suche dich, du suchst mir zu entweichen;
Doch halte Stand, wie dieses Kunstgebilde.

An wen von beiden soll ich mich nun wenden?
Sollt' ich von beiden Kälte leiden müssen?
Da dieser todt und du lebendig heißest.

Kurz, um der Worte mehr nicht zu verschwenden,
So will ich diesen Stein so lange küssen,
Bis eifersüchtig du mich ihm entreißest.

Die Geliebte klagt über des Liebenden Ernst und Mangel an Offenherzigkeit: sogar das vor ihr stehende Marmorbild sei milder als er; sie suche ihn, er entweiche ihr. Sie will das Steinbild so lange küssen, bis er eifersüchtig sich liebend wieder ihr zuwende.

Ohne hinzugedachtes Zwischenglied läßt sich dies Sonett nicht gut mit dem vorigen vereinen. Wollen wir eine Vereinigung finden, so müssen wir uns denken, entweder, daß der Dichter die Vorlesung seiner Liebesklage auf dem Wege zu ihr wieder aufgegeben habe und seinem Vorsatze, sich nicht zu sehr an sie zu gewöhnen, treubleibend, sich kälter zeige und kälter werde, oder daß er wirklich das Liebeslied vorgelesen habe und dann nach einiger Zeit abermals in die alte Laune, in die Angst vor Gewöhnung oder in eine andre Liebeslaune verfallen, kälter geworden sei oder der Geliebten wenigstens kälter erscheine. —

Sehn wir aber von dem Zusammenhange der Dichtung ab und fragen nach der Entstehung dieses Sonetts als einer Einzelnheit, so kommen wir auf die Behauptung Bettinas zurück, daß alle Sonette (so wie auch das Buch Suleika) an sie gerichtet seien, ihr gegolten hätten, und daß in ihnen Abspiegelungen wahrer Seelenzustände, wirklicher Erlebnisse zwischen Göthe und ihr sich fänden. So erzählte sie (im Jahr 1849) mündlich über die Entstehung und Grundlage dieses Sonetts Folgendes: Sie sei einst mit den hohen Herrschaften und Anderen zu Weimar in der Bibliothek zusammen gewesen, und während die Uebrigen die Treppe nach der Gallerie hinaufgegangen, sei auch sie und hinter

ihr Göthe gefolgt. Als sie ein Paar Stufen bereits hinaufgestiegen, habe Göthe sie unter die Arme gefaßt, herabgehoben, zu seiner kürzlich angelangten Büste geführt und sie gefragt: Wie gefällt dir, Bettina, diese? Ihre Antwort sei gewesen: „Das muß einmal ein schöner Mann gewesen sein!“ Ernst und böse sei Göthe hierauf zurückgetreten, und da es ihr leid gethan, ihn geärgert zu haben, sei sie mit offnen Armen auf ihn losgeeilt. Kalt und schweigend habe er sie abgehalten. „Nun denn, sagte sie darauf, so will ich denn den kalten Stein küssen und umarmen!“ und umschlang und küßte mit zärtlicher Liebe den Marmor.

V.

Wachsthum.

Als kleines art'ges Kind nach Feld und Auen
Sprangst du mit mir so manchen Frühlingsmorgen.
„Für solch ein Töchterchen, mit holden Sorgen,
Möcht' ich als Vater segnend Häuser bauen!“

Und als du anfingst in die Welt zu schauen,
War deine Freude häusliches Besorgen.
„Solch eine Schwester! und ich wär' geborgen:
Wie könnt' ich ihr, ach! wie sie mir vertrauen!“

Nun kann den schönen Wachsthum nichts beschränken;
Ich fühl' im Herzen heißes Liebetoben.
Umfass' ich sie, die Schmerzen zu beschwicht'gen?

Doch ach! nun muß ich dich als Fürstinn denken:
Du stehst so schroff vor mir emporgehoben;
Ich beuge mich vor einem Blick, dem flücht'gen.

VI.

Reisezehrung.

Entwöhnen sollt' ich mich vom Glanz der Blicke,
Mein Leben sollten sie nicht mehr verschönen.
Was man Geschick nennt, läßt sich nicht versöhnen;
Ich weiß es wohl und trat bestürzt zurücke.

Nun wußt' ich auch von keinem weitern Glücke;
Gleich fing ich an von diesen und von jenen
Nothwend'gen Dingen sonst mich zu entwöhnen:
Nothwendig schien mir nichts als ihre Blicke.

Des Weines Gluth, den Vielgenuß der Speisen,
Bequemlichkeit und Schlaf und sonst'ge Gaben,
Gesellschaft wies ich weg, daß wenig bliebe.

So kann ich ruhig durch die Welt nun reisen:
Was ich bedarf ist überall zu haben,
Und Unentbehrlichs bring' ich mit — die Liebe.

Diese beiden Sonette, welche genau mit einander zusammenhängen, mögen, wie oben angedeutet, am Wenigsten in den Zusammenhang des Ganzen passen. Ihre Verschmelzung ist nur dann möglich, wenn man nicht durch Geburt („was man Geschick nennt, läßt sich nicht versöhnen") begründete Standesverschiedenheit („dich als Fürstinn, vor mir emporgehoben") hier bezeichnet findet, sondern einen, sei es eingebildeten, sei es wirklichen, höhern Standpunkt des Innern, also Seelenhoheit, Herzensadel. Allerdings kommt man zu dieser Auffassung nur etwas gezwungen; sie ist nicht so einfach und natürlich als die andre, welche man, zumal im Hinblick auf Göthes Verhältniß zu Lida und ähnliche durch Standesverschiedenheit gehemmte Liebesverhältnisse, unbedenklich vorziehn könnte, wenn nicht Bettinas Briefwechsel dagegen zu sprechen schiene.

Nämlich Göthe schreibt aus Weimar unterm 4. Mai 1808 an Bettina (Briefw. I. 228): „— Gestern schickte ich meiner Mutter ein kleines Blättchen für Dich; nimms als ein bares Aequivalent für das, was ich anders auszusprechen in mir kein Talent fühle; sieh zu, wie Du es Dir aneignen kannst.“ — Das Blättchen enthält unser fünftes Sonett. Und Bettina antwortet ihm: „Ist es Dir eine Freude, mich in tiefer Verwirrung beschämt zu Deinen Füßen zu sehn, so sieh jetzt auf mich herab; so gehts der armen Schäfermaid, der der König die Krone aufsetzt; wenn ihr Herz auch stolz ist ihn zu lieben, so ist die Krone doch zu schwer; ihr Köpschen schwankt unter der Last, und noch obendrein ist sie trunken von der Ehre, von den Huldigungen, die der Geliebte ihr schenkt.“ — Ob Göthe nun dies Sonett, wie Bettina meint, an sie gedichtet oder ihr bloß zum Lesen mitgetheilt, läßt sich nicht bestimmt entscheiden. So viel aber ist klar, daß es in mancher Beziehung auf sie gepaßt und durch sie angeregt sein mag.

Abstrahiren wir nun aber von dieser historischen Beziehung und fassen wir das Sonett mit dem folgenden zusammen auf, ohne die Frage zu entscheiden, an wen es in der Wirklichkeit gerichtet sein mag: so werden wir den Zusammenhang also angeben können.

Der Dichter hat die Geliebte schon als kleines Kind so manches Jahr herumspringen gesehn und sie als Töchterchen sich wohl gewünscht. Als sie größer und in der Häuslichkeit thätig geworden, faßte er noch mehr Vertrauen zu ihr und wünschte sie sich als sorgende Schwester. Nun ist sie zur holden Jungfrau herangewachsen, und er fühlt Liebestoben und Liebesschmerz. Aber er muß jetzt in ihr eine Fürstinn, sie also so hoch emporgehoben sehn, daß er nicht zu ihr hinaufblicken darf. — So trennt beide das Geschick, und er muß von ihr und von dem Glück in ihr ablassen. Da fühlt er sein Unglück, ist zu nichts mehr zu gebrauchen, flieht den Wein und die Gesellschaft und andre Genüsse, der Schlaf ist ihm geraubt, und er entschließt sich in die weite Welt zu wandern; aber die Liebe bleibt ihm in seinem Herzen, sie ist seine „Reisezehrung“.

Die Einschließung des dritten und vierten, so wie des siebenten und achten Verses in Anführungshäkchen hat wohl nichts weiter zu bedeuten, als daß der Dichter dadurch seine eignen früheren Aeußerungen über die Geliebte oder seine Ideen von ihr in jüngern Jahren andeuten will. —

In dem Verse „Ich beuge mich vor Deinem Blick, dem flücht'gen" bietet das Prädikat „dem flücht'gen" einige Schwierigkeit dar. Warum ist ihr Blick flüchtig? Weil sie auf viele zu achten hat und daher weniger auf ihn achtet? Aber sie scheint doch zu ihm ebenfalls eine Neigung gefaßt zu haben, und im sechsten Sonett singt er, daß er sich „vom Glanz der Blicke entwöhnen sollte", also können ihre Blicke nach ihm doch nicht so ganz flüchtig gewesen sein. Vielleicht ist der Blick der Fürstinn nur dann flüchtig, wenn sie sich nicht unbemerkt von Andern (und vom Dichter) weiß; dann wäre Verheimlichung und Verstellung im Spiele. Oder dem liebenden Dichter, der seine Tiefe und den Standesabschied fühlt, kommt der Blick von oben her nur flüchtig vor.

VII.

Abschied.

War unersättlich nach viel tausend Küssen
Und mußt' mit Einem Kuß am Ende scheiden,
Nach herber Trennung, tief empfundnem Leiden
War mir das Ufer, dem ich mich entrissen,

Mit Wohnungen, mit Bergen, Hügeln, Flüssen,
So lang' ichs deutlich sah, ein Schatz der Freuden;
Zuletzt im Blauen blieb ein Augenweiden
An fern entwichnen lichten Finsternissen.

Und endlich, als das Meer den Blick umgrenzte,
Fiel mir zurück ins Herz mein heiß Verlangen;
Ich suchte mein Verlornes gar verdrossen.

Da war es, gleich als ob der Himmel glänzte;
Mir schien, als wäre nichts mir, nichts entgangen,
Als hätt' ich alles, was ich je genossen.

Obwohl im vorigen Sonett von der Abreise und in diesem vom Abschiede die Rede ist, so lassen doch die Anfangsverse dieses Sonetts

eine genauere Verbindung mit den beiden vorhergehenden nicht vermuthen, wenn von einer wirklichen Standesverschiedenheit und von seinem „Beugen vor dem Blick" in dieser Beziehung die Rede sein soll. Um so genauer kann aber das vorstehende Sonett mit den folgenden in Ein Liebesverhältniß sich verschmelzen.

Der Dichter nimmt also herzlichen Abschied. Sein Blick hängt noch lange freudenreich an der verlassnen Heimat seiner Liebe; als sie entschwebt, weiden sich seine Augen noch an der blauen Ferne, die ihm eine lichte (d. h. seiner Phantasie klare) Finsterniß (nicht mehr dem äußern Auge sichtbar) ist. Endlich steigt an seinem Horizonte das (sehnsuchtweckende, die Seele in die Ferne hinziehende) Meer auf, und sein Herzensverlangen wird lebendiger, besänftigt sich aber, denn er trägt ja die Liebe in sich und mit sich, und so wars ihm, als hätte er nichts verloren, als hätte er alles, was er je genossen.

Bettina hatte im Juli 1807 Göthen zum zweitenmal besucht. Nach ihrer Abreise schrieb sie ihm von der Wartburg am 1. August (I. 154): „Es war freilich ein letzter Kuß, mit dem ich scheiden mußte, da ich glaubte, ich müßte ewig an Deinen Lippen hängen; und wie ich so dahinfuhr durch die Gänge unter den Bäumen, unter denen wir zusammen gegangen waren, da glaubte ich, an jedem Stamme müsse ich mich festhalten; aber sie verschwanden, die grünen wohlbekannten Räume, sie wichen in die Ferne, die geliebten Auen, und Deine Wohnung war längst hinabgesunken, und die blaue Ferne schien allein mir meines Lebens Räthsel zu bewachen; doch die mußte auch scheiden, und nun hatte ich nichts mehr als mein heiß Verlangen, und meine Thränen flossen diesem Scheiden. Ach, da besann ich mich auf Alles, wie Du mit mir gewandelt bist in nächtlichen Stunden, und hast mir gelächelt, daß ich Dir die Wolkengebilde auslegte und meine Liebe, meine schönen Träume, und hast mit mir gelauscht dem Geflüster der Blätter im Nachtwind, der Stille der fernen, weit verbreiteten Nacht. Und hast mich geliebt, das weiß ich; wie Du mich an der Hand führtest durch die Straßen, da hab' ichs an Deinem Athem empfunden, am Ton Deiner Stimme, an etwas, wie soll ichs Dir bezeichnen? das mich umwehte, daß Du mich aufnahmst in ein inneres geheimes Leben, und hattest Dich in diesem Augenblick mir allein zugewendet und begehrtest nichts als mit mir zu sein; und dies alles, wer wird mirs rauben? — was ist mir ver-

loren? Mein Freund, ich habe alles, was ich je genossen." — Und am 2. August fährt sie fort: „Heute Morgen hat mich die Sonne schon halb 5 Uhr geweckt; ich glaube, ich hab' keine zwei Stunden geschlafen, sie mußte mir grade in die Augen scheinen. Eben hatte es aufgehört mit Wolkenbrechen und Wirbelwinden, die goldne Ruhe breitete sich aus am blauen Morgenhimmel. Ich sah die Wasser sich sammeln und ihren Weg zwischen den Felskanten suchen hinab in die Flut; gestürzte Tannen brachen den brausenden Wassersturz, und Felssteine spalteten seinen Lauf; er war unaufhaltsam, er riß mit sich, was nicht widerstehn konnte. Da überkam mich eine so gewaltige Lust: ich konnte auch nicht widerstehn; ich schürzte mich hoch, der Morgenwind hielt mich bei den Haren in Zaum; ich stützte beide Hände in die Seite, um mich im Gleichgewicht zu halten, und sprang hinab in kühnen Sätzen von einem Felsstück zum andern, bald hüben bald drüben, das brausende Wasser mit mir, kam ich unten an; da lag, als wenn ein Keil sie gespalten hätte bis an die Wurzel, der halbe Stamm einer hohen Linde, quer über den sich sammelnden Wassern u. s. w.

Hierauf sendet ihr Göthe dies siebente Sonett nebst dem ersten am 7. August und schreibt ihr (I. 162): „Deine fliegenden Blätter, liebste Bettine, kamen grade zu rechter Zeit, um dem Verdruß über Dein Verschwinden in etwas zu steuern. Beiliegend gebe ich Dir einen Theil derselben zurück; Du siehst, wie man versucht, sich an der Zeit, die uns des Liebsten beraubt, zu rächen und schöne Minuten zu verewigen. Möge sich Dir der Werth darin spiegeln, den Du für den Dichter haben mußt."

Aus diesen Worten so wie aus der Vergleichung dieses siebenten und jenes ersten Sonetts mit Bettinas Briefen kann man nicht umhin den Schluß zu ziehn, daß diese Sonette unzweifelhaft durch Bettina und ihre Briefe angeregt seien. Daß das Sonett „Mächtiges Ueberraschen" späterhin von Göthe an die Spitze aller Sonette als erstes gesetzt worden (wie er denn offenbar diese Sonette nicht nach der Zeit ihrer Entstehung geordnet hat), ist ein um so glücklicherer Einfall, da dasselbe, wie oben gezeigt, nicht bloß den innigsten Zusammenhang mit dem zweiten „Freundliches Begegnen", sondern auch, besonders eben hiedurch, die schönste Einleitung zum ganzen Sonettenzyklus darbietet.

VIII.

Die Liebende schreibt.

Ein Blick von deinen Augen in die meinen,
Ein Kuß von deinem Mund auf meinem Munde,
Wer davon hat, wie ich, gewisse Kunde,
Mag dem was anders wohl erfreulich scheinen?

Entfernt von dir, entfremdet von den Meinen,
Führ' ich stets die Gedanken in die Runde,
Und immer treffen sie auf jene Stunde,
Die einzige; da fang' ich an zu weinen.

Die Thräne trocknet wieder unversehens:
Er liebt ja, denk' ich, her in diese Stille,
Und solltest du nicht in die Ferne reichen?

Vernimm das Lispeln dieses Liebewehens;
Mein einzig Glück auf Erden ist dein Wille,
Dein freundlicher zu mir; gieb mir ein Zeichen!

IX.

Die Liebende abermals.

Warum ich wieder zum Papier mich wende?
Das mußt du, Liebster, so bestimmt nicht fragen:
Denn eigentlich hab' ich dir nichts zu sagen;
Doch kommt's zuletzt in deine lieben Hände.

Weil ich nicht kommen kann, soll, was ich sende,
Mein ungetheiltes Herz hinüber tragen
Mit Wonnen, Hoffnungen, Entzücken, Plagen:
Das alles hat nicht Anfang, hat nicht Ende.

Ich mag vom heut'gen Tag dir nichts vertrauen,
Wie sich im Sinnen, Wünschen, Wähnen, Wollen
Mein treues Herz zu dir hinüber wendet:

So stand ich einst vor dir, dich anzuschauen,
Und sagte nichts. Was hätt' ich sagen sollen?
Mein ganzes Wesen war in sich vollendet.

X.

Sie kann nicht enden.

Wenn ich nun gleich das weiße Blatt dir schickte,
Anstatt daß ichs mit Lettern erst beschreibe,
Ausfülltest du's vielleicht zum Zeitvertreibe
Und sendetest's an mich, die Hochbeglückte.

Wenn ich den blauen Umschlag dann erblickte,
Neugierig schnell, wie es geziemt dem Weibe,
Riß' ich ihn auf, daß nichts verborgen bleibe;
Da läs' ich, was mich mündlich sonst entzückte:

Lieb Kind! Mein artig Herz! Mein einzig Wesen!
Wie du so freundlich meine Sehnsucht stilltest
Mit süßem Wort und mich so ganz verwöhntest!

Sogar dein Lispeln glaubt' ich auch zu lesen,
Womit du liebend meine Seele fülltest
Und mich auf ewig vor mir selbst verschöntest.

In diesen drei Sonetten schreibt die Liebende an den Dichter von ihrer Liebe, welche gerne auch von ihm ein Liebeszeichen empfangen möchte, von ihrem vollen Herzen, das nichts zu sagen weiß, und von ihrer Sehnsucht, die sich bei seinen liebevollen Erwiederungen gestillt fühlt.

Bettina schreibt an Göthe im Februar 1808 (I. 195): „Du kennst mein Herz, Du weißt, daß alles Sehnsucht ist, Wille, Gedanke und Ahnung; Du wohnst unter Geistern, sie geben Dir göttliche Wahrheit. Du mußt mich ernähren, Du giebst alles zum Voraus, was ich nicht zu fordern verstehe. Mein Geist hat einen kleinen Umfang, meine Liebe einen großen, Du mußt sie ins Gleichgewicht bringen. Die Liebe kann nicht ruhig werden, als wenn der Geist ihr gewachsen ist; Du bist meiner Liebe gewachsen, Du bist mild, freundlich, nachsichtig; laß michs fühlen, wenn mein Herz sich nicht im Takte wiegt, ich verstehe Deine leisen Winke. — Ein Blick von Deinen Augen in die meinen, ein Kuß von Dir auf meinen Mund, belehrt mich über alles; was könnte dem auch wohl noch erfreulich scheinen zu lernen, der wie ich hievon Erfahrung hat? Ich bin entfernt von Dir, die Meinen sind mir fremd geworden, da muß ich immer in Gedanken auf jene Stunde zurückkehren, wo Du mich in den sanften Schlingen Deiner Arme hieltest; da fang ich an zu weinen, aber die Thränen trocknen mir unversehens wieder: Er liebt ja herüber in diese verborgne Stille, denke ich, und sollte ich in meinem ewigen ungestillten Sehnen nach ihm nicht in die Ferne reichen? Ach vernimm es doch, was Dir mein Herz zu sagen hat, es fließt über von leisen Seufzern, alle flüstern Dir zu: mein einzig Glück auf Erden sei Dein freundlicher Wille zu mir. O lieber Freund, gieb mir doch ein Zeichen, Du seist meiner gewärtig!" u. s. w.

Hiemit stimmt fast wörtlich das achte Sonett überein. Findet also bei diesem Briefe kein Irrthum oder keine Selbsttäuschung Bettinas statt, so leuchtet die Beziehung dieses Sonetts auf sie von selbst ein.

Etwas Gleiches ist vom neunten Sonett und Bettinas kurz vorhergehendem Briefe zu sagen, den sie so beginnt (I. 182): „Ach frage nur nicht, warum ich schon wieder ein neues Blatt vornehme, da ich Dir doch eigentlich nichts zu sagen habe. Ich weiß freilich noch nicht, womit ichs ausfüllen soll, aber das weiß ich, daß es doch zuletzt in Deine lieben Hände kommt. Drum hauche ichs an mit allem, was ich Dir aussprechen würde, stände ich selbst vor Dir. Ich kann nicht kommen, drum soll der Brief mein ungetheiltes Herz zu Dir hinübertragen, erfüllt mit Genuß vergangner Tage, mit Hoffnung auf neue, mit Sehnsucht und Schmerz um Dich, da weiß ich nun keinen Anfang und kein Ende. — Von heute mag ich Dir nun gar nichts vertrauen. Wie soll ich los-

kommen vom Wünschen, Sinnen und Wähnen? Wie soll ich Dir mein treues Herz, das sich von allem zu Dir allein hinüberwendet, aussprechen? Ich muß schweigen wie damals, als ich vor Dir stand, um Dich anzusehn. Ach, was hätte ich auch sagen sollen? Ich hatte nichts mehr zu verlangen!" u. s. w.

Ein Gleiches gilt endlich auch vom zehnten Sonett und Bettinas nachfolgendem Brief, welcher also anfängt (I. 198): „Was soll ich Dir denn schreiben, da ich traurig bin und nichts neues Freundliches zu sagen weiß? Lieber möchte ich Dir gleich das weiße Blatt schicken, statt daß ichs erst mit Buchstaben beschreibe, die doch immer nicht sagen, was ich will, Du füllteſt es zu Deinem Zeitvertreibe aus, machteſt mich überglücklich und schickteſt es an mich zurück; wenn ich dann den blauen Umschlag sehe und riß ihn auf, neugierig eilig, wie die Sehnsucht immer der Seligkeit gewärtig ist, und ich lese nun, was mich aus Deinem Munde einst entzückte: Lieb Kind, mein artig Herz, mein einzig Liebchen, klein Mäuschen, die süßen Worte, mit denen Du mich verwöhnteſt, so freundlich mich beschwichtigend: ach, mehr wollt ich nicht, alles hätte ich wieder, sogar Dein Lispeln würde ich mitlesen, mit dem Du mir leise das Lieblichste in die Seele ergossen und mich auf ewig vor mir selbst verherrlicht hast."

Im Einzelnen noch folgende Erläuterungen:

VIII. Entfrembet von den Meinen durch die Liebe zu Dir. — Auf jene Stunde, vielleicht die Stunde des Abschiedes. — Er liebt her in diese Stille, seine Liebe wandert her in meine Stille, versetzt sich zu mir. Der Ausdruck herlieben ist schön poetisch, ähnliche Bildungen hat Göthe sehr oft, z. B. heranwachen, niederliegen u. s. w. — Und solltest Du nicht in die Ferne reichen? Da er mit seiner Liebe bis her zu mir wandert, so kann ich ja auch mit meiner Liebe zu ihm in die Ferne wandern, mich hinversetzen. —

IX. Mein ganzes Wesen war in sich vollendet. Als ich vor Dir stand, fühlte ich mich so vollendet in mir, so ganz, so ohne alles Gefühl irgend eines Mangels, so vollkommen selig in mir und Dir, daß ich nichts sagen konnte. —

X. Und sendetest's an mich, die Hochbeglückte, eine bekannte poetische Figur (Prolepsis), statt: an mich, so daß ich hochbeglückt wurde. — Lieb Kind, mein artig Herz. Schon oben haben wir

erwähnt, daß Göthe Bettinen in den Briefen so wie mündlich lieb Kind, fein Kind, artig Kind u. s. w. anredete. — Womit du — mich auf ewig vor mir selbst verschöntest. Du verschöntest mich, d. h. Du verschöntest mein Leben, oder noch besser, mein eignes Ich durch Deine Liebe, vor mir selbst, d. h. so daß ich es selbst empfand und erkannte. Die Liebe veredelt nnd verschönt.

XI.

Nemesis.

Wenn durch das Volk die grimme Seuche wüthet,
Soll man vorsichtig die Gesellschaft lassen.
Auch hab' ich oft mit Zaudern und Verpassen
Vor manchen Influenzen mich gehütet.

Und obgleich Amor öfters mich begütet,
Mocht' ich zuletzt mich nicht mit ihm befassen.
So ging mirs auch mit jenen Lakrimassen,
Als vier- und dreifach reimend ich gebrütet.

Nun aber folgt die Strafe dem Verächter,
Als wenn die Schlangenfackel der Erinnen
Von Berg zu Thal, von Land zu Meer ihn triebe.

Ich höre wohl der Genien Gelächter;
Doch trennet mich von jeglichem Besinnen
Sonettenwuth und Raserei der Liebe.

Dies Sonett ist wohl grade in diese Stelle ohne genaueren Zusammenhang hineingeschneit. Der Hauptgedanke ist klar. Oft hat sich der Dichter vor den Influenzen der Zeit (Sonettenwuth) und vor Amor, der ihn häufig begütete, gehütet. Die Strafe folgt nach: die Rachegöt-

tinnen peinigen ihn, besinnungsleer stürzt er sich in die Sonettenwuth und Liebesraserei.

Mit jenen Lakrimassen, als vier- und dreifach reimend ich gebrütet. Dies geht auf die Sonettenform, bei welcher in den ersten 2 Strophen (Quadrainen) je 4, in den letzten 2 (Terzetten) je 3 Verse enthalten sind und in den ersten beiden je 4 Verse, in den beiden letzten je 3 Verse (oder, wie in diesen Sonetten Göthes ohne Ausnahme je 2 Verse in 3 Verspaaren) sich reimen. Die Lakrimassen beziehn sich auf die damals in der Literatur herrschende manirirte und affektirte Sonettenmanie, vor der er sich, wie er am Anfang des Sonetts andeutet, anfangs wie vor andern ansteckenden Krankheiten („Influenzen") der damaligen Zeit sehr gehütet. Späterhin nahm diese Sonettenwuth noch mehr zu und erst seit den zwanziger Jahren ist sie im Fallen. — Dem Verächter der Sonette und des Amor. — Erinnen, Erinnyen, Eumeniden, Furien, Rachegöttinnen, im schwarzen Gewande und mit Schlangenharen, mit Peitsche und Fackel („Schlangenfackeln"), Töchter der Nacht. Ihre Heimat ist der Orkus. Sie heißen Alekto, Megära, Tisiphone. Verwandt mit ihnen ist die Nemesis, wie die Ate, eine verderbenbringende Gottheit, Rächerinn des Unrechts. Daher die Ueberschrift dieses Sonetts. Der Dichter persiflirt sich selbst, weil er der allgemeinen Sonettenwuth nachgegeben. Im 14ten und 15ten Sonett nimmt er die schöne Sonettenpoesie in Schutz, und mit Recht, wenn man ihre Vollendung, wie sie A. Schlegel so schön schildert, sich denkt. Vergl. die Bemerkungen zu Nr. XIV und XV. — Der Genien (bei den Griechen Dämonen). Jeder Mensch hatte nach dem Glauben der Alten einen guten Genius (Schutzgeist) und einen bösen. Von diesen beiden kann hier nicht die Rede sein. Die Römer nannten Genien auch oft die Manen, Geister der Verstorbnen. Auch sie kann der Dichter hier nicht meinen. Die Rachegöttinnen aber können nicht mit diesem Namen bezeichnet sein. Es bleibt also nichts andres übrig, als hier die guten Genien im Allgemeinen bezeichnet zu finden, also, nicht allein sein guter Genius, sondern auch die guten Genien Andrer. Er erscheint, sagt er, sich selbst und Andern lächerlich in seiner Sonettenwuth und Liebesraserei, und doch verliert er die Besinnung und ergiebt sich.

XII.

Christgeschenk.

Mein süßes Liebchen! Hier in Schachtelwänden
Gar mannigfalt geformte Süßigkeiten.
Die Früchte sind es heil'ger Weihnachtszeiten,
Gebacken nur, den Kindern auszuspenden!

Dir möcht' ich dann mit süßem Redewenden
Poetisch Zuckerbrot zum Fest bereiten;
Allein was solls mit solchen Eitelkeiten?
Weg den Versuch, mit Schmeichelei zu blenden!

Doch giebt es noch ein Süßes, das vom Innern
Zum Innern spricht, genießbar in der Ferne,
Das kann nur bis zu dir hinüber wehen.

Und fühlst du dann ein freundliches Erinnern,
Als blinkten froh dir wohlbekannte Sterne,
Wirst du die kleinste Gabe nicht verschmähen.

Dies Sonett dürfte wohl näher mit dem achten, neunten und zehnten zusammenhangen. Er schickt der Geliebten eine Schachtel mit Süßigkeiten zur Weihnachtszeit und verwirft es, die Sendung mit Poesien zu begleiten, hofft dagegen, daß in ihr die Geliebte sein treues Andenken empfinden und ihm auch ein freundliches Andenken schenken werde.

Süßes Liebchen. Sonst gebraucht Göthe den Ausdruck süß nicht gerne von der Geliebten (vergl. §. 5, Nr. 1). Hier ist es aber sehr passend gewählt als Antithese oder vielmehr Synthese mit den überschickten „Süßigkeiten", den „süßen Redewenden", dem „poetischen Zuckerbrot" und den Worten „Doch giebt es noch ein Süßes."

XIII.

Warnung.

Am jüngsten Tag, wenn die Posaunen schallen
Und alles aus ist mit dem Erdeleben,
Sind wir verpflichtet Rechenschaft zu geben
Von jedem Wort, das unnütz uns entfallen.

Wie wirds nun werden mit den Worten allen,
In welchen ich so liebevoll mein Streben
Um deine Gunst dir an den Tag gegeben,
Wenn diese bloß an deinem Ohr verhallen?

Darum bedenk', o Liebchen, dein Gewissen,
Bedenk' im Ernst, wie lange du gezaubert,
Daß nicht der Welt solch Leiden widerfahre.

Werd' ich berechnen und entschuld'gen müssen,
Was alles unnütz ich von dir geplaudert,
So wird der jüngste Tag zum vollen Jahre.

In schalkhafter Laune gedenkt er aller seiner Liebesplaudereien mit der Geliebten. Am jüngsten Tage soll von jedem unnützen Worte Rechenschaft abgelegt werden. Sollte er das von jedem unnützen Worte, das er zu ihr gesprochen, so würde der jüngste Tag ein volles Jahr sein müssen. Unnütz aber sind seine Worte, wenn sie bloß an ihrem Ohr verhallen. Darum möge sie in ihrem Gewissen bedenken, wie lange sie zaudert ihn zu erhören. Schalkhaft sind die Worte: „Daß nicht der Welt solch Leiden widerfahre“ gemeint, launig klingt das Wortspiel mit dem Prädikat unnütz, das einmal in der Bedeutung von unnöthig, ungehörig gebraucht ist, dann aber so viel als ohne Gewinn, ohne Erhörung bedeutet.

Auch dies Sonett scheint den Zusammenhang des Ganzen etwas zu zerreißen. —

XIV.

Die Zweifelnden.

Ihr liebt, und schreibt Sonette! Weh der Grille!
Die Kraft des Herzens, sich zu offenbaren,
Soll Reime suchen, sie zusammenpaaren;
Ihr Kinder, glaubt, ohnmächtig bleibt der Wille.

Ganz ungebunden spricht des Herzens Fülle
Sich kaum noch aus: sie mag sich gern bewahren,
Dann Stürmen gleich durch alle Saiten fahren,
Dann wieder senken sich zu Nacht und Stille.

Was quält ihr euch und uns, auf jähem Stege
Nur Schritt vor Schritt den läst'gen Stein zu wälzen,
Der rückwärts lastet, immer neu zu mühen?

Die Liebenden.

Im Gegentheil, wir sind auf rechtem Wege!
Das Allerstarrste freudig aufzuschmelzen,
Muß Liebesfeuer allgewaltig glühen.

XV.

Mädchen.

Ich zweifle doch am Ernst verschränkter Zeilen!
Zwar lausch' ich gern bei deinen Silbespielen;
Allein mir scheint, was Herzen redlich fühlen,
Mein süßer Freund, das soll man nicht befeilen.

Der Dichter pflegt, um nicht zu langeweilen,
Sein Innerstes von Grund aus umzuwühlen;
Doch seine Wunden weiß er auszukühlen,
Mit Zauberwort die tiefsten auszuheilen.

Dichter.

Schau, Liebchen, hin! Wie gehts dem Feuerwerker?
Drauf ausgelernt, wie man nach Maßen wettert,
Irrgänglich=klug minirt er seine Grüfte;

Allein die Macht des Elements ist stärker,
Und eh' er sichs versieht, geht er zerschmettert
Mit allen seinen Künsten in die Lüfte.

In diesen beiden Sonetten begründet der Dichter erstlich vor den Zweifelnden, zweitens vor der Geliebten die Sonettenform seiner Liebesdichtungen. Gegen die Meinung der Zweifelnden, die Sprache des Herzens werde durch diese engen Fesseln zu sehr gehemmt, frei müsse sie sich bewegen, behauptet er, daß die Starrheit dieser Fesseln freudig schmelze vor der Glut des Liebesfeuers. Gegen die Furcht der Geliebten, die Sonettenform sei mehr Spiel und Künstelei und verrathe nicht Ernst und Gefühlstiefe, führt er an, daß der Feuerwerker auch die Kunst kenne und beachte und sich in sie einmengen wolle, aber dabei doch vom Feuer der Gefühle bewältigt der Naturkraft folgen müsse, demnach nicht künstle, sondern mit der Kunst die Natur verbinde. Eine vortreffliche Apologie für die Sonette wahrer Meister, wie Petrarkas u. s. w.

XIV. Ihr Kinder glaubt, (aber) ohnmächtig bleibt der Wille, die That entspricht nicht dem Glauben an die Schönheit der Sonette. — Ganz ungebunden u. s. w., kaum, d. h. schwer, nur mit Mühe spricht sich das Herz ungebunden aus, wie könnte es denn das thun, in diese Spanischen Stiefeln eingeschnürt? — Sich bewahren, nicht sich aussprechen, sondern im tiefsten Innern bleiben. — Den läst'gen Stein, Anspielung auf die schwere und unnütze Arbeit des Sisyphus („Hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückische Marmor").

XV. Verschränkter Zeilen. Die Verschränkung der Zeilen im Sonett ist in der That eben so groß als sinnreich. In dem Mechanismus des Sonettenbaues liegt die Bedeutung des Sonetts wunderbar ausgeprägt. Sehr schön charakterisirt A. Schlegel das Sonett also:

Zwei Reime heiß' ich dreimal kehren wieder
Und stelle sie getheilt in gleiche Reihen,
Daß hier und dort zwei eingefaßt von zweien
Im Doppelchore schweben auf und nieder.

Dann schlingt des Gleichlauts Kette durch zwei Glieder
Sich freier wechselnd, jegliches von dreien.
In solcher Ordnung, solcher Zahl gedeihen
Die zartesten und stolzesten der Lieder.

Den werd' ich nie mit meinen Zeilen kränzen,
Dem eitle Spielerei mein Wesen dünket
Und Eigensinn die künstlichen Gesetze.

Doch wem in mir geheimer Zauber winket,
Dem leih' ich Hoheit, Füll' in engen Grenzen
Und reines Ebenmaß der Gegensätze.

In dem beschränkten Raum von 14 Zeilen vereinigen sich so reiche Empfindungen von Bild und Gegenbild, von Satz und Gegensatz zu Einer Pointe in wunderbar schöner Verschlingung, gleich zweien Flammen, die zu Einer hohen Spitze emporschlagen, gleich zwei liebenden Herzen, die in Einen Willen emporlobern. —

Langeweilen richtiger aber ungewöhnlicher als langweilen. — Irrgänglich klug, klug in allen Irrgängen, d. h. klug darin, Irrgänge des Feuerwerks darzustellen.

XVI.

Epoche.

Mit Flammenschrift war innigst eingeschrieben
Petrarkas Brust, vor allen andern Tagen,
Charfreitag. Eben so, ich darfs wohl sagen,
Ist mir Advent von Achtzehnhundert sieben.

Ich fing nicht an, ich fuhr nur fort zu lieben
Sie, die ich früh im Herzen schon getragen,
Dann wieder weislich aus dem Sinn geschlagen,
Der ich nun wieder bin ans Herz getrieben.

Petrarkas Liebe, die unendlich hohe,
War leider unbelohnt und gar zu traurig,
Ein Herzensweh, ein ewiger Charfreitag.

Doch stets erscheine, fort und fort, die frohe,
Süß, unter Palmenjubel, wonneschaurig,
Der Herrinn Ankunft mir, ein ew'ger Maitag.

Aus dem 2ten und 47sten Sonett*) des Petrarka (geb. 1304 zu Arezzo, gestorben 1374 zu Arqua) muß man schließen, daß er seine angebetete Laura (von Sade, in Avignon) zum erstenmal an einem Charfreitag gesehn habe. Er hat nun in einer Nachricht, die er in Lateinischer

---

*) Das 2te Sonett beginnt:

Am Tag', als rings sich barg der Glanz der Sonne,
Aus Mitleid mit dem Schöpfer, in den Höhen,
Ward ich umgarnt u. s. w.

Das 47ste Sonett schließt:

Den irren Geist, führ' ihn zu bessern Pfaden,
Erinnr' ihn, wie du heut' am Kreuz gesieget.

Sprache auf den Einband seines Virgil*) schrieb, mitgetheilt, daß er sie zum erstenmal 1327 am 6. April gesehn habe. Dieser Tag aber ist erwiesnermaßen der Montag der Woche vor Ostern gewesen, also kein Charfreitag. Sonach müßte Petrarka hiebei der Jüdischen Zeitrechnung gefolgt sein, nach welcher im Jahr 1327 der Kreuzigungstag Christi auf den 6. April oder den Montag vor Ostern fiel.

Göthe nimmt nun in diesem Sonett den Charfreitag als den Anfangstag der Liebe Petrarkas an. Er setzt diesem Trauertage Petrarkas, dessen Liebe unglücklich war, seinen Freudentag des Advents 1807 entgegen, da er seine Liebe, die früh begonnene, dann wieder aus dem Sinn geschlagne, aufs Neue fortzusetzen begann, und schließt mit dem Wunsche, daß stets seiner Herrinn Ankunft (adventus) ihm wie ein ewiger Maitag erscheinen möge.

In diesem Sonett allein kommt eine Hindeutung auf etwas Historisches, auf Advent von 1807 vor. Nach Göthes Tag- und Jahresheften (Band 32) beschäftigten ihn in diesem Jahre besonders das Theater, naturhistorische Studien und Bergwanderungen, Hackerts Tod, eine Reise nach Karlsbad (und hier besonders der Umgang und die Vorlesungen vor der Fürstinn Solms geb. Meklenburg und Fräulein Lestocq, so wie die Zirkel der anziehenden Fürstinn Bogration und der Besuch seines Sohnes), ferner (im September) Dichtungen neuer Lieder nach bekannten Melodien, die von Fräulein Engels mit Geist und Leben vorgetragen wurden, die Nibelungen und Anderes**). Aber von der Wichtigkeit des

*) Dieser Virgil, durch Napoleon nach Paris versetzt und dann nach Mailand zurückgekehrt, befindet sich noch heute in der Ambrosianischen Bibliothek daselbst. Die Nachricht lautet: „Laura, durch eigne Tugend glänzend und durch meine Lieder lange gefeiert, erschien meinen Augen zum erstenmal im Jahr des Herrn 1327 am 6. April in der Kirche zu St. Clara zu Avignon in der ersten Stunde des Tages. Ich war damals in meiner ersten Jugend. In derselben Stadt, demselben Monat April, an demselben sechsten Tage, in derselben ersten Stunde, aber im Jahr 1348 ward jenes Licht diesem Erdenlicht entrissen" u. s. w.

**) Außerdem fällt in dies Jahr auch noch der Tod der hochgefeierten Großherzoginn Anna Amalia (den 10. April), und der Druck der Fremdherrschaft, überhaupt Weimars eisernes Zeitalter. — Theils um einen Vergleich des Spiels der Poesie mit dem gleichzeitigen Ernst der Wirklichkeit bei Göthe darzubieten,

Advents in diesem Jahre findet sich keine Spur, wenn man nicht etwa Andeutungen in Bettinas Briefen hieher zu ziehn für passend findet und

---

theils um bei dieser Gelegenheit ein an sich bemerkenswerthes, schönes und wohl aufzubewahrendes Dokument für Göthes Politik und Pietät mitzutheilen, wiederholen wir hier eine Erzählung Falks (S. 114 ꝛc.):

„Es geschah um diese Zeit häufig genug, wenn ich Göthe besuchte, daß die bedenklichen Zeitumstände (— in welche ich selbst damals, nicht aber zum Unglück, sondern, wofür ich Gott herzlich danke, zum Segen des Landes, das ich bewohnte, handelnd verflochten war —) mit männlicher Umsicht von uns nach allen Seiten durchsprochen wurden. So kam denn auch diesmal, als ich Göthe nach meiner Zurückkunft von Erfurt in seinem Garten besuchte, die Rede auf die Beschwerden der Französischen Regierung. Ich theilte sie ihm Punkt für Punkt und so mit, wie sie auch nach diesem der Herzog unverändert gelesen hat.

Es sei bekannt, hieß es unter Anderm in dieser Schrift, daß der Herzog von Weimar dem feindlichen General Blücher, der sich zu Hamburg mit seinen Offizieren nach der Niederlage von Lübeck in der größten Verlegenheit befunden, 4000 Thaler auf Wechsel vorgeschossen habe. Ebenso wisse Jedermann, daß ein Preußischer Offizier, der Hauptmann von Ende (jetzo Gouverneur in Köln), als Hofmarschall bei der Frau Großfürstinn angestellt sei. Es sei nicht zu leugnen, daß die Anstellung so vieler Preußischen Offiziere sowohl im Militär- als Civilfach, deren Gesinnungen bekanntlich nicht die besten seien, für Frankreich etwas Beunruhigendes mit sich führe. Schwerlich werde es der Kaiser billigen, oder jemals zugeben, daß man mitten im Herzen des Rheinbundes gleichsam eine stillschweigende Verschwörung wider ihn anlege. Sogar zum Hofmeister seines Sohnes, des Prinzen Bernhard, habe man einen ehemaligen Preußischen Offizier, den Herrn v. Rühl (nachmals Preußischen General) gewählt; Herr v. Müffling, ebenfalls gedienter Offizier und Sohn des Preußischen Generals dieses Namens (dermalen im Preußischen Generalstabe), sei mit großem Gehalte in Weimar als Präsident eines Landeskollegiums angestellt; der Herzog stehe mit demselben in einem vertrauten persönlichen Umgange, und es sei natürlich, daß alle solche Verbindungen nur dazu dienten, einen ohnehin schlecht genug verheimlichten Groll gegen Frankreich zu nähren. Es scheine, daß man gleichsam Alles absichtlich hervorsuche, um den Zorn des Kaisers, der doch Manches von Weimar zu vergessen habe, aufs Neue zu reizen und herauszufodern. Unvorsichtig wenigstens seien die Schritte des Herzogs in einem hohen Grade, wenn man ihnen auch nicht geradesweges eine böse Absicht unterlegen wolle. So habe derselbe auch den Herzog von Braunschweig, den Todfeind Frankreichs, nebst Herrn v. Müffling, nach dem Gefechte von Lübeck zu Braunschweig auf seinem Durchmarsche besucht.

dies Sonett auf sie in Bezug bringen will. Sonst läßt sich die obige Angabe Göthes nicht mehr erläutern. — Uebrigens klingt die Anführung

---

„Genug!" fiel mir Göthe, als ich bis dahin gelesen hatte, mit flammendem Gesichte ins Wort. „Was wollen sie denn diese Franzosen? Sind sie Menschen? Warum verlangen sie geradewegs das Unmenschliche? Was hat der Herzog gethan, was nicht lobens- und rühmenswerth ist? Seit wann ist es denn ein Verbrechen, seinen Freunden und alten Waffenkameraden im Unglück treu zu bleiben? Ist denn eines edeln Mannes Gedächtniß so gar nichts in euern Augen? Warum muthet man dem Herzoge zu, die schönsten Erinnerungen seines Lebens, den siebenjährigen Krieg, das Andenken an Friedrich den Großen, der sein Oheim war, kurz alles Ruhmwürdige des uralten Deutschen Zustandes, woran er selbst so thätig Antheil nahm, und wofür er noch zuletzt Krone und Scepter aufs Spiel setzte, den neuen Herren zu gefallen, wie ein verrechnetes Exempel plötzlich über Nacht mit einem nassen Schwamme von der Tafel seines Gedächtnisses hinwegzustreichen? Steht denn euer Kaiserthum von gestern schon auf so festen Füßen, daß ihr keine, gar keine Wechsel des menschlichen Schicksals in Zukunft zu befürchten habt? Von Natur zu gelassener Betrachtung der Dinge aufgelegt, werde ich doch grimmig, sobald ich sehe, daß man dem Menschen das Unmögliche abfordert. Daß der Herzog verwundete, ihres Soldes beraubte Preußische Offiziere unterstützt, daß er dem heldenmüthigen Blücher nach dem Gefecht von Lübeck einen Vorschuß von 4000 Thalern machte, das wollt ihr eine Verschwörung nennen? das gedenkt ihr ihm übel auszulegen? Setzen wir den Fall, daß heute oder morgen Unglück bei eurer großen Armee einträte: was würde wol ein General oder ein Feldmarschall in den Augen des Kaisers werth sein, der gerade so handelte, wie unser Herzog in dem vorliegenden Falle wirklich gehandelt hat? Ich sage euch, der Herzog soll so handeln, wie er handelt! Er muß so handeln! Er thäte sehr Unrecht, wenn er je anders handelte! Ja, und müßte er darüber Land und Leute, Krone und Scepter verlieren, wie sein Vorfahr, der unglückliche Johann, so soll und darf er doch um keine Hand breit von dieser edeln Sinnesart und dem, was ihm Menschen- und Fürstenpflicht in solchen Fällen vorschreibt, abweichen. Unglück! Was ist Unglück? Das ist ein Unglück, wenn sich ein Fürst dergleichen von Fremden in seinem eigenen Hause muß gefallen lassen. Und wenn es auch dahin mit ihm käme, wohin es mit jenem Johann einst gekommen ist, daß beides, sein Fall und sein Unglück, gewiß wäre, so soll uns auch das nicht irre machen, sondern mit einem Stecken in der Hand wollen wir unsern Herrn, wie jener Lukas Kranach den seinigen, ins Elend begleiten und treu an seiner Seite aushalten. Die Kinder und Frauen, wenn sie uns in den Dörfern begegnen, werden weinend die Augen aufschlagen und zu einander sprechen: „Das

der Jahreszahl unpoetisch, und zwar hier um so mehr, da sonst das Sonett so überaus sinnreich und schön ist.

XVII.

Charade.

Zwei Worte sind es, kurz, bequem zu sagen,
Die wir so oft mit holder Freude nennen,
Doch keineswegs die Dinge deutlich kennen,
Wovon sie eigentlich den Stempel tragen.

---

ist der alte Göthe und der ehemalige Herzog von Weimar, den der Französische Kaiser seines Thrones entsetzt hat, weil er seinen Freunden so treu im Unglück war; weil er den Herzog von Braunschweig, seinen Oheim, auf dem Todbette besuchte; weil er seine alten Waffenkameraden und Zeltbrüder nicht wollte verhungern lassen!" Hier rollten ihm die Thränen stromweise von beiden Backen herunter; alsdann fuhr er nach einer Pause, und sobald er wieder einige Fassung gesammelt, fort: „Ich will ums Brot singen! Ich will ein Bänkelsänger werden und unser Unglück in Liedern verfassen! Ich will in alle Dörfer und in alle Schulen ziehen, wo irgend der Name Göthe bekannt ist; die Schande der Deutschen will ich besingen, und die Kinder sollen mein Schandlied auswendig lernen, bis sie Männer werden und damit meinen Herrn wieder auf den Thron herauf- und euch von dem euern heruntersingen! Ja, spottet nur des Gesetzes, ihr werdet doch zuletzt an ihm zu Schanden werden! Komm an, Franzos! Hier oder nirgend ist der Ort mit dir anzubinden! Wenn du dieses Gefühl dem Deutschen nimmst oder es mit Füßen trittst, was Eins ist, so wirst du diesem Volke bald selbst unter die Füße kommen! Ihr seht, ich zittere an Händen und Füßen. Ich bin lange nicht so bewegt gewesen. Gebt mir diesen Bericht! Oder nein, nehmt ihn selbst! Werft ihn ins Feuer! Verbrennt ihn! Und wenn ihr ihn verbrannt habt, sammelt die Asche und werft sie ins Wasser! Laßt es sieden, brodeln und kochen! Ich selbst will Holz dazu herbeitragen, bis Alles zerstiebt ist, bis jeder, auch der kleinste Buchstabe, ja das Komma und jeder Punkt in Rauch und Dunst davonfliegt, so daß auch nicht ein Stäubchen davon auf Deutschem Grund und Boden übrig bleibt! Und so müssen wir es auch einst mit diesen übermüthigen Fremden machen, wenn es je besser mit Deutschland werden soll." —

Es thut gar wohl in jung- und alten Tagen,
Eins an dem andern kecklich zu verbrennen;
Und kann man sie vereint zusammen nennen,
So drückt man aus ein seliges Behagen.

Nun aber such' ich ihnen zu gefallen,
Und bitte, mit sich selbst mich zu beglücken;
Ich hoffe still, doch hoff' ichs zu erlangen:

Als Namen der Geliebten sie zu lallen,
In Einem Bild sie beide zu erblicken,
In Einem Wesen beide zu umfangen.

Den Schlußstein des Sonettenzyklus bildet diese schöne Charade. Die Auflösung derselben ist wohl: Herz Liebe, Herzliebste, Herzliebchen.

Göthe sandte im August 1808 diese Charade Bettinen zum Rathen, sie konnte aber nicht die Auflösung finden. Ende desselben Monats schreibt sie an ihn (I. 360) also:

„Deine Charade habe ich schlaftrunken ans Herz gelegt, aber gerathen habe ich sie nicht; wo hätte ich Besinnung hernehmen sollen? Mag es sein, was es will, es macht mich selig, ein Kreis liebender Worte. So unterscheidet man auch nicht Liebkosungen, man genießt sie und weiß, daß sie die Blüthen der Liebe sind. Auch ich möchte wissen, was es ist:

Ich hoffe still, doch hoff' ichs zu erlangen,
Als Namen der Geliebten sie zu lallen.

Was hoffst Du? sag mirs, und wie soll die Geliebte Dir heißen? Welche Bedeutung hat der Name, daß Du mit Entzücken ihn nur zu lallen vermagst?

In Einem Bild sie beide zu erblicken,
In Einem Wesen beide zu umfangen.

Wer sind die Beiden? Wer ist mein Nebenbuhler? In welchem Bild soll ich mich spiegeln? Und mit wem soll ich in Deinen Armen verschmelzen? Ach, wie viele Räthsel in Einem verborgen, und wie brennt

mir der Kopf! Nein, ich kann es nicht rathen; es will nicht gelingen, mich von Deinem Herzen loszureißen und zu spekuliren.

Es thut gar wohl an schön beschlossnen Tagen,
Eins an dem andern kecklich zu verbrennen,
Und kann man sie vereint zusammen nennen,
So drückt man aus ein seliges Behagen.

Das thut Dir wohl, daß ich an Dir verglühe, an schön beschlossnen Tagen, wo ich den Abend in Deiner Nähe zubringe, und mir auch.

Und kann man uns vereint zusammen nennen,
So drückt man aus mein seligstes Behagen.

Du siehst, Freund, wie Du mich hinüberrathen läßt in die Ewigkeit; aber das irdische Wort, was der Schlüssel zu allem ist, das kann ich nicht finden*).

Aber Deinen Zweck hast Du erlangt, daß ich mich zufrieden rathen solle, ich errathe daraus meine Rechte, mein Anerkenntniß, meinen Lohn und Bekräftigung unsers Bundes, und werde jeden Tag Deine Liebe neu errathen, verbrenne mich immer, wenn Du mich zugleich umfangen und spiegeln willst in Deinem Geist, und vereint mit mir gern genannt sein willst."

Daß Bettina hienach dies Charadesonett auf sich bezogen, als an sie gerichtet und aus Liebe zu ihr gedichtet betrachtet hat, leuchtet ein; aber eben so einleuchtend ist es auch, daß sie sich darin geirrt.

In ihren Briefen hat das Sonett zwei andre Lesarten, erstlich im dritten Verse die Wesen (statt die Dinge), zweitens im fünften Verse an schön beschlossnen Tagen (statt in jung- und alten Tagen). Die erste Abweichung ist unbedeutend, die zweite bietet nicht die nähere und allgemeinere Beziehung auf Göthe dar, wie sie durch die in seinen Werken befindliche Lesart dargeboten ist.

Im ferneren Verfolg des Briefwechsels ist von dieser Charade nicht weiter die Rede.

---

*) In einer mündlichen Unterredung (Februar 1849) hat Bettina mitgetheilt, daß sie in Göthes Todesnacht mit der Auflösung dieser Charade erwacht sei. „Zwielicht" oder „Nachtlicht" sei das gesuchte Wort. Hiebei muß wohl ein Gedächtnißirrthum obwalten; keins der genannten Wörter kann die richtige Auflösung sein. —

8. Schweizerlied.

Uf'm Bergli
Bin i gsässe,
Ha de Vögle
Zugeschaut;
Hänt gsunge,
Hänt gsprunge,
Hänt's Nästli
Gebaut.

In ä Garte
Bin i gstande,
Ha de Imbli
Zugeschaut!
Hänt gebrummet,
Hänt gsummet,
Hänt Zelli
Gebaut.

Uf d' Wiese
Bin i gange,
Lugt' i Summer-
Vögle a;
Hänt gsoge,
Hänt gfloge,
Gar z'schön hänt's
Gethan.

Und da kummt nu
Der Hansel,
Und da zeig i
Em froh,

Wie sie's mache,
Und mer lache
Und mache's
Au so.

Eine gelungene Nachahmung Schweizerischer Mundart und Naivetät. Rings in der Natur Freude und Verbindung und „mer lache und mache's au so, wie de Vögli und de Imbli". —

Zelter hat dies Lied „auf gut Schweizerisch" komponirt.

9. Aug' um Ohr.

Was dem Auge dar sich stellet
Sicher glauben wirs zu schaun,
Was dem Ohr sich zugesellet,
Gibt uns nicht ein gleich Vertraun.
Darum deine lieben Worte
Haben oft mir wohlgethan,
Doch ein Blick am rechten Orte
Uebrig läßt er keinen Wahn.

Eine einfache Beziehung des Gedankens, daß die Wahrnehmungen des Auges sichrer seien als des Ohres, auf die Geliebte. (Schon Herodot nimmt Gelegenheit zu sagen: „Die Ohren sind dem Menschen unzuverlässiger als die Augen".) Gedichtet sind diese Verse von Göthe im Jahr 1813, und zwar vielleicht, so wie auch die folgende Poesie, im Hinblick auf seine Gattinn.

10. Frühling übers Jahr.

Das Beet schon lockert
Sichs in die Höh,
Da wanken Glöckchen
So weiß wie Schnee;
Safran entfaltet
Gewalt'ge Glut
Smaragden keimt es
Und keimt wie Blut.
Primeln stolziren
So naseweis,
Schalkhafte Veilchen
Versteckt mit Fleiß.
Was auch noch alles
Da regt und webt,
Genug, der Frühling
Er wirkt und lebt.

Doch was im Garten
Am reichsten blüht,
Das ist des Liebchens
Lieblich Gemüth.
Da glühen Blicke
Mir immerfort,
Erregend Liedchen,
Erheiternd Wort.
Ein immer offen,
Ein Blüthenherz,
Im Ernste freundlich
Und rein im Scherz.
Wenn Ros' und Lilie
Der Sommer bringt,
Er doch vergebens
Mit Liebchen ringt!

Im ersten Theile wird in kurzen und schönen Andeutungen das Wirken und Leben des Frühlings geschildert, im zweiten die reiche Blüthe des lieblichen Gemüths der Geliebten und ihr Vorzug vor Frühling und Sommer. — Die Ueberschrift scheint noch einen tiefern Sinn hervorzuheben, der wohl auf fern liegende Verhältnisse zu beziehn sein wird.

---

11. Gefunden. 1813.

Ich ging im Walde
So für mich hin,
Und nichts zu suchen
Das war mein Sinn.

Im Schatten sah' ich
Ein Blümchen stehn,
Wie Sterne leuchtend,
Wie Aeuglein schön.

Ich wollt' es brechen,
Da sagt' es fein:
Soll ich zum Welken
Gebrochen sein?

Ich grubs mit allen
Den Würzlein aus,
Zum Garten trug ichs
Am hübschen Haus.

Und pflanzt' es wieder
Am stillen Ort;
Nun zweigt es immer
Und blüht so fort.

Wir verbinden in der Erläuterung dieses Gedicht mit dem folgenden.

---

12. Im Vorübergehn.

Ich ging im Felde
So für mich hin,
Und nichts zu suchen,
Das war mein Sinn.

Da stand ein Blümchen
Sogleich so nah,
Daß ich im Leben
Nichts lieber sah.

Ich wollt' es brechen,
Da sagt' es schleunig:
Ich habe Wurzeln,
Die sind gar heimlich.

Im tiefen Boden
Bin ich gegründet;
Drum sind die Blüthen
So schön geründet.

Ich kann nicht liebeln,
Ich kann nicht schranzen;
Mußt mich nicht brechen,
Mußt mich verpflanzen!

Ich ging im Walde
So vor mich hin;
Wollt' immer weiter —
Das war mein Sinn.

Bei den Gedichten Nr. 9 und Nr. 10 war die Beziehung auf Göthes Gattinn zu vermuthen, in diesen beiden ist sie gewiß. Riemer spricht sich in seinen „Mittheilungen" über das häusliche Glück Göthes aus und erwähnt dabei, daß Göthe in diesen beiden 1813 gedichteten Parabeln die Entstehung, Begründung und Folge seines Verhältnisses zur Gattinn deutlich dargelegt habe. Vergl. oben §. 27 die erste Note. — Allerdings bekommen diese beiden Gedichte in jedem Wort eine tiefere Bedeutung und sinnreichere Beziehung, wenn man sie als Parabeln betrachtet. Allein auch bei ihnen, oder wenigstens bei dem ersteren, möchte ich das, was oben in §. 17 zu Nr. 3 gesagt ist, wiederholen, nämlich, daß man lieber diese Beziehungen aufs eigne Leben des Dichters übersehen und das Gedicht an sich nicht als Parabel, sondern lieber in seiner kindlich naiven, rein gemüthlichen Auffassung, welche auch ohne allegorische Beziehung vollständige Deutung findet, gelten lassen soll. Die Deutlichkeit des Verständnisses an sich verliert durch solche rein natürliche Auffassung nichts, und die Poesie selbst gewinnt ohne Zweifel dadurch bedeutend.

Da das Verständniß in beiden Auffassungsweisen sehr nahe liegt, so haben wir hier nur über die Vergleichung beider Gedichte mit einander ein Paar Worte hinzuzufügen.

Es springt ins Auge und Ohr, daß das erstere Gedicht „Gefunden" vor dem zweiten „Im Vorübergehn" einen bedeutenden Vorzug hat, und zwar aus folgenden Gründen:

1. Schon die Ueberschrift „Gefunden" (— zwei Liebende finden sich —) ist bezeichnender. Die Ueberschrift „Im Vorübergehn" deutet doch zu sehr auf den Begriff beiläufig, nebenbei hin.

2. Das erstere Gedicht bildet ein vollständiges, in sich gerundetes Ganze: Einleitung, Ausführung und Schluß greifen harmonisch in einander, und namentlich befriedigt und beruhigt der Schluß. Nicht so im zweiten. Womit dies endet, was sein Schlußstein sei, was der Dichter auf die Bitte des Blümchens gethan, weiß man nicht: er ist so heiter, doch wollt' er immer weiter, das war sein Sinn. Also geht es ins Unbestimmte über, ins Blaue auf, und fast sieht es so aus, als kehre er sich nicht an des Blümchens Bitte. Die Schlußstrophe selbst ist noch unklarer durch den Gedankenstrich hinter „wollt' immer weiter". Was soll da ergänzt werden? Etwa: ich konnte aber nicht weiter und blieb

stehn? Oder wollte er das Blümchen brechen und dann weiter? Oder was sonst? — Das erste Gedicht ist demnach in seiner Pointe klar und offen, das zweite unklar und geheimnißvoll.

3. Das erstere ist an sich verständlich auch ohne Beziehung auf Christiane Vulpius, das zweite hingegen trägt unpoetisch und zu grell das Parabolische an seiner Stirn. Man sehe nur auf die Ausdrücke: „ich kann nicht liebeln, ich kann nicht schranzen“ u. s. w.

4. Das erstere ist zarter, lieblicher und anschaulicher bis in die kleinsten Einzelnheiten hinein: „Wie Sternlein leuchtend, wie Aeuglein schön“, „Nun zweigt es immer und blüht so fort“. Dagegen halte man die Ausdrücke im zweiten: „Daß ich im Leben nichts Liebres sah“, wie vag! „Ich habe Wurzeln, die sind so heimlich“, wie geziert! „Im Boden bin ich begründet“, wie bildlos! „Drum sind die Blüthen so schön geründet“, wie selbstlobend! — Ueberhaupt ist Ton und Farbe himmelweit verschieden.

5. Auch die Verse sind im ersten Gedicht schöner; in den graden herrscht durchgehend der männliche Reim, während im zweiten Gedicht zwar in den beiden ersten Strophen ebenfalls der männliche Reim in den graden Stellen vorkommt, dagegen in den drei letzten der weibliche — eine zwecklose und unschöne Abwechslung. Ueberdies ist in der dritten Strophe schleunig und heimlich gar kein Reim, sondern nur eine schlecht klingende Assonanz.

6. Die letzte Strophe im zweiten Gedicht ist nun sogar ganz unpassend zur Melodie der frühern Strophen, sie enthält einen Vers mehr als diese. Solche Unregelmäßigkeit stört durchaus den Fluß des Ganzen.

Und so ließen sich noch mehr Verschiedenheiten angeben.

Es geht daraus hervor, daß das erstere Gedicht, offenbar an Inhalt und Form, an Klang und Melodie einheitlich, in jeder Beziehung viel schöner als das zweite, und würdig der schönsten Blüthezeit Göthischer Lyrik, eine spätere Bearbeitung und sehr gelungene Verbesserung des zweiten ist, während dieses gleichsam für einen ersten Entwurf der ersten Pinselstriche, die mehr vereinzelt als harmonisch zu einem Ganzen verbunden dastehn, gehalten werden muß und weniger den lyrischen Liebenden als den philiströsen greisigen Liebhaber verrieth.

Göthe spricht, sich entschuldigend, selbst davon, daß er manches Gedicht in seiner Gedichtsammlung zweimal in derselben oder in verschiedner

Gestalt aufgenommen habe*). Diesmal hätte er unzweifelhaft das zweite ganz weggelassen, wenn es ihm nicht entfallen gewesen wäre, daß er schon im ersten Bande eine Verschönerung dieses frühern Entwurfs dargeboten. Doch muß es uns sehr lieb sein, auch diesen früheren Entwurf zu kennen. Wir sind im Stande, seine Feile zu beurtheilen, und können auch aus diesem Beispiel sehn, wie er Hingeworfnes zu verschönern versteht, und ahnen, was aus so manchem seiner Werke und Gedichte noch geworden wäre, wenn er Zeit und Muße oder Lust und Neigung gehabt hätte sein Genie auch zur Ueberarbeitung und Verbesserung eigner Produktionen hinzuwenden.

Das erste Gedicht ist von Zelter sehr anmuthig und einfach komponirt worden. —

13. Trilogie**) der Leidenschaft. 1823.

A. An Werther.

Noch einmal wagst du, vielbeweinter Schatten,
Hervor dich an das Tageslicht,
Begegnest mir auf neu beblümten Matten,
Und meinen Anblick scheust du nicht.

*) Im 4. Bande, Seite VI. sagt er: „Auch ist hier wohl der Ort noch mehrere Wiederholungen einzelner Gedichte wo nicht zu rechtfertigen, doch zu entschuldigen. Das erste Mal stehn sie im Allgemeinen unter ihresgleichen, denen sie nur überhaupt durch einen gewissen Anklang verwandt sind; das zweite Mal aber in Reih und Glied, da man sie dann erst ihrem Inhalt und Bezug nach erkennen und beurtheilen wird. Weitersinnenden und mit unsern Arbeiten sich ernstlicher beschäftigenden Freunden glauben wir durch diese Anordnung etwas Gefälliges erwiesen zu haben."

**) Trilogie hieß bei den Griechen eine Verbindung von drei Trauerspielen, die meistens innerlich zusammenhingen und zuweilen als Schluß noch ein Satirspiel hinzugefügt erhielten. In Verbindung mit diesem hießen sie eine Tetralogie. — Vergl. oben §. 28, Nr. 8. —

Es ist als ob du lebtest in der Frühe,
Wo uns der Thau auf Einem Feld erquickt,
Und nach des Tages unvollkommner Mühe
Der Scheidesonne letzter Strahl entzückt.
Zum Bleiben ich, zum Scheiden du, erkoren,
Gingst du voran — und hast nicht viel verloren.

Des Menschen Leben scheint ein herrlich Loos:
Der Tag, wie lieblich, so die Nacht, wie groß!
Und wie gepflanzt in Paradieses Wonne,
Genießen kaum der hoch erlauchten Sonne,
Da kämpft sogleich verworrene Bestrebung
Bald mit uns selbst und bald mit der Umgebung;
Keins wird vom andern wünschenswerth ergänzt,
Von außen düsterts, wenn es innen glänzt;
Ein glänzend Aeußres deckt mein trüber Blick,
Da steht es nah — und man erkennt das Glück.

Nun glauben wirs zu kennen! Mit Gewalt
Ergreift uns Liebreiz weiblicher Gestalt:
Der Jüngling, froh wie in der Kindheit Flor
Im Frühling tritt als Frühling selbst hervor,
Entzückt, erstaunt, wer dies ihm angethan?
Er schaut umher, die Welt gehört ihm an.
Ins Weite zieht ihn unbefangne Hast,
Nichts engt ihn ein, nicht Mauer, nicht Palast;
Die Vögelschaar an Wäldergipfeln streift.
So schweift auch er, der um die Liebste schweift,
Er sucht vom Aether, den er gern verläßt,
Den treuen Blick, und dieser hält ihn fest.

Doch erst zu früh und dann zu spät gewarnt,
Fühlt er den Flug gehemmt, fühlt sich umgarnt;
Das Wiedersehn ist froh, das Scheiden schwer,
Das Wieder- Wiedersehn beglückt noch mehr,

Und Jahre sind im Augenblick ersetzt;
Doch tückisch harrt das Lebewohl zuletzt.

Du lächelst, Freund, gefühlvoll, wie sich ziemt:
Ein gräßlich Scheiden machte dich berühmt;
Wir feierten dein kläglich Mißgeschick,
Du ließest uns zu Wohl und Weh zurück.
Dann zog uns wieder ungewisse Bahn
Der Leidenschaften labyrintisch an;
Und wir verschlungen wiederholter Noth,
Dem Scheiden endlich — Scheiden ist der Tod!
Wie klingt es rührend, wenn der Dichter singt,
Den Tod zu meiden, den das Scheiden bringt!
Verstrickt in solche Qualen halbverschuldet
Geb' ihm ein Gott zu sagen, was er duldet!

B. Elegie.

Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide.

Was soll ich nun vom Wiedersehen hoffen,
Von dieses Tages noch geschloss'ner Blüthe?
Das Paradies, die Hölle steht mir offen;
Wie wankelsinnig regt sichs im Gemüthe! —
Kein Zweifel mehr! Sie tritt ans Himmelsthor,
Zu ihren Armen hebt sie dich empor.

So warst du denn im Paradies empfangen
Als wärst du werth des ewig schönen Lebens;
Dir blieb kein Wunsch, kein Hoffen, kein Verlangen,
Hier war das Ziel des innigsten Bestrebens,

Und in dem Anschaun dieses einzig Schönen
Versiegte gleich der Quell sehnsüchtger Thränen.

Wie regte nicht der Tag die raschen Flügel,
Schien die Minuten vor sich her zu treiben!
Der Abendkuß, ein treu verbindlich Siegel:
So wird es auch der nächsten Sonne bleiben.
Die Stunden glichen sich in zartem Wandern
Wie Schwestern zwar, doch keine ganz der andern.

Der Kuß, der letzte, grausam süß, zerschneidend,
Ein herrliches Geflecht verschlungner Minnen.
Nun eilt, nun stockt der Fuß, die Schwelle meidend,
Als trieb' ein Cherub flammend ihn von hinnen;
Das Auge starrt auf düstrem Pfad verdrossen,
Es blickt zurück, die Pforte steht verschlossen.

Und nun verschlossen in sich selbst, als hätte
Dies Herz sich nie geöffnet, sel'ge Stunden
Mit jedem Stern des Himmels um die Wette
An ihrer Seite leuchtend nicht empfunden;
Und Mißmuth, Reue, Vorwurf, Sorgenschwere
Belastens nun in schwühler Atmosphäre.

Ist denn die Welt nicht übrig? Felsenwände,
Sind sie nicht mehr gekrönt von heil'gen Schatten?
Die Ernte, reift sie nicht? Ein grün Gelände,
Zieht sichs nicht hin am Fluß durch Busch und Matten?
Und wölbt sich nicht das überweltlich Große,
Gestaltenreiche, bald gestaltenlose?

Wie leicht und zierlich, klar und zart gewoben,
Schwebt, Seraph gleich, aus ernster Wolken Chor,
Als glich es ihr, am blauen Aether droben,
Ein schlank Gebild aus lichtem Duft empor.

So sahst du sie in frohem Tanze walten
Die Lieblichste der lieblichen Gestalten.

Doch nur Momente darfst dich unterwinden,
Ein Luftgebild statt ihrer fest zu halten;
Ins Herz zurück, dort wirst du's besser finden,
Dort regt sie sich in wechselnden Gestalten;
Zu Vielen bildet Eine sich hinüber,
So tausendfach und immer, immer lieber.

Wie zum Empfang sie an den Pforten weilte
Und mich von dann auf stufenweis beglückte;
Selbst nach dem letzten Kuß mich noch ereilte,
Den letztesten mir auf die Lippen drückte:
So klar beweglich bleibt das Bild der Lieben,
Mit Flammenschrift ins treue Herz geschrieben.

Ins Herz, das fest wie zinnenhohe Mauer
Sich ihr bewahrt und sie in sich bewahret,
Für sie sich freut an seiner eignen Dauer,
Nur weiß von sich, wenn sie sich offenbaret,
Sich freier fühlt in so geliebten Schranken
Und nur noch schlägt, für alles ihr zu danken.

War Fähigkeit zu lieben, war Bedürfen
Von Gegenliebe weggelöscht, verschwunden;
Ist Hoffnungslust zu freudigen Entwürfen,
Entschlüssen, rascher That sogleich gefunden!
Wenn Liebe je den Liebenden begeistet,
Ward es an mir aufs lieblichste geleistet;

Und zwar durch sie! — Wie lag ein innres Bangen
Auf Geist und Körper, unwillkommner Schwere:
Von Schauerbildern rings der Blick umfangen
Im wüsten Raum beklommner Herzensleere;

Nun dämmert Hoffnung von bekannter Schwelle,
Sie selbst erscheint in milder Sonnenhelle.

Dem Frieden Gottes, welcher euch hienieden
Mehr als Vernunft beseliget — wir lesen's —
Vergleich' ich wohl der Liebe heitern Frieden
In Gegenwart des allgeliebten Wesens;
Da ruht das Herz, und nichts vermag zu stören
Den tiefsten Sinn, den Sinn, ihr zu gehören.

In unsers Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem höhern, reinern, unbekannten,
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträthselnd sich den ewig Ungenannten;
Wir heißen's: fromm sein! — Solcher sel'gen Höhe
Fühl' ich mich theilhaft, wenn ich vor ihr stehe.

Vor ihrem Blick, wie vor der Sonne Walten,
Vor ihrem Athem, wie vor Frühlingslüften,
Zerschmilzt, so längst sich eisig starr gehalten,
Der Selbstsinn tief in winterlichen Grüften;
Kein Eigennutz, kein Eigenwille dauert,
Vor ihrem Kommen sind sie weggeschauert.

Es ist, als wenn sie sagte: „Stund um Stunde
Wird uns das Leben freundlich dargeboten,
Das Gestrige ließ uns geringe Kunde,
Das Morgende, zu wissen ists verboten:
Und wenn ich je mich vor dem Abend scheute,
Die Sonne sank und sah noch, was mich freute.

Drum thu' wie ich und schaue, froh verständig,
Dem Augenblick ins Auge! Kein Verschieben!
Begegn' ihm schnell, wohlwollend wie lebendig,
Im Handeln sei's, zur Freude, sei's dem Lieben;

Nur, wo du bist, sei alles, immer kindlich,
So bist du alles, bist unüberwindlich."

Du hast gut reden, dacht' ich; zum Geleite
Gab dir ein Gott die Gunst des Augenblickes,
Und jeder fühlt an deiner holden Seite
Sich Augenblicks den Günstling des Geschickes;
Mich schreckt der Wink von dir mich zu entfernen,
Was hilft es mir so hohe Weisheit lernen?

Nun bin ich fern! Der jetzigen Minute,
Was ziemt denn der? Ich wüßt' es nicht zu sagen;
Sie bietet mir zum Schönen manches Gute,
Das lastet nur, ich muß mich ihm entschlagen;
Mich treibt umher ein unbezwinglich Sehnen,
Da bleibt kein Rath, als grenzenlose Thränen.

So quellt denn fort! und fließet unaufhaltsam;
Doch nie geläng's, die innre Glut zu dämpfen!
Schon rast's und reißt in meiner Brust gewaltsam,
Wo Tod und Leben grausend sich bekämpfen.
Wohl Kräuter gäbs, des Körpers Qual zu stillen;
Allein dem Geist fehlts am Entschluß und Willen,

Fehlts am Begriff: wie sollt' er sie vermissen?
Er wiederholt ihr Bild zu tausend Malen.
Das zaudert bald, bald wird es weggerissen,
Undeutlich jetzt und jetzt im reinsten Strahlen;
Wie könnte dies geringstem Troste frommen,
Die Ebb' und Flut, das Gehen wie das Kommen?

Verlaßt mich hier, getreue Weggenossen!
Laßt mich allein am Fels, in Moor und Moos;
Nur immer zu! Euch ist die Welt erschlossen,
Die Erde weit, der Himmel hehr und groß;

Betrachtet, forscht, die Einzelheiten sammelt,
Naturgeheimniß werde nachgestammelt.

Mir ist das All, ich bin mir selbst verloren,
Der ich noch erst den Göttern Liebling war;
Sie prüften mich, verliehen mir Pandoren,
So reich an Gütern, reicher an Gefahr;
Sie drängten mich zum gabesel'gen Munde,
Sie trennen mich und richten mich zu Grunde.

C. Aussöhnung.

Die Leidenschaft bringt Leiden! — Wer beschwichtigt
Beklommnes Herz, das allzuviel verloren?
Wo sind die Stunden, überschnell verflüchtigt?
Vergebens war das Schönste dir erkoren!
Trüb' ist der Geist, verworren das Beginnen;
Die hehre Welt, wie schwindet sie den Sinnen!

Da schwebt hervor Musik mit Engelschwingen,
Verflicht zu Millionen Tön' um Töne,
Des Menschen Wesen durch und durch zu dringen,
Zu überfüllen ihn mit ew'ger Schöne:
Das Auge netzt sich, fühlt im höhern Sehnen
Den Götter-Werth der Töne wie der Thränen.

Und so das Herz erleichtert merkt behende,
Daß es noch lebt und schlägt und möchte schlagen,
Zum reinsten Dank der überreichen Spende
Sich selbst erwiedernd willig darzutragen.
Da fühlte sich — o daß es ewig bliebe! —
Das Doppel-Glück der Töne wie der Liebe.

Diese Gedichte sind nicht Fiktion oder Rückerinnerung an frühere Verhältnisse, sondern hervorgerufen durch Göthes Verhältniß zu einer Freundinn in Marienbad (1823), von der wir schon oben in §. 29 berichtet haben, und beruhn, wie alle seine Liebeslieder, auf dem innersten Bedürfniß, die auch noch im Greisenalter mit jugendlicher Flamme gefühlte Wonne und Qual der Liebe in frischem, offenem Gesangesstrom ausströmen zu lassen, um so sich des Zweifels, der Sorge, der Schwere des Gemüthes durch das Wort zu entledigen.

Ueber die Verbindung dieser drei Gedichte zu einer Trilogie spricht sich Göthe selbst (bei Eckermann III. S. 361) im Dezember 1831 deutlichst aus. Nachdem er nämlich von Soret's Trilogie gesprochen, fährt er also fort: „Meine sogenannte Trilogie der Leidenschaft dagegen ist ursprünglich nicht als Trilogie konzipirt, vielmehr erst nach und nach und gewissermaßen zufällig zur Trilogie geworden. Zuerst hatte ich, wie Sie wissen, bloß die Elegie als selbstständiges Gedicht für sich. Dann besuchte mich die Szimanowska, die denselbigen Sommer mit mir in Marienbad gewesen war und durch ihre reizenden Melodien einen Nachklang jener jugendlich seligen Tage in mir erweckte. Die Strophen, die ich dieser Freundinn widmete, sind daher auch ganz im Versmaß und Ton jener Elegie gedichtet und fügen sich dieser wie von selbst als versöhnender Ausgang. Dann wollte Weygand eine neue Ausgabe meines Werther veranstalten uud bat mich um eine Vorrede, welches mir denn ein höchst willkommner Anlaß war, mein Gedicht an Werther zu schreiben. Da ich aber immer noch einen Rest jener Leidenschaft im Herzen hatte, so gestaltete sich das Gedicht wie von selbst als Introduktion zu jener Elegie. So kam es denn, daß alle drei jetzt zusammenstehenden Gedichte von demselben liebesschmerzlichen Gefühle durchdrungen worden und jene Trilogie der Leidenschaft sich bildete, ich wußte nicht wie!" —

Das erste, an Werther gerichtet, gleichsam an das Jubiläum seines Jugendwerkes (sein Werther entstand 1773) angeknüpft und der Ausgabe von 1825 als Einleitung mitgegeben, steigt in die jungen Wertherjahre und Wertherleiden des Dichters hinauf, durchwandert sein ganzes Liebesleben und schließt einerseits mit der erneuerten Wehmuth des Scheidens, andrerseits mit dem Auflösen dieser Wehmuth in das Wort und mit dem Wunsche, auch hier solche Auflösung zu finden. Es kann

somit dies erste Gedicht gleichsam als Prolog zum zweiten, der Elegie, angesehn werden. Diese Elegie schildert nun das Paradies der neuen, erwiederten Liebe, den Drang und Sturm ihrer Leidenschaft, die Geistigkeit ihrer reinen Freuden und Leiden, den Gottesfrieden ihrer geläuterten Seligkeit, die Thränen ihrer Trennung und die auch körperlich zerstörende Macht ihrer ungestillten Sehnsucht. Allerdings herrscht auch in diesem Gedicht vielfach die Reflexion, aber sie wird überströmt von der Glut der mannigfachen Gefühle und Empfindungen, so daß das wahrhaft lyrische Element im Vordergrunde bleibt. Den Epilog bildet das dritte Gedicht „Aussöhnung." Sein tiefer, wilder Schmerz verklärt sich durch das Engelwesen der holden Musik, und er lebt neu beseligt auf und gewinnt neue Liebe zum Leben im allgewaltigen Reiche der Töne*).

Sehr schön sagt Göschel (Göthische Dicht- und Denkweise II. S. 19):

„Vereinigung mit einem Höheren, Reineren, Unbekannten ist der Grundzug der wunderbaren Macht, die wir Liebe nennen; hierauf bezieht sich alle Sehnsucht und Freude der Liebe. Darum fühlt sie sich mit der Religion verwandt, welche nach der Gemeinschaft mit dem Höchsten, Reinsten, Unbekanntesten strebt und verlangt. Darum befriedigt die Gegenwart des geliebten Wesens alle Bedürfnisse und Wünsche des verwundeten Herzens; darum reißt die Entfernnng eine Wunde, welche kein Balsam heilet: solcher Mangel ist durch kein anderes Gut zu ersetzen. Solche Sehnsucht der Liebe ist mit dem Wesen des Menschen so innig verbunden, daß sie sich auch als Leidenschaft frisch und lebendig in die ruhigen Tage eines lichthellen Alters hinüberziehen kann. Und was beschwichtigt nun ein beklommenes Herz, das allzuviel verloren? Was ist nun der Leidenschaft gegeben zum Gegengifte? Das ist die Frage, welche Antwort erheischt: die Leidenschaft besteht selbst in dem Verlangen nach dieser Antwort, in welcher sie Befriedigung findet. Vorhin wurde die Antwort aus dem Stegreife hinzugefügt: dem Leiden sollte das Thun, der Empfindung in der Seele sollte die Thätigkeit des Geistes entgegentreten. So kam der Gegenpol, als der überwiegende, nur von außen ohne innere Vermittlung hinzu, gleich als wenn beide Pole in ihrem Grunde verschieden und zweierlei wären. Nachdem wir

*) Vergl. oben S. 29.

aber in den Liedern des Dichters wie im Echo der eigenen Brust die Leidenschaft an der Liebe näher kennen gelernt haben, da ergiebt sich, daß der Leidenschaft, wenn sie sich nur selbst treu bleibt, aus ihr selbst die Hülfe kommt, nach welcher sie verlangt. Die Leidenschaft ist ihre Trilogie an ihr selbst. Zuerst begegnet uns die Leidenschaft als das Verlangen des Einzelnen nach dem Ganzen, als die geheime Macht, welche den Glaukus in die Tiefen des Weltwesens der Natur unwiderstehlich hinunterzieht. Der Mensch will das Welt-All der Natur ergründen, umfassen: er findet nur im Ganzen Befriedigung.

Darauf folgte die Leidenschaft der Liebe, welche in die Höhen des Geistes zieht. Der Geist ist dieses, daß er nach ihm selbst im Andern verlangt. Der Geist ist wesentlich Individuum, und die Liebe ist wesentlich das Verlangen in dem einzelnen, einigen geliebten Wesen Alles zu haben, in einem Wesen des Geistes den Geist selbst an die Brust zu drücken.

Das hebt. Aus dem Verlangen nach Gemeinschaft mit einem Höheren, Reineren, Unbekannten erhebt sich das Verlangen nach der Gemeinschaft mit dem Höchsten, Reinsten, Unbekanntesten, bis dieser höchste, reinste Unbekannte uns bekannt und offenbaret wird. Daher kommt am Ende der Leidenschaft Hülfe, dem Verlangen die reinste Befriedigung. Die Hülfe und Befriedigung kommt zuletzt von Dem, in dem wir leben, weben und sind, wenn wir nur stille sind, und das Wort annehmen und leiden, wie es der Leidenschaft geziemt. So hilft sich die Leidenschaft selbst als ihr Arzt.

Aber was sagen uns die Lieder des Dichters? Sie haben uns aus den Tiefen des allgemeinen Meeresgrundes bis zu den Höhen der Liebe, die in dem allgeliebten Wesen Alles hat und mit ihm Alles vermißt, und aus und mit dieser Liebe bis zur Frömmigkeit in Gott erhoben. Hier findet nun das unruhige Herz die Ruhe, nach der es verlangt.

> Denn wenn der Mensch verstummt in seinem Schmerze,
> Gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide." —

Und Seite 23 fährt Göschel fort:

„Den Worten liegen die Töne zum Grunde, aus deren unendlichem Schooße sie sich bestimmen und zu immer weiterer Bestimmung entwik-

keln. Die Töne sind es, welche das Herz aller bestimmenden Grenzen entbinden, und in die Weite entlassen, aber auch zur Rückkehr und Bestimmung, zu Gedanken und Worten anregen. Wer kennt nicht die unwiderstehliche Macht, welche aus dem Reiche der Töne hervorströmt, indem sie wie aus einer andern Welt auf den Flügeln der Liebe zu uns herüberwehen?" — —

Das dritte Gedicht „Aussöhnung" hat Göthe späterhin (im 4. Bande, S. 122)*) „An Madame Marie Szymanowska" betitelt. Ueber diese Dame schreibt er an Zelter unterm 24. August 1823 (Briefw. III. 329 ꝛc.) Folgendes:

„In völlig anderem Sinne, und doch für mich von gleicher Wirkung, hört' ich Mad. Szymanowska, eine unglaubliche Pianospielerinn; sie darf wohl neben unsern Hummel gesetzt werden, nur daß sie eine schöne liebenswürdige Polnische Frau ist. Wenn Hummel aufhört, so steht gleichsam ein Gnome da, der mit Hülfe bedeutender Dämonen solche Wunder verrichtete, für die man ihm kaum zu danken sich getraut; hört sie aber auf und kommt und sieht einen an, so weiß man nicht, ob man sich nicht glücklich nennen soll, daß sie aufgehört hat. Begegne ihr freundlich, wenn sie nach Berlin kommt, welches wohl nächstens geschehen wird, grüße sie von mir und sei ihr behülflich, wo Du es angewendet findest."

Und dann fährt Göthe (S. 331) über die Gewalt der Musik also fort:

„Nun aber doch das eigentlich Wunderbarste! Die ungeheure Gewalt der Musik auf mich in diesen Tagen! Die Stimme der Milder, das Klangreiche der Szymanowska, ja sogar die öffentlichen Exhibitionen des hiesigen Jägercorps, falten mich auseinander, wie man eine geballte Faust freundlich flach läßt. Zu einiger Erklärung sag' ich mir: Du hast seit zwei Jahren und länger gar keine Musik gehört (außer Hummeln zweimal), und so hat sich dieses Organ, insofern es in Dir ist, zugeschlossen und abgesondert; nun fällt die Himmlische auf einmal über

*) 4. 186 macht Göthe folgende Bemerkung: „Dies Gedicht, die Leiden einer bangenden Liebe ausdrückend, steht schon im vorigen Bande an seinem gemüthlichen Platze; hier durfte es nicht fehlen, weil es ursprünglich durch die hohe Kunst der Madame Szymanowska, der trefflichsten Pianospielerinn, zu bedenklicher Zeit und Stunde aufgeregt und ihr ursprünglich übergeben wurde."

Dich her, durch Vermittelung großer Talente, und übt ihre ganze Gewalt über Dich aus, tritt in alle ihre Rechte und weckt die Gesammtheit eingeschlummerter Erinnerungen. Ich bin völlig überzeugt, daß ich im ersten Takte Deiner Singakademie den Saal verlassen müßte. Und wenn ich jetzt bedenke: alle Woche nur einmal eine Oper zu hören, wie wir sie geben (einen Don Juan, die heimliche Heirat), sie in sich zu erneuern und diese Stimmung in die übrigen eines thätigen Lebens aufzunehmen: so begreift man erst, was das heiße, einen solchen Genuß zu entbehren, der wie alle höhern Genüsse den Menschen aus und über sich selbst, zugleich auch aus der Welt und über sie hinaus hebt.

Wie schön, wie nothwendig wär' es nun, daß ich an Deiner Seite zu verweilen Gelegenheit fände! Du würdest mich durch allmäliche Leitung und Prüfung von einer krankhaften Reizbarkeit heilen, die denn doch eigentlich als die Ursache jenes Phänomens anzusehen ist, und mich nach und nach fähig machen, die ganze Fülle der schönsten Offenbarung Gottes in mich aufzunehmen. Nun muß ich sehen durch einen klang- und formlosen Winter durchzukommen, vor dem mir denn doch gewissermaßen graut. Doch wollen wir mit gutem Humor und Muth auch die schwarzen Tage für uns und die Freunde zu nutzen suchen. Tausendfältiges treues Lebewohl!" —

Unterm 9. Januar 1824 (Briefw. III. 395) sagt er:

„Ich aber muß mir selbst sagen, daß ich mich auch früher, d. h. gleich nach meiner diesmaligen Rückkunft, hätte schonen sollen und mich jetzt zu schonen habe: denn die große Erregbarkeit, die sich schon in Böhmen, wie Du weißt, manifestirte, ists doch eigentlich, die mir Gefahr bringt, ob ich ihr gleich nicht feind sein kann, da ich ihr denn doch eigentlich jenes Gedicht verdanke, an dem Gefühl und Einbildungskraft von Zeit zu Zeit sich so gern wieder anfrischt." —

Das zweite Gedicht, die „Elegie", theilt Göthe dem Eckermann im Oktober 1823 mit. Eckermann erzählt (I. S. 71):

„Nach dem Gedichte selbst hatte ich längst ein großes Verlangen getragen, doch mit Recht Anstand genommen Göthe darum zu bitten. Ich hatte daher die Gunst des Augenblickes zu preisen, wodurch es mir nun vor Augen lag. Er hatte die Verse eigenhändig mit lateinischen Lettern auf starkes Velinpapier geschrieben und mit einer seidenen Schnur in einer Decke von rothem Maroquin befestigt, und es trug also schon

im Aeußern, daß er dieses Manuskript vor allen seinen übrigen besonders werth halte. Ich las den Inhalt mit hoher Freude und fand in jeder Zeile die Bestätigung der allgemeinen Sage. Doch deuteten gleich die ersten Verse darauf, daß die Bekanntschaft nicht diesesmal erst gemacht, sondern erneuert worden. Das Gedicht wälzte sich stets um seine eigene Axe und schien immer dahin zurückzukehren, woher es ausgegangen. Der Schluß, wunderbar abgerissen, wirkte durchaus ungewohnt und tief ergreifend."

Ferner erzählt er S. 91:

„Eingedenk des Versprechens, mir seine Elegie von Marienbad zu einer passenden Stunde abermals zu zeigen, stand Göthe auf und gab mir das Gedicht. Ich war glücklich, es abermals vor Augen zu haben. Göthe setzte sich wieder in Ruhe und überließ mich einer ungestörten Betrachtung.

Nachdem ich eine Weile gelesen, wollte ich ihm etwas darüber sagen, es kam mir aber vor, als ob er schlief. Ich benutzte daher den günstigen Augenblick und las es aber- und abermals und hatte dabei einen seltenen Genuß. Die jugendlichste Glut der Liebe, gemildert durch die sittliche Höhe des Geistes, das erschien mir im Allgemeinen als des Gedichtes durchgreifender Charakter. Uebrigens kam es mir vor, als seien die ausgesprochenen Gefühle stärker, als wir sie in anderen Gedichten Göthes anzutreffen gewohnt sind, und ich schloß daraus auf einen Einfluß von Byron, welches Göthe auch nicht ablehnte.

„Sie sehen das Produkt eines höchst leidenschaftlichen Zustandes, fügte er hinzu; als ich darin befangen war, hätte ich ihn um alles in der Welt nicht entbehren mögen, und jetzt möchte ich um keinen Preis wieder hineingerathen."

„Ich schrieb das Gedicht, unmittelbar als ich von Marienbad abreiste und ich mich noch im vollen frischen Gefühle des Erlebten befand. Morgens acht Uhr auf der ersten Station schrieb ich die erste Strophe, und so dichtete ich im Wagen fort und schrieb von Station zu Station das im Gedächtniß Gefaßte nieder, so daß es Abends fertig auf dem Papiere stand. Es hat daher eine gewisse Unmittelbarkeit und ist wie aus einem Gusse, welches dem Ganzen zu kommen mag."

Zugleich, sagte ich, hat es in seiner ganzen Art viel Eigenthümliches, so daß es an keins Ihrer anderen Gedichte erinnert.

„Das mag daher kommen, sagte Göthe. Ich setzte auf die Gegenwart, so wie man eine bedeutende Summe auf eine Karte setzt, und suchte sie ohne Uebertreibung so hoch zu steigern als möglich.“ —

Auch über Madame Szymanowska, eine junge Polinn, die Göthe in Marienbad kennen gelernt und die ihn nachher in Weimar besuchte, finden wir Mittheilungen in Eckermanns Gesprächen (I. S. 68, 72, 77, 87). —

---

14. Marienbad. 1823.

a.

Du hattest längst mirs angethan,
Doch jetzt gewahr' ich neues Leben;
Ein süßer Mund blickt uns gar freundlich an,
Wenn er uns einen Kuß gegeben.

---

b.

Tadelt man, daß wir uns lieben,
Dürfen wir uns nicht betrüben;
Tadel ist von keiner Kraft.
Andern Dingen mag das gelten,
Kein Mißbilligen, kein Schelten
Macht die Liebe tadelhaft.

---

c.

Du Schüler Howards*), wunderlich
Siehst Morgens um und über dich,
Ob Nebel fallen, ob sie steigen,
Und was sich für Gewölke zeigen.

Auf Berges Ferne ballt sich auf
Ein Alpenheer, beeist zu Hauf,
Und oben drüber flüchtig schweifen
Gefiedert weiße, luft'ge Streifen;
Doch unten senkt sich grau und grauer
Aus Wolkenschicht ein Regenschauer.

Und wenn bei stillem Dämmerlicht
Ein allerliebstes Treugesicht
Auf holder Schwelle dir begegnet,
Weißt du, ob's heitert? ob es regnet?

---

d.

Wenn sich lebendig Silber neigt,
So giebt es Schnee und Regen,
Und wie es wieder aufwärts steigt
Ist blaues Zelt zugegen.
Auch sinke viel, es steige kaum
Der Freude Wink, des Schmerzens,
Man fühlt ihn gleich im engen Raum
Des lieb=lebend'gen Herzens.

---

*) Howard, ein berühmter Englischer Meteorolog, geb. 1772 zu London, auf dessen wichtige Werke besonders Göthe in Deutschland aufmerksam gemacht hat.

e.

Du gingst vorüber? Wie! ich sah dich nicht;
Du kamst zurück, dich hab' ich nicht gesehen —
Verlorner, unglücksel'ger Augenblick!
Bin ich denn blind? Wie soll mir das geschehen?

Doch tröst' ich mich, und du verzeihst mir gern,
Entschuldigung wirst du mit Freude finden,
Ich sehe dich, bist du auch noch so fern!
Und in der Nähe kannst du mir verschwinden.

---

f.

Am heißen Quell verbringst du deine Tage,
Das regt mich auf zu innerm Zwist;
Denn wie ich dich so ganz im Herzen trage,
Begreif' ich nicht, wie du wo anders bist.

Auf eben jene Verhältnisse und Herzenszustände, von denen wir bei der „Trilogie der Leidenschaft" gesprochen, beziehn sich die obigen kleineren 6 Gedichte, welche in der Ausgabe der Göthischen Werke von 1840 im 6. Bande, S. 98 unter der Ueberschrift „Marienbad 1823" zusammengestellt sind, während sie in der frühern Ausgabe von 1827 im 4. Bande, S. 118 bloß mit Nr. 32 bis 37, dagegen im Inhaltsverzeichniß, S. IV. mit dem Titel „Liebschaft" bezeichnet stehn und die oben angeführte Note Göthes hinzugefügt erhalten.

Das erste Gedicht, Nr. a bezeichnet kurz das neue Leben im Kuß. Nr. b weist den Tadel Andrer über die Liebe des Greises und zum Greise zurück. Nr. c scherzt naiv mit den Wetterbeobachtungen des Liebenden. Nr. d deutet wieder auf das Barometer des „lieblebendigen"

Herzens hin. Nr. e spricht von der Nähe und Ferne der Geliebten fürs äußre und innere Auge. Nr. f endlich sagt, wie er sie im Herzen trage und sonach nicht begreife, daß sie auch anderswo sein könne.

Es würden diese Kleinigkeiten an sich wohl weniger Werth haben, wenn sie sich nicht grade auf Göthes letztes Liebesverhältniß bezögen und auch in ihrer epigrammatischen Form die jugendliche Lebhaftigkeit seiner Empfindungen an den Tag legten.

Was Göthe selbst (4. 186) über diese kleineren Gedichte bemerkt hat, ist schon in §. 29 mitgetheilt worden.

15. Hab' ich tausendmal geschworen.

Hab' ich tausendmal geschworen,
Dieser Flasche nicht zu trauen,
Bin ich doch wie neu geboren,
Läßt mein Schenke fern sie schauen.
Alles ist an ihr zu loben,
Glaskrystall und Purpurwein.
Wird der Pfropf herausgehoben,
Sie ist leer und ich nicht mein.

Hab' ich tausendmal geschworen,
Dieser Falschen nicht zu trauen,
Und doch bin ich neu geboren,
Läßt sie sich ins Auge schauen.
Mag sie doch mit mir verfahren,
Wie's dem stärksten Mann geschah.
Deine Scheer' in meinen Haren,
Allerliebste Delila.

In naiv humoristischen Vergleich mit der Flasche stellt der Dichter die siegende Gewalt des Liebesblickes.

Delila war die treulose Geliebte Simsons. Sie hatte ihn, durch die Philister bestochen, dreimal gefragt, worin seine Kraft bestehe und womit man ihn zwingen könne. Dreimal täuschte er sie durch seine Antwort und zerriß die Bande der Treulosen. Aber zum vierten Male sagte er ihr die Wahrheit: „Ich habe nie mein Haupthaar geschoren, denn ich bin ein Geweihter Jehovahs von Kindheit an; scheerte ich mirs ab, so wiche Gottes Geist und meine Kraft von mir." Und da er schlief auf ihrem Schoße, ließ sie ihm die starken Locken abschneiden und rief: Philister über dir, Simson! Jehovah und seine Kraft waren gewichen, die Philister griffen ihn, stachen ihm die Augen aus und führten ihn gefangen von dannen.

---

16. Dem aufgehenden Vollmonde.

Dornburg, den 25. August 1828.

Willst du mich sogleich verlassen?
Warst im Augenblick so nah!
Dich umfinstern Wolkenmassen,
Und nun bist du gar nicht da.

Doch du fühlst, wie ich betrübt bin,
Blickt dein Rand herauf als Stern!
Zeugest mir, daß ich geliebt bin,
Sei das Liebchen noch so fern.

So hinan denn! hell und heller,
Reiner Bahn, in voller Pracht!
Schlägt mein Herz auch schmerzlich schneller,
Ueberselig ist die Nacht.

Bald nach dem Tode des edeln Großherzogs hatte sich Göthe nach Dornburg begeben, „um sich den täglichen betrübenden Eindrücken zu entziehn und sich in einem neuen Umgange durch eine frische Thätigkeit

wiederherzustellen.“ Er sagt (bei Eckermann II. 6): „Ich verlebe hier so gute Tage wie Nächte. Oft vor Tagesanbruch bin ich wach und liege im offnen Fenster, um mich an der Pracht der jetzt zusammenstehenden drei Planeten zu weiden und an dem wachsenden Glanz der Morgenröthe zu erquicken. Fast den ganzen Tag bin ich sodann im Freien und halte geistige Zwiegespräche mit den Ranken der Weinrebe, die mir gute Gedanken sagen und wovon ich euch wunderliche Dinge mittheilen könnte. Auch mache ich wieder Gedichte, die nicht schlecht sind, und möchte überall, daß es mir vergönnt wäre, in diesem Zustande so fortzuleben.“ — Zu diesen Gedichten gehört auch das obige, welches so einfach als schön ist.

Ende.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

